214. - 3

Europäiſche Fauna

oder

Naturgeſchichte

der europäiſchen Thiere

in angenehmen Geſchichten und Erzählungen
für allerley Leſer

vorzüglich für die Jugend

von

J. A. E. Goeze.

Dritter Band.

Wiederkäuende Thiere, und Thiere
mit Pferdegebiß.

Mit einer Kupfertafel.

Biblioth. oberaltac.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung,
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Berichtigung.

In dem zweyten Theile dieser Schrift, der die Glires enthält, ist S. 1. bey den Kennzeichen ein Versehen und Schreibfehler vorgefallen, wenn es heißt: Backenzähne fehlen gänzlich, da es heißen sollte: Laniarii, Hundszähne, fehlen.

Zoologische Bemerkungen.

List des Fuchses.

An Orten, wo oft getrieben wird, kommt der Fuchs, der sonst den Lärm sehr fliehet, und immer zuerst erscheint, ganz zuletzt, und läßt andere Thiere, als Hasen, u. s. w. vorbey, um durch sie zu erfahren, ob alles sicher sey. Ja! er ist oft dichte vor den Treibern, und läuft zwischen ihnen durch und zurück, wenn er vorwärts größere Unsicherheit bemerkt. v. Rochow.

Von der Aesung des Hirsches.

Der Hirsch beißt die jungen Zweige quer durch ab; das Thier nicht; sondern es streifelt Rinde und Blatt des jungen Zweiges ab. An dem verschiedentlichen Schall, den dieses Abbeißen und Streifeln giebt, kann der, auf einem jährigen Schlage von Laubholz ansitzende Jäger unterscheiden, ob sich in der Abend- oder Morgendämmerung, bey windstillem Wetter, ihm ein Hirsch, oder ein Thier nähere. v. Rochow.

Empfindlichkeit der Katzen bey Musik.

Von den Hunden ist bekannt, daß sie bey dem Läuten der Glocken, bey dem Blasen der Hörner, u. s. w. gewaltig heulen, weil ihnen der Schall im Ohre muß empfindlich seyn.

Eine zahme Hauskatze äußerte ein Gleiches. Sie lag ruhig in der Stube. Da aber beyde Söhne des Hauses anfiengen, mit Violinen ein Duetto zu spielen, sprang sie auf, lief nach der Thür, stellte sich sehr ungebärdig, und mußte herausgelassen werden.

Etwas von der gemeinen Fledermaus.

Nach Bensley natur. hist. of Selborie (s. Beckmanns physik. Bibl. 17 B. S. 2.) läßt sich die gemeine Fledermaus zahm machen, und kann, wider die gemeine Meynung, von einem ebenen Boden auffliegen.

* * *

In dem 76sten Stück der gothaischen gel. Zeitung 1792 ist der zweyte Theil meiner Fauna rezensirt, und der größte Theil der Rezension bestehet in der Bezweiflung des von mir bestätigten Rattenköniges, wogegen ich einiges zu erinnern habe.

Diejenigen mit den Schwänzen verflochtenen Ratten, die ich gesehen habe, waren alt, und beynahe ganz grau. Sie waren bloß mit den Spitzen der Schwänze verknotet, und alle von gleicher Größe, nicht aber, wie in dem Sondershausischen Exemplar, welches ich selbst für Betrug anerkannt habe, Junge und Alte zusammengeflochten.

Neben

Neben einem Fruchtboden, wo Rezenſent lange gewohnt, und wo die Ratten bey tauſenden logirten, wird ſich in der Höhe nie ein Rattenkönig finden, und alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß er nur in einem niedrigen entlegenen finſtern Winkel, wozu nicht leicht Jemand kommen kann, gefunden werde. Es bleibt daher immer Zufall, wenn er einmal entdeckt wird, und es iſt keine Folge, daß er nur da angetroffen werde, wo eine große Menge Ratten hauſet, welches wohl nur auf Volksſage beruhet.

Freylich möchte es ſchwer ſeyn, die ſteifen Schwänze lebendiger Ratten zuſammenzuflechten, worin wir dem R. Recht geben. Sollten ſie aber nicht im Alter, und unter gewiſſen andern Umſtänden geſchmeidiger werden? An den Spitzen ſind ſie auch nicht ſo ſteif, als in der Mitte, und bey der Wurzel.

Ich wünſchte ſehr, daß der Herr Hofrath Blumenbach über ſein, noch in der 4ten Aufl. ſeines Handbuchs der Naturgeſchichte geäußertes Urtheil nähere Auskunft gäbe:

„Die bejahrten, mit den Schwänzen zu ſechs bis acht verwickelten Ratten ſind die ehemals ſo berufenen, und neuerlich ohne Grund gänzlich geleugneten Rattenkönige.“

Da ich mir die möglichſte Mühe gegeben habe, in der Naturgeſchichte alle Vorurtheile zu berichtigen; ſo möchte ich nicht gern den Schein habe, noch etwas zu vertheidigen, wovon, wie R. ſagt, in den Spinnſtuben die Rede wäre.

»Uns kommt es noch immer vor, als wenn luſtige Purſche ſolche Rattenkönige, von denen in den Spinnſtuben ſo oft die Rede iſt, machten.« Und doch ſollen die Schwänze, wie R. vorher ſagt, ſo ſchwer zuſammenzuflechten ſeyn!

Einige Druckfehler wolle der geneigte Leſer in dieſem Bande verbeſſern

S. 5. v. o. Z. 14. ſtatt ſeine l. ihre.
S. 5. v. u. Z. 1. ſtatt ? ſetze.
S. 23. v. o. Z. 9. ſtatt Haas l. Hans.
S. 85. v. o. Z. 18. ſtatt Hußaren l. Huſaren.
S. 98. v. o. Z. 9. ſtatt Küſſen l. Kiſſen.
S. 102. v. u. Z. 7. ſtatt chornen l. ſchornen.

Uebrigens danke ich Gott, daß ich dieſen dritten Band meiner Fauna, womit ſich die Säugthiere endigen, in dieſem Winter unter den ſchmerzlichſten Hämorrhoidal-Anfällen, habe zu Stande bringen können. Ob ich etwas von der zweyten Thierklaſſe: den Vögeln, liefern werde, wird auf meine Geſundheitsumſtände ankommen. Geſammelt hab' ich dazu; die Ausführung aber hängt von der Vorſehung ab, die auch meinen Kräften ein Ziel geſetzet hat.

Vor der Oſtermeſſe 1793.

Inhalt.

Inhalt.

Fünfte Ordnung der Säugthiere: Wiederkäuende Thiere:

I. Gattung der Hirsch. . . S. 1
1. Erste Art: der Roth- oder gemeine Hirsch . . . 2
2. der Damhirsch . . . 51
3. das Reh . . . 60
4. das Elenthier . . . 78
5. das Rennthier . . . 100
II. Gattung: Antilope, oder Gazelle. 147
1. Erste Art: die Gemse . . . 149
2. die Saiga . . . 168
III. Gattung: die Ziege . . . 182
1. Erste Art: der Steinbock . . . ebend.
2. der sibirische Steinbock . . . 189
3. die Bezoarziege . . . 197
4. Unsere Hausziege . . . 201
5. die angorische Ziege . . . 214
IV. Gattung: das Schaaf . . . 218
1. das gemeine Schaaf . . . ebend.
2. das wilde Schaaf . . . 242
Anhang von dem sardinischen Mouflon 252
3. das wallachische Schaaf . . . 256
V. Gattung: der Ochs . . . 258

1. der Auerochs . . S. 259
2. der gemeine Ochs und Kuh- oder Rindvieh 272
3. der Büffel . . 306
Sechste Ordnung der Säugthiere: Thiere mit Pferdegebiß . . 312
I. Gattung. Das Pferd . . 313
1. das gemeine Pferd . . ebend.
2. der Esel . . 346
a. der zahme Hausesel . 337
Anhang von Bastardracen . 360
α. das Maulthier . ebend.
β. der Mauleſel . 362
b. der wilde Esel . 363
II. Gattung. Das Schwein . 372
1. das gemeine europäiſche . 373
a. das zahme . ebend.
b. das wilde . 394

Wir

Wir kommen nun zu der

Fünften Ordnung

der Säugthiere, oder zu den

wiederkäuenden Thieren,

die den Menschen vorzüglich durch ihr Fleisch, Milch, Fett, Haar, Wolle, Haut, Horn, u. s. w. nützen. Sie unterscheiden sich von allen andern durch zwo sehr auszeichnende Eigenschaften:

durch das Wiederkäuen der Speisen; durch ihre gespaltenen Klauen.

Hieher gehören zwo ausländische Gattungen; das Kameel, und Moschusthier; und fünf europäische: der Hirsch; die Gemse, oder Antilope; die Ziege; das Schaf und der Ochs.

Der wiederkäuenden Thiere der fünften Ordnung

Erste Gattung: der Hirsch *).

Allgemeine Kennzeichen.

Unten acht Vorderzähne.

Von

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 175. *Cervus.*

Bey einigen Arten in der Oberkinnlade einzelne Eckzähne.

Die Hörner sind dichte, und fallen jährlich ab. Die Weibchen meistens ungehörnt.

Sie leben in Wäldern, und die Gallenblase soll ihnen gänzlich fehlen.

Der wiederkäuenden Thiere: der ersten Gattung; der Hirsch:

1te Art: der eigentliche Hirsch *).

Der Hirsch ist in der That ein Thier, welches wegen seines majestätischen Ansehens, wegen seines schlanken Körperbaues, wegen seines langen Halses, erhabenen Hauptes, und insonderheit wegen seines vielzackigen Geweihes, die meisten Landthiere an Schönheit übertrifft, und daher mit Recht den Namen Edelhirsch verdient. Er ist eine wahre Zierde der Wälder, und ich habe mich oft nicht wenig gefreuet, wenn ich des Morgens bey Aufgang der Sonne, unweit der Roßtrappe, oben auf einer der erhabensten Klippen, den sichern Hirsch mit zusammengezogenen Füßen stehen, und die Sonne begrüßen sahe. Kaum witterte er uns; so war er mit einem Satz im Gebüsche. Man vergleiche nur einen recht schönen, muntern und ausgewachsenen Hirsch mit einem wilden Schwein, oder einer trägen Kuh; so wird sein Vorzug bald entschieden seyn.

Beschreibung des Thieres.

Beyde Geschlechter werden in der Jägersprache, die bey dieser Gattung von Thieren vorzüglich reich ist, durch

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 176. sp. 3. Cervus *Elaphus*.

durch besondere Namen unterschieden. Das **Männchen** heißt gewöhnlich der **Aedelhirsch**, **Rothhirsch** wegen seiner braunrothen Farbe; das **Weibchen** aber die **Hirschkuh**, die **Hindin**, das **Thier**, u. s. w.

Beyde unterscheiden sich merklich in der ganzen **Gestalt**; aber sie sind auch in der **Fährte**, und Art des Ganges unterschieden. Wenn der Hirsch über eine Wiese, oder grünes Getreidefeld gehet; so beugt er alles mit seinen Läufen nach der Seite, wohin er gehet, nieder, und tritt es glatt ab, als wenn es abgeschnitten wäre, da ein Thier solches nur bloß zerquetscht.

Der ganze Körperbau des Hirsches ist hoch, und langgestreckt, recht zum Setzen und Laufen gemacht. Zuweilen wird er sieben Fuß lang, und vier Fuß hoch, und gewöhnlich hält der kurze Schwanz oder die **Blume** eilf Zoll. Der **Kopf** ist im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein und länglicht. Was der **Straußkopf** gegen seinen Körper ist, das ist der Hirschkopf gegen den seinigen.

Die **Ohren** sind ziemlich groß, und stehen weit auseinander. Bey dem geringsten Geräusch stehen sie aufwärts, um den Schall recht aufzunehmen. So bald der Hirsch die Ohren spitzt, ist er auch bereit, die Flucht zu nehmen.

Die **Augen** sind auch nicht klein, und stehen ebenfalls weit auseinander. Sie sind der Farbe nach gelb, und geben im Affekt ein ordentliches Feuer von sich. Von den besondern Vorderwinkeln der Augen, und den sich in diesen Höhlen erzeugenden **Hirschthränen** wollen wir unten reden.

Die **Nasenlöcher** sind weit und rund, aber zur Witterung immer feucht.

Im Oberkiefer hat er vorn an der Seite zween krumme Zähne, die man Haken nennt, und auf jeder Seite desselben Kiefers sechs Backenzähne. Im Unterkinnbacken, — nicht im obern, wie in manchen Schriften irrig steht, — befinden sich acht Schneidezähne, und wieder an jeder Seite desselben Kiefers sechs Backenzähne; also in allen, die 2 Haken mit gerechnet, 34 Zähnen.

Die Schenkel sind gegen die Lenden, von denen sie ablaufen, sehr dünn, daß man sich wundern muß, wie sie eine solche Last tragen können.

Die Füße (Läufte) sind schwarzschaalicht, glänzend, und haben am Ende zwey Afterklauen, mit denen sie bey der Flucht, besonders bergab, gewaltig eingreifen.

Das merkwürdigste am ganzen Hirsche ist das Geweihe, oder Gehörn, — Gestänge, wie es die Jäger nennen. Er trägt es mit besonderem Anstande auf dem Kopfe, und nur der männliche Hirsch ist damit versehen. Es ist knochenartig, dicht und ästig, mit zurückgebogenen Spitzen oder Enden. Davon unten ein mehreres. Bey dem Männchen ist der Hals zottig, und auch dadurch unterscheidet es sich merklich von der Hirschkuh.

Die Größe ist nach Beschaffenheit der Länder und Nahrung sehr unterschieden. Die Berghirsche sind kleiner, als die Landhirsche, die sich auf reichen Kornfeldern mästen können. Unter den ersten ist der korsikanische der kleinste; denn er ist kaum halb so groß, als der gewöhnliche. Ein geringer, kleiner, magerer Hirsch heißt daher bey den Jägern Grashirsch.

In

In unſern Gegenden beträgt das **Gewicht** eines ausgewachſenen Rothhirſches 3 bis 400 Pfund. Man hat ſie aber auch von fünf Zentnern, und 1726 wurde einer vom Herzog von Weißenfels geſchoſſen, der **acht Zentner** und **zehn Pfund** wog *).

Die gewöhnliche Farbe iſt vom Maule bis zum After **fahlroth**, oder kaſtanienbraun, und am Bauche weißlicht. Doch verfärbt er ſich im Frühjahr und Herbſt. Weil faſt alle, zu dieſer Gattung gehörenden Thiere eine rothfahle Farbe haben; ſo iſt daher der Unterſchied entſtanden, daß man ſie das **Rothwildpret**, die **wilden Schweine** aber **Schwarzwildpret** nennet.

Gewiſſe Umſtände können bey den Thieren die Farbe verändern, welche man daher nicht, als beſondere Arten, anzuſehen hat. So giebt es in den böhmiſchen Wäldern Hirſche, welche von den Kohlbrennereyen, wo ſie ſich aufhalten, eine ganz dunkelbraune Bruſt, und lange Zotten an dem Halſe haben. Man nennt ſie **Brandhirſche**.

So finden ſich auch noch in manchen Wildbahnen großer Herren ganz-weiße, **ſilberfarbige**, **gefleckte** Hirſche, auch einige mit weißen **Bleſſen**. Alles aber bloße Spielarten.

Bey der Zergliederung

hab' ich manches Sonderbare gefunden, darin dieſe Thiere von andern abweichen. Die Eingeweide, oder

*) Im marienburgiſchen Werder in Preuſſen wurde 1715 d. 25. Auguſt ein Hirſch geſchoſſen, der 13 Viertel hoch, 13 Viertel lang, mit 13 Viertel hohem Geweihe, und 800 Pfund ſchwer war. S. Bocks N. G. von Preußen IV. 127.

das Geräuſch, und Geſcheide, wie es die Jäger nennen, waren mein Hauptaugenmerk, um darin die, dieſer Gattung eigenen Würmer zu entdecken. Ob mir gleich von verſchiedenen Fürſten und Herren das Geſcheide überſchickt wurde; ſo habe ich doch noch in keinem einen Blaſen- oder Band- oder Rundwurm finden können. Bloß in einer in Weingeiſt aus Laubach mir überſchickten Hirſchleber fand ich den gewöhnlichen Blaſenwurm *). Indeſſen verſichern andere, daß ſie auch Egelwürmer haben ſollen **). Allein nachher bin ich noch von dem Hrn. D. Zeder von einer der wichtigſten Entdeckungen belehrt, daß er in dem Magen eines Hirſches unter dem Futter eine große Menge beſonderer Eingeweidewürmer gefunden habe, denen auch das Wiederkäuen des Thieres nichts geſchadet hat. Er nennet dieſe Würmer Splitterwürmer ***).

Das Eingeweide kommt mit den Eingeweiden der Kühe vollkommen überein. Auch ſind die Knochen in allen, wie bey dieſen Thieren, nur nicht ſo ſtark.

Auf zwey Umſtände war ich beſonders aufmerkſam: auf den Magen, und auf die Gallenblaſe. Der erſte war doppelt, zum Beweiſe, daß der Hirſch zu den wiederkäuenden Thieren gehöre. Daher man auch in ſeinem Magen, wie bey dieſen, zuweilen die Aegagropilen, oder Haarballen findet.

Wahr

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer. S. 206.

**) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 577.

***) S. Schriften der berlin. Geſellſch. Naturf. Fr. X Bd I St. S. 165. Tab. III f. 8 — 11.

Wahr iſt es, daß ſich an der Leber keine Spur von der eigentlichen Gallenblaſe findet. Bey allem Rothwildpret fehlt ſie. Dagegen ſieht ſowohl bey dem Hirſch, als bey der Hirſchkuh die Blume oder der Schwanz ganz gallengrün aus, und iſt von einem ſo bittern Geſchmack, daß ſie auch die Hunde nicht freſſen wollen. Sollte dieſe wohl das Behältniß der Galle ſeyn? Wird das ganze Geräuſch: Herz, Lunge und Leber gekocht; ſo ſchmeckt alles bitter. Läßt man die letzte weg; ſo iſt kein bitterer Geſchmack da. Kocht man die Leber allein; ſo kann man ſie vor Bitterkeit nicht genießen. Dieß iſt doch ein offenbarer Beweis, daß die Galle, wenn ſie auch im Schwanze ſitzt, von dorther ſeine Zugänge zur Leber und zum Magen haben muß.

Weibliche Thiere werden ſelten geſchoſſen. Doch hab' ich ein Ungebornes erhalten, das kaum ein und einen halben Monat alt war, und das ich noch im Weingeiſt verwahre *).

Bey der Naturgeſchichte

des Thieres fragen wir

1. zuerſt nach ſeinem Aufenthalt, oder, wie die Jäger zu ſagen pflegen: nach ſeinem Stande. Sein eigentlicher Wohnplatz iſt das dickſte Gebüſch im Walde, wo es auch ſein Bette oder Nachtlager hat. Allein der Hirſch iſt doch an verſchiedenen Oertern: auf Wieſen, Anhöhen, in Kornfeldern, u. ſ. w. anzutreffen? Mehr als

*) Die Zergliederung eines zur Hälfte gekommenen Rothhirſchkalbes hat der Herr Forſtrath von Burgsdorf beſchrieben: in den Schriften der berlin. Geſellſch. Naturf. Fr. VI. 411.

eine Urſache nöthigt ihn, ſeinen Standort zu verändern. Bald erfordert es ſeine Nahrung, bald das Aufſetzen des neuen Geweihes, bald die Brunftzeit. Im Winter ziehen ſie ſich um der Saamenſproſſen willen in die Vorhölzer.

Bey dem allen hat er doch im Dickicht ſeinen beſtimmten Bezirk, oder ſein Lager, welches er nach allen Exkurſionen unter der Mittagshitze, und gegen Abend, wie der Haſe wieder ſucht.

Ich habe mehr als einmal auf dem Brocken des Morgens vor Aufgang der Sonne, am Hange vor dem Gebüſche Hirſche äſen geſehen, welche, wenn ſie uns gewahr wurden, ganz langſam und gravitätiſch in die Dickung giengen.

Außer der Begattungszeit leben ſie ſehr geſellſchaftlich und friedlich unter einander, und halten ſich in großen Truppen oder **Rudeln** beyſammen. Insgemein theilen ſie ſich in drey **Geſellſchaften**. Die alten Hirſche, wenigſtens von 5 Jahren, machen eine; die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, die andere, und die Hirſche von drey bis vier Jahren die dritte aus. In ihrem Bette und Ruhelager deckt bey der Kälte ein Hirſch den andern, um ſich zu erwärmen.

Die Nahrung

der Hirſche iſt, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, und der Umſtände ihrer Lebensart, ſehr verſchieden. Gewöhnlich gehen ſie des Abends bey Untergang der Sonne von ihrem Standorte aus, und ihrer Nahrung nach, welches die Jäger: Wechſel halten, nennen. Es geſchieht in einer Art von kurzem Trabe, welcher das

Trollen

Trollen heißt. Die ganze Nacht trollen sie auf diese Art, an den Bergen, auf den Wiesen, und Feldern herum, und bleiben bis nach Aufgang der Sonne, und bis der Thau in den Gebüschen abgetrocknet ist. Dann ziehen sie langsam wieder zu Holze, welcher Rückzug der Kirchgang betitelt wird. In dieser Zeit Abends oder Morgens, pflegt sich der Jäger anzustellen, wo die Thiere den Wechsel halten, wenn er ein Stück schießen will, und solches heißt der Anstand.

Im Frühjahr, so bald der Schnee weg ist, suchen sie die junge Saat, besonders die Brunnenkresse, allezeit dem Winde entgegen, oft eine Meile weit, und verschaffen sich dadurch bald, die im Winter wegen kümmerlicher Nahrung verlornen Kräfte wieder. Erst kürzlich habe ich eine artige Anekdote erfahren, die ich in keinem Buche finde. Kann der Hirsch in einen Dohnenstieg kommen; so ist es um den ganzen Vorrath geschehen. Er läßt keine Beere sitzen; sondern frißt alle vorgesteckte Quitschen weg. Wird er nicht todtgeschossen; so kommt er alle Abend und Morgen wieder, und ruinirt die ganze Schneuse. Bloß als Arzeney frißt er die Beeren so gern. Auch die Ricke, und das Schmalthier thun es; die Rehe aber nicht. Sie lehren uns durch ihr Beyspiel, daß frische und bittere Kräutersäfte für den thierischen Körper eine heilsame Frühlingskur sind.

Der kanadische Hirsch ist nach der breitblätterigen Kalmia sehr begierig, da doch diese Pflanze sonst jedem andern gehörnten Thiere Gift ist. Im Winter findet man seine Eingeweide damit angefüllt. Giebt man diese den Hunden zu fressen; so werden sie dumm, und

gleichsam betrunken; ja sie laufen oft Gefahr, davon zu sterben *).

Wenn man sie des Abends nach Untergang der Sonne auf einer Wiese fressen, oder äsen sieht; so wird man wahrnehmen, daß es sehr langsam geschiehet. So bald sich der Hirsch nothdürftig satt gefressen hat, legt er sich nieder, um das Geschäfte des Wiederkäuens in Ruhe zu verrichten.

Man kann es im Gebüsche, wenn man hinter dem Winde steht, auf 50 bis 100 Schritte bemerken, daß er sichs dabey muß recht sauer werden lassen. Denn es geschiehet bey weitem nicht mit der Leichtigkeit, als bey dem Rindvieh. Man sieht es in der Ferne, wie er das Verschluckte gleichsam ruck- oder stoßweise aus dem ersten Magen wieder in die Höhe bringt. Denn das hat seinen Grund in der Länge des Kanals, wo die Speise durchgehen muß.

Bey dem Ochsen ist der Hals kurz und gerade. Ein Stoß; so ist das Futter aus dem ersten Magen wieder herauf. Bey dem Hirsche hingegen ist der Hals lang und gebogen. Es gehört also bey diesem weit mehr Gewalt dazu, die Nahrung wieder in die Höhe zu bringen, und es kann solches nicht wohl anders, als durch ein heftiges Aufstoßen geschehen, welches man von außen sehr deutlich wahrnehmen kann, und welches die ganze Zeit des Wiederkäuens hindurch währet.

Wenn der Hirsch das Geweihe abgeworfen hat; so ist er krank, und seine Nahrung verändert sich sehr. Er hält sich im dicksten Gebüsche verborgen, und genießt bloß die nächsten Frühlingskräuter und Knospen. Ueberhaupt

*) S. Pennant's Thiergeschichte der nordlichen Polarländer I. 30.

haupt pflegen sie, so lange das Gehörn zart und weich ist, die nächsten Wiesen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu besuchen, und sich durch die jungen Sommerwuchse, vorzüglich durch die sogenannten **Schäfchen**, oder männlichen Blüten oder Kätzchen der **Haseln, Aespen und Weiden** zu stärken.

Nach gerade ziehen sie sich in den Hochwald zurück, und äsen sich mit Gras, Laub und Kräutern. Ist alles wieder bey ihnen in gutem Stande; so gehen sie auf die **Wintersaat**, und, wenn ihnen diese zu zähe wird, so gehen sie auf die Sommersaat, und weilen darin so lange, bis sie reife Körner erhält. Diese Nahrung behagt ihnen so wohl, daß sie sich ganze Tage in den hohen Korn- und Weizenfeldern aufhalten, nicht nur die Aehren abfressen; sondern ganze Plätze niederlagern, welches gewiß für den Landmann kein geringer Schaden ist. So bald der **Hafer** reift, verlassen sie alles, und ziehen diesen, als ihre angenehmste Speise den übrigen vor, wie sie denn auch die **Flachsknoten** nicht verschmähen. Man siehet hieraus, wie groß der Schaden sey, den das Wild, wenn es nicht eingegattert ist, auf dem Felde an allen Arten von Feldfrüchten anrichtet.

Ist die Aernte vorbey; so halten sie sich an die Grummetwiesen, und machen sich die Kraut- und Rübenfelder zu Nutze. Hier erlangen sie denn endlich die größte Feistigkeit und Stärke, die ihnen zuletzt bey der eintretenden Begattungszeit nöthig ist.

Es mag wahr seyn, oder nicht, was man bey ihren Feld- und Wiesenräubereyen von ihnen erzählt; so will ich es doch anführen. Sie sollen nämlich ordentliche **Schildwachten** ausstellen, die ihnen durch ein starkes Auftreten mit den Vorderfüßen ein Zeichen geben, daß

Gefahr

Gefahr vorhanden sey, welches sie in einer weiten Ferne vernehmen können. So bald solches geschiehet, eilt das ganze Rudel dem Holze zu, und die ältern Hirsche treiben die jüngern vor sich her.

Der Hirsch säuft fast gar nicht; im Winter wenig, noch weniger im Frühjahr. Das bethauete Gras ist ihm genug. Ist er aber erhitzt; so sucht er das Wasser.

Die Lebensart des Hirsches

selbst hat viele, ganz besondere Eigenheiten. Dahin gehört

1. sein ganzes **Naturell**, seine vollkommene **Sinnlichkeit**, und seine Art, sich in diesen und jenen Fällen zu nehmen, oder aus Verlegenheiten zu reissen.

Von Natur ist er gutmüthig, friedfertig und gesellig; er kann aber doch unter gewissen Umständen so **wüthend** werden, daß er auch, wenn er zahm ist, seines Wärters nicht schont.

Im Thiergarten vor Blankenburg wurden im Anfange dieses Jahrhunderts viele Thiere gehalten. Einer der ansehnlichsten Hirsche, und Vielender, wird von dem Wildmeister vorzüglich gefüttert, so daß er sehr vertraut mit ihm geworden ist. An einem Tage aber wird der Mann vermißt, und als man nachsucht, findet man den Hirsch mit blutigem Geweihe bey ihm stehen, der ihn mit unzähligen Stößen gespießt hatte. Die Ursache hat niemand ergründen können.

Vor einigen Jahren gehen einige Damen im Thiergarten vor Wernigerode, ganz in der Tiefe spatzieren. Oben auf der Höhe steht ein Hirsch, nach welchem ein sie begleitender Cavalier schießt. Das Thier wird zwar

getroffen, aber nur verwundet. Mit einemmale ſetzt es herunter, überfällt die eine Dame mit ſolcher Wuth, daß es ihr das ſeidene Kleid auf dem Leibe zerfetzt, und ſie gewiß ums Leben gebracht hätte, wofern es nicht auf der Dame mit dem Weidemeſſer abgefangen wäre. Zum Andenken dieſer Szene iſt auf derſelben Stelle ein Monument errichtet.

Vor einigen Jahren wurde auf einem adelichen Gute ein fremder Beamter, da er auf den Hof gieng, den zahmen Hirſch zu beſehen, von demſelben überfallen, und gar übel behandelt. Es iſt eben um die Zeit geweſen, da der Trieb zur Begattung bey dieſen Thieren erwacht. Er hat ein rothfahles Kleid getragen, und dieß giebt man für die Urſache an, daß ihn der Hirſch für einen Rival angeſehen habe.

So ſcheu der Hirſch in der Wildniß vor dem Menſchen iſt; ſo trotzig und wüthend geht er öfters auf ihn los, wenn er ſich verwundet fühlt. Unweit des Brockens hab' ich einmal einem ſolchen Schauſpiel mit beygewohnt. Der Brockenwirth hatte einen Hirſch angeſchoſſen, und holte ſeinen Hund, ihn aufzuſuchen. Wir fanden ihn bald, und der Hund ſtellte ihn, das heißt: er ſprang immer um ihn herum, daß ſich der Hirſch ſtets im Kreiſe drehen, und ihm das Geweihe zukehren mußte. Wir waren ihm ſehr nahe. Mit einemmale kehrte ſich das Thier um, und ſtellte ſich uns mit einem Trotz entgegen, den ich nie vergeſſen werde. „Sehen ſie, rief mir der Jäger zu, wie er weiß macht," das iſt, wie er die Augen im Kopfe verkehrt, und in dem Augenblick ſchoß er ihn auch recht aufs Blatt, daß er ſtürzte.

2. Bey

2. Bey der Zergliederung habe ich es an der Geruchshaut, und an dem Apparat der Gehörwerkzeuge wohl abnehmen können, daß er nicht nur eine überaus ſtarke Witterung; ſondern auch ein leiſes Gehör haben müſſe. Außer den Naſelöchern hat er noch zwey Oeffnungen, wodurch er Luft und Geruchtheile einziehen kann. Daher wird ihm auch das Saufen möglich, wenn er gleich die Naſe ganz unter Waſſer hat *). Nicht minder ſcharf iſt auch ſein Geſicht. Alles beſtätigt die Erfahrung.

Er kann den Jäger auf 400 Schritte erkennen, und ihn von dem Holzhauer und Köhler unterſcheiden. Des Abends blitzen ſeine Augen im Dunkeln, zumal wenn er zornig wird. Wenn er unter dem Winde iſt, das heißt: wenn ihm der Wind entgegen kommt, und ihm die Empfindungen von ungewohnten Dingen zubringt; ſo vernimmt er, wie die Jäger ſprechen, oder riecht ſehr weit. Er ſetzt ſich dazu in eine beſondere Stellung. Er reckt nämlich den Kopf in die Höhe, ſpitzt die Ohren, und richtet ſich nach der Gegend, wo der Schall, oder die Witterung herkommt, und in dieſer horchenden Stellung hört er ſehr weit.

Tritt er aus dem Walde in niedriges Gebüſche, daß er nur bis an den halben Leib bedeckt iſt; ſo bleibt er ſtehen, ſieht ſich nach allen Seiten um, bückt ſich mit dem Kopfe unter den Wind, und wittert, ob Gefahr vorhanden ſey.

Alle Nachrichten der Jagdverſtändigen ſtimmen überein, daß der Hirſch von Natur ſehr neugierig, ſchlau und vorſichtig ſey. Wenn man ihm von weitem

*) S. The natural hiſtory — of Selborne. London printed by T. *Benſley* 1789. 4. p. 7.

weitem ſtark zuruft, oder pfeift; ſo bleibt er ſtehen, und ſieht den, der es thut, mit ſtarren Blicken an. Sieht er, daß man ſich nicht nach ihm wendet, oder kein Gewehr und Hunde bey ſich hat; ſo geht er ganz vertraulich und ſtolz vorüber, und wird nicht flüchtig.

Er wird auch für einen großen Liebhaber der Muſik ausgegeben, und ſoll, wenn es wahr iſt, im Anfange einer Parforcejagd dicht vor den Hunden bleiben, ja zuweilen wieder zurück kommen, bloß um das Waldhorn recht deutlich zu hören. Ich vermuthe aber, daß ihn andere Urſachen dazu bewegen. Auf der andern Seite ſoll er, wenn nur ein Parforcehund anſchlägt, außerordentlich erſchrecken, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen; das Bellen anderer Hunde aber gar nicht achten.

Der ganze Körper des Hirſches iſt zum flüchtigſten Rennen, und beſonders zum Setzen gebauet. Wenn er gejagt wird, und recht auf der Flucht iſt; ſo legt er das Geweihe horizontal auf den Rücken, und ſo reißt er durch das dickſte Gebüſche durch, daß er im Augenblick verſchwindet. Kommt ihm ein Fluß vor; ſo ſetzt er durch, und es iſt ihm ein leichtes über eine ſechs Fuß hohe Hecke oder Wand zu ſpringen.

Als ich einmal, unweit Wien, erzählte mir mein Freund, von Göckingk, gegen Abend an der Planke eines adelichen Gartens, worinne Wildpret gehalten wurde, mit drey Extrapferden vorbey fuhr; ſo war es nicht anders, als ob meine Pferde vom Donner gerührt wären; ſo plötzlich fuhren ſie zuſammen, kehrten kurz um, und zerbrachen Stange und Deichſel. Die Urſache war, daß ein Hirſch über die acht Fuß hohe Planke ſetzte, und gerade vor den Pferden nieder ſprang. Es war nicht anders, als wenn er aus den Wolken gefallen

wäre.

wäre. Sind ſie doch im Stande, wenn ſie in Laken eingeſperrt ſind, und ein Ausſchießen gehalten wird, über ein Garn von 14 Fuß Höhe zu ſpringen. Welche Schnellkraft in den Schenkeln!

3. Zu den Eigenheiten des Thieres gehören a) die ſogenannten Hirſchthränen. Ich habe oben geſagt, daß ich dieſes ſonderbare Produkt näher beſchreiben wollte. Sie erzeugen ſich in der Höhle des Vorderwinkels eines jeden Auges. Dieſe Höhle iſt über einen Zoll tief, einen Zoll lang, und etwa acht Linien breit. Inwendig iſt die Haut ſtark gefaltet, und ſehr dünne.

In dieſen Vertiefungen oder Thränenhöhlen (Larmières) ſetzt ſich eine, mit feinen Härchen vermiſchte Materie, faſt wie Ohrenſchmalz, an, welche ſich aber eben nicht von ſeinen Thränen, ſondern von ſeinem Schwitzen in dieſen Höhlen ſammelt.

Bey der Parforcejagd, wenn das arme Thier beynahe vor Hitze zerfließt, und ſein ganzes Blut kocht, ſollen ihm aus dieſen Höhlen große Blutthränen kollern. Ob ein ſolcher Anblick nicht einmal Mitleiden erregen ſollte?

Anfänglich ſind die Thränen weich, wie Harz oder Wachs; allmählich aber werden ſie härter, wie Horn, und endlich wie Stein. Erſt von widrigem Geruch, zuletzt wohlriechend. So wie ſie aus den Augenwinkeln kommen, ſind ſie rund, glatt, glänzend, gelblichbraun, und mit ſchwarzen Aederchen durchzogen. Wird die Maſſe in den Augenwinkeln hart, und ſo groß, daß der Hirſch dadurch am Sehen gehindert wird; ſo

ſucht

ſucht er ſie an Bäumen und Geſträuchen auszureiben *).

Bisweilen finden ſie die Jäger, und haben ſie ſonſt, als den köſtlichſten Bezoar, theuer verkauft, und ihnen viele Wunderkuren angedichtet.

b. So auffallend die ganze Bildung des Hirſchgeweihes an ſich ſchon iſt; ſo merkwürdig iſt die Veränderung, die jährlich damit vorgeht. Der Hirſch wechſelt alle Jahre ſein Gehörn. Die Zeit, da das Abwerfen deſſelben erfolgt, iſt aber nicht bey allen gleich; ſondern richtet ſich nach dem Alter des Thieres.

Die alten Hirſche pflegen es in den letzten Tagen des Februars zu verlieren. Schwerlich aber möchte das wohl der eigentliche Grund von der Benennung dieſes Monats: Hornung, ſeyn. Die jagdbaren Hirſche, oder die Zehnender, werfen es zu Ende des Märzes ab; die minder jagdbaren im April; die ſchlechten Hirſche im Anfange des Mays, und die Spießer zu Ende deſſelben.

Es iſt dieß ein ganz ſonderbares Phänomen ihrer Natur, und hat in ihre ganze Lebensart den ſtärkſten Einfluß. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem Mauſen der Vögel, der Häutung der Schlangen, dem Abfallen der Blätter, u. ſ. w. Wahrlich iſt es kein Ungefähr, daß das Gehörn im Frühjahr, und nicht im Herbſt abfällt. Um dieſe letzte Zeit iſt es ſchon wieder in ſeiner größten Vollkommenheit und Stärke, weil es der

*) S. Journal de l'agriculture, du commerce, des arts et des finances. Paris 1778. p. 87. Von der Entſtehung der ſogenannten Hirſchthränen.

der Hirsch bey der Begattung am nöthigsten gebraucht, sich mit seinen Nebenbuhlern zu schlagen.

Das Geweihe sitzt doch bekanntermaßen mit einem Wulst am Kopfe an. Diesen Wulst nennen die Jäger den Rosenstock. Eigentlich der Zapfen, der in dem hornichten Wulste steckt. Zur Zeit des Abwerfens löset sich das Gehörn von diesem Rosenstocke von selbst ab, weil das Fleisch darunter anfängt zu quillen, und wie ein Wulst rohes Fleisch erscheint. Einige Tage nach dieser Erscheinung fällt die Stange entweder von selbst ab; oder der Hirsch schlägt sie am nächsten Baume ab. Selten fallen beyde Stangen zugleich, und öfters behält er die andere Stange noch zwey bis drey Tage.

Wenn der Hirsch abgeworfen hat; so hält er sich einsam und eingezogen, aus Furcht, weil er sich wehrlos fühlt. Er bleibt auch nicht im Stangengebüsche, weil er sich darinnen leicht an die weichen Stellen stößt, welches ihm sehr empfindlich seyn soll; sondern er sucht niedrige Gebüsche, und junge Schläge, wo er mehrentheils den ganzen Sommer bleibt, bis er wieder aufgesetzt, oder neues Gehörn bekommen hat.

Das Wachsthum des neuen Gehörns nimmt sogleich nach dem Abwerfen des alten seinen Anfang, und der hervorquillende Fleischwulst ist schon die Spur davon. Nach den ersten fünf Tagen zeigt sich bereits auf dem sogenannten Rosenstocke ein weicher, mit einer rauhen, bastartigen Haut umgebener Knorpel, der in 14 Tagen eine Stange von einem halben Fuß mit den ersten Zacken, oder Augensprossen bildet. In den folgenden 14 Tagen ist die Stange schon noch einmal so groß, und zeigt den zweyten Schuß von Enden. So wächst es allmählich immer fort, bis das ganze Geweihe nach zehn

oder

oder vierzehn Wochen, mit rauhem Baſte eingefaßt, ſeine völlige Größe wieder erreicht hat. Wie viel Kraft aber gehört dazu, ein ſo anſehnliches Gehörn von ſo hart werdender Materie in ſo kurzer Zeit hervorzutreiben?

So lange die Hörner noch hervorſproſſen, trägt der Hirſch den Kopf immer niederwärts, um ſie nicht zu beſchädigen. Kaum ſollte man ihn noch erkennen; ſo ſehr entſtellt ihn das abgeworfene Geweihe, und in der Zeit, da das Gehörn wächſt, heißt er bey den Jägern Kolbenhirſch.

Bevor das ganze Geweihe nicht völlig ausgewachſen iſt, und ſich an den Enden geſchloſſen hat, iſt es ſehr empfindlich. Die Jäger nennen das völlige Auswachſen das Verecken des Gehörns. Bey alten Hirſchen geſchieht es gegen Ende des Julius; bey den Jungen ſpäter, gemeiniglich erſt zu Ende des Auguſts.

Nachdem der Hirſch völlig vereckt hat, und ſein neues Geweihe feſt und geſchloſſen fühlt, ſo ſucht er es von der rauhen Haut, oder dem Baſt, unter welchem es gewachſen und verwahrt war, zu ſäubern. Erſt reibt er es an zarten Reiſern, um zu probiren, ob es noch empfindlich iſt. Kann ers ohne Schmerzen aushalten; ſo wird dieß Reiben an dem jungen Aufſchlage fortgeſetzt, wodurch die zarten Stämme oft bis auf die Erde gebeugt, und ganz abgeſchält werden. Dieß nennen die Jäger fegen. Der Hirſch fegt, oder ſtreift den Baſt vom neuen Gehörn ab. Die alten Hirſche verrichten es an ſtarken Stämmen.

Bey dieſen geſchieht das Fegen insgemein ſchon um Johannis, öfters in einer Nacht, und man kann ſich nicht genug wundern, wenn man den Hirſch

mit einem ganz weißen Geweihe sieht, welches aber in wenig Tagen braun wird.

Das Gefege wird selten gefunden. Viele alte Jäger behaupten daher, daß es der Hirsch, als ein besonderes Stärkungsmittel, verzehre und auffresse. Es kann aber auch darum selten gefunden werden, weil nach neuern Bemerkungen *) dieses Gefege eine der köstlichsten Speisen für die Ameisen seyn soll. Auch die Waldleute, und Jäger selbst sollen es sorgfältig aufsuchen, trocknen, und zu allerhand Wunderkuren gebrauchen.

Es ist nunmehro durch untrügliche Erfahrungen ausgemacht, daß das Gehörn, so hart, zackicht und monströs ist, mit den Geschlechtstheilen des männlichen Hirsches in der genauesten Verbindung stehe, und aus den Hauptbestandtheilen der zur Fortpflanzung erforderlichen Saamenfeuchtigkeit entstehe.

Da diese um die Zeit, da der Hirsch abwirft, an andern Orten des Körpers entbehrlich ist; so wird sie durch die feinsten Kanäle hier her getrieben, treibt das alte Gehörn ab, und erhärtet in dem neuen. Dieß wäre nun eigentlich noch nicht Beweis genug; aber die Erfahrung zeigt uns noch mehrere.

Wenn der Hirsch an seinen Geschlechtstheilen, die bey den Jägern Kurzwildpret heißen, eine Verletzung leidet; so fällt ihm gleich das Gehörn ab, und es wächst ihm keins wieder. Werden ihm diese Theile durch Verschneidung genommen; so bleibt das Geweihe, wenn es da ist, stehen, und wenn es nicht da ist, wächst es entweder gar nicht wieder, oder doch sehr unvollkommen, so daß es nur zur Zeit des Wiederwachsens, einen

*) S. Bechsteins N. G. für Deutschland. I. 563.

einen kleinen unförmlichen Knorpel ſetzt. Selbſt der junge Hirſch beginnt ſein erſtes Gehörn nicht eher zu ſetzen, als bis er mannbar, und zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts tüchtig iſt. Da die Hirſchkühe ganz ohne Gehörn ſind; ſo iſt es ein abermaliger Beweis, daß dieſer Schmuck dem männlichen Geſchlecht allein zugehöre *).

Da der Hirſch nach den Geſetzen der Natur nur einmal im Jahre abwirft und aufſetzt; ſo iſt es doch eine beſondere Merkwürdigkeit, daß ein Hirſch, welchen Prinz Leopold Maximilian in ſeinem Reitſtalle zu Deſſau 1721. fünf Jahre gehalten hatte, in einem Jahre dreymal abwarf und aufſetzte, als den 15ten Januar, den 17ten May, und 18ten Dezember, bald nachher aber aus Entkräftung ſtarb, vermuthlich daher, weil er keine Gelegenheit hatte, die überflüſſige Saamenfeuchtigkeit bey gutem Futter los zu werden. Sein Gehörn war zwar vollkommen ſtark, auch gefegt, aber nicht völlig vereckt.

*) Beſonders wichtige, und nicht gemeine Bemerkungen über das Aufſetzen und Abwerfen des Gehörns, wie auch die Beſtätigung, daß der Hirſch einen weichen Strauch ſuche, und daran, wie in einer Art von Furie, die rauhe Haut vom ganzen Gehörn abſchabe, und das Gefege in etlichen Nachtſtunden ſorgfältig verſchlinge, — hat der Herr von Rochow aus vieljährigen, wohlgeprüften Erfahrungen geliefert: im 2ten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde S. 388. Nachricht von einem ungewöhnlich großen, mit Steinrinde überzogenen Geweih eines zu dem Hirſchgeſchlecht gehörenden, vermuthlich nicht mehr bekannten Thieres. Nebſt einem Anhange über die Merkwürdigkeiten der gehörntragenden Thiere aus dem Hirſchgeſchlechte S. 395. ff.

Nach der Jägersprache heißt der untere Theil an jeder Stange mit dem Wulst die Rose; die krausen Knöpfchen an der Rose und den Stangen die Perlen; die nächsten Enden an den Augensprossen die Eissprössel, und die obersten Enden die Krone. Hiernach pflegt man gemeiniglich das Alter der Hirsche zu bestimmen. Der junge Hirsch setzt nach dem ersten Jahre bloß zwey Spieße ohne Enden auf, und heißt daher noch Spießer. Nach dem zweyten eben so viele, aber als zwey Gabeln, mit einem Ende an jedem Spieße, davon der Gabler. Nach dem dritten Jahre bekommt er schon sechs oder acht Enden; nach dem vierten eben so viel; nach dem fünften zehn, auch wohl mehr, oder weniger Enden, und dieß geht bis zum achten Jahre fort, nach welcher Zeit die Zahl der Enden gänzlich unbestimmt ist.

Man pflegt die Zahl der Enden dadurch zu bestimmen, daß man die Enden an demjenigen Geweihe, oder Stange, wo die mehresten sind, zählt und verdoppelt. Da aber, wie gesagt, die Anzahl der Enden nicht allemal bestimmt ist; so sind es sehr trügliche Zeichen, das Alter eines Hirsches anzugeben.

Weit sicherere Kennzeichen vom Alter eines Hirsches finden sich am Gehörn selbst, wornach man ihn zuverläßiger ansprechen oder sein Alter angeben kann. Aus der Dicke der Stangen; an der Rose, die dicht am Kopfe ansitzt; an den Perlen, die stärker und durchsichtiger werden; an den breitern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausgehöhltern Krone pflegen die Jäger das Alter eines Hirsches zu erkennen.

Wie die Natur in allen ihren Reichen, bald durch das zu viele auf der einen, bald durch das zu wenige auf der andern Seite, zu spielen pflegt; so auch im Thierreich, — bey der Bildung der Hirschgeweihe, und bey der Zahl ihrer Enden.

Man hat Beyspiele von Hirschen, deren Gehörne 20, 24 bis 26 Enden hatten. Im Jahr 1740 waren in der Churmark 26Ender nichts ungewöhnliches. Der große Haas, ein Hirsch in dem potsdamischen Thiergarten, zu Friedrich Wilhelms Zeiten, der diesen Namen wegen seiner ansehnlichen Größe führte, hatte 24 Enden.

Auf dem sogenannten Junkerhofssahle zu Danzig zeigte man ein Geweihe von 32 Enden, welches man nicht für 500 Rthlr. ablassen wollte. Ein Herzog von Pommern errichtete in der Tannenheide bey Golnow ein steinernes Denkmal, zum Andenken eines daselbst erlegten Hirsches von 36 Enden. Unter den Seltenheiten des Kabinets des Herzogs Wilhelm zu Bayern, fand sich ein Geweih von 42 Enden, welches der Königin Maria in Ungarn geschenkt wurde.

Das merkwürdigste unter allen bleibt wohl das Geweihe von 66 Enden. Dieß trug ein Aedelhirsch in dem Forste bey Fürstenwalde. Der alte Heidereiter Siebenbürger hatte ihn 1696 eine geraume Zeit beobachtet. Am 18ten September wurde er vom Könige, Friedrich I. mit eigener Hand erlegt.

Auf der Stelle, wo das Thier gefällt war, wurde ein 12 bis 14 Fuß hohes Denkmal von Werkstücken, mit dem ganzen Hirschkopfe auf der einen, auf der andern mit den Nachrichten dazu, mit goldenen Buch-

staben errichtet *). Er hat fünf Zentner und 35 Pfund gewogen, ob er gleich drey Wochen in der Brunst gewesen war. Das Geweih wurde dem Könige von Polen, und Churfürsten von Sachsen, Friedrich August geschenkt, und in der Moritzburg aufbewahrt.

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich, in der berlinischen Kunstkammer ein Hirschgeweih gesehen zu haben, welches in dem Stammende einer Buche gänzlich verwachsen, mit dem Holze umwachsen, und aus Preußen hierher gebracht war. Der Stamm war wenigstens eine halbe Elle im Durchmesser. Wie es aber zugegangen, daß dieses Gehörn hier verwachsen sey, kann ich mir nicht anders, als so erklären, daß dasselbe in einer der einsamsten Gegenden, wo in vielen Jahren kein Mensch hingekommen, abgeworfen, zwischen den Ausschuß des Baums gefallen, von dem wachsenden Baume gefaßt, und auf diese Art mit verwachsen sey.

Auf ähnliche Art ist das Hufeisen eines Pferdes in der Maßer, oder in dem Wurzelende einer Eiche verwachsen, und auf den Spiegelsbergen vor Halberstadt zu sehen.

Das Fabelhafte, was man von dem Abwerfen des Gehörns, und seiner verschiedenen Farbe erdichtet hat, werde ich unten anführen.

4. Bey der Art der Fortpflanzung werden wir mehr als eine Merkwürdigkeit wahrnehmen.

Die

*) S. Beckmanns Beschr. der Chur- und Mark Brandenburg S. 775. Eine Abbildung des ganzen Hirsches in Krünitz ökonomischer Enzykl. 23 B. Fig. 1345.

Die Zeit, da der alte Hirsch die Hindin aufsucht, fällt, wie die Jäger sprechen, gerade auf den ersten September, oder auf den Aegidii Tag. Es ist zum Sprüchwort worden: Aegidii, der Hirsch geht auf die Brunft, und mit welcher Witterung er aufgeht, geht er wieder ab.

Das erste ist, daß er um diese Zeit anfängt, wild zu werden, und seine angeborne Schüchternheit zu verlieren. Er meldet sich mit einem widrigen und brüllenden Geschrey, wie die Kühe, nur anhaltender und heller, daß man es oft eine Stunde weit hören kann. Sie ziehen sich dadurch nicht selten dicke Hälse und Köpfe zu. Mit niederhangendem Kopfe und finstrem Blick läuft er umher, mit der Nase an der Erde, wie die Spürhunde, immer dem Winde entgegen, um die Witterung von einer Hindin zu bekommen. Er weiß auch dieselben Oerter genau wieder zu finden, wo er im vorigen Jahre seinen Liebesplatz gehabt hat.

Die ganze Zeit der Begattung dauert etwa fünf bis sechs Wochen, von Aegidii angerechnet; bey den jüngern Hirschen aber fängt sie sich wohl einen Monat später an.

Ein recht rüstiger Hirsch ist im Stande, sich wohl mit 20 Hirschkühen abzugeben *). Bey diesem Geschäfte verwandelt sich die sonst sichtbare Sanftmuth in den wüthendsten Zorn. Die jungen Hirsche schlägt

*) Ob es wahr sey, was Bock in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte von Preußen IV. 126. erzählt, daß die Hauskühe zuweilen die Hirschböcke annähmen, und davon ein Kalb mit gestrecktem Körper, kürzerm Schwanz, besonderm Gange und Munterkeit gefallen sey, lassen wir dahin gestellt seyn, weil das Corpus delicti umgekommen ist.

ein alter gleich ab, und wenn ſich ein Paar von gleichen Kräften bey einer Hindin treffen; ſo giebt es den fürchterlichſten Streit.

Sie ſchlagen ſich mit den Hörnern dergeſtalt, daß man das Klappern weit durch die Gebüſche hört. Ehe ſie ſich einander angreifen, ſtehen ſie wie ein Paar Bullen gegen einander, ſcharren mit den Füßen, und erheben ein fürchterliches Brüllen, bis ſie mit einem Satze mit den Hörnern zuſammen ſind. Das Klappen und Knacken der Hörner ſchallt nicht anders, als wenn ſtarke Stangen zerbrochen würden. Mit den ſcharfen Enden ſtoßen ſie ſich oft nieder, und wenn es der eine verſieht, daß ihm der Nebenbuhler mit dem Geweihe unter den Bauch kommt; ſo iſt es um ihn geſchehen, und der ganze Leib wird aufgeriſſen.

Bey dieſem blutigen Kampf wendet der Hirſch mit Hals und Gehörn ſeine ganze Kraft an, den andern zum Weichen zu bringen. Man vermuthet, daß er mit dem Nacken eine Gewalt von faſt 1000 Pfunden äußere.

Wenn ſie nun mit den Geweihen ſo auf einander einbohren; ſo trägt ſichs zuweilen zu, daß ſie ſich mit den Stangen und Zacken dergeſtalt verwickeln und verklemmen, daß ſie nicht wieder loskommen können, ſondern auf dem Platze verhungern, und von den Raubthieren verzehret werden.

Man ſtelle ſich vor, was die Geweihe bey dem gewaltſamen Beugen und Brechen leiden, und wie feſt ſie mit der Roſe im Gehirn ſitzen müſſen, daß ſie nicht abbrechen. In dieſem Zuſtande werden denn zuweilen die verwickelten Hörner mit den Skeleten der Hirſchkörper gefunden.

Ich

Ich erinnere mich, ein dergleichen verwickeltes Doppelgehörn von zwey Hirschen in der königlichen Kunst- und Naturalienkammer zu Berlin gesehen zu haben. Es war erstaunlich, wie fest die Enden verklemmt waren. Keine Kunst war im Stande gewesen, sie, ohne etwas zu zerbrechen, aus einander zu bringen. Selbst wider die Natur des Gehörns, das sonst eben nicht biegsam ist, hatte das eine Ende an jeder Stange des einen Gegners der Gewalt nachgegeben, war hinter die Stange des andern gesprungen, und hatte sich dadurch so fest geklemmt, daß nichts vermögend war, es zurückzubringen.

In der Gallerie zu Fontainebleau soll ein ähnliches zu sehen seyn *).

Derjenige Hirsch, welcher sich zu schwach fühlt, dem andern zu widerstehen, endiget den Kampf mit der Flucht, und die Hirschkuh, die während des Streits ganz ruhig gegraset hat, überläßt sich dem Sieger.

Das possierlichste dabey ist dieses, daß in der Zeit, da sich ein Paar alte Hirsche schlagen, ein junger verliebter Galan im nächsten Busche zusieht, und, wenn sie blind und taub gegen einander wüthen, die Gelegenheit abmerkt, mit der Hirschkuh vertraut zu werden, da er sich sonst, ehe die alten kämpften, kaum durfte sehen lassen.

Während der ganzen Begattungszeit frißt der Hirsch sehr wenig, und geht nur im höchsten Hunger zu

*) Die Ueberschriften der vielen hier aufgehängten Hirschgeweihe sind komisch. Denn jede zeigt den Namen dessen an, der, wie der Ausdruck lautet, dem Hirsche die Ehre angethan hat, — m'a fait l'honneur — ihn zu erlegen.

zu den nächsten Rüben- und Erbsenstücken. Insonderheit frißt er alsdann gern Eyerschwämme (Dotterschwämme, Pfifferlinge, Agaricus Cantharellus) Fliegenschwämme, (Todtenköpfe, Agaricus muscarius,) und Pilze, (Boletus bovinus).

Der balsamische Duft der Ameisen soll ihnen zu dieser Zeit sehr angenehm und stärkend seyn. Sie suchen daher, wenn sie äußerst entkräftet sind, die großen Waldameisenhaufen, scharren sie auf, stecken die Nase hinein, und ziehen stundenlang diesen Balsam mit wohllüstigen Minen ein.

Ist der Hirsch recht erhitzt; so sucht er helle Bäche, und stürzt sich gerade hinein, um sich abzukühlen; ja er soll sich sogar ins Meer stürzen, wenn er durch die Witterung einer Hindin verführt wird, und etliche Meilen von einer Insel zur andern schwimmen.

Die Liebhaber der Jagd pflegen es den Hirschen recht bequem zu machen, und auf Grumtwiesen, die mit Hafer und Rüben eingefaßt, aber mit einem tiefen Graben umgeben sind, ordentliche Brunftplätze anzulegen, wo sie denn hinter den zugleich angelegten Hecken das ganze Betragen der Thiere mit ansehen können. Man macht ihnen auch zu der Zeit mit Waldhörnern Musik, der sie mit besonderer Aufmerksamkeit zuhören sollen.

Die Mutter trägt akkurat so lange, als die menschliche, nämlich neuntehalb Monat, oder vierzig Wochen. So lange sie trächtig ist, lebt sie gesellschaftlich unter den andern. So bald sie aber ihre Geburtszeit fühlt, schleicht sie sich weg, begiebt sich in die Einsamkeit in das dickste Gebüsche, macht sich ein Wochenbette von

Moos

Moos und Laubblättern, und gebiert gemeiniglich im May ein, — sehr selten zwey Kälber.

Doch hat man in Thüringen Beyspiele von Müttern, die einige Jahre hinter einander drey Kälber gebracht haben.

Zuweilen übereilt sie die Geburt, sie werfen am Wege, und das Kalb wird gefunden. Mir sind Beyspiele bekannt, daß solche Kälber mit Milch aus der Theekanne groß gezogen sind.

Das Junge liegt nur vier Tage auf dem Moos, hernach läuft es mit der Mutter davon. Ihre Sorgfalt für dasselbe ist groß. Bey der geringsten Gefahr drückt sie es in das hohe Gras und Gebüsche nieder, läßt sich jagen, und nimmt die weitesten Umwege, um den Feind von dem Orte, wo das Junge liegt, abzubringen.

Anfangs läuft das Kälbchen hinter der Mutter her; ist es aber stärker geworden, so treibt sie es vor sich her, um es immer in den Augen zu haben. Sie säugt es so lange, bis sie sich wieder trächtig fühlt. Dann wird es abgestoßen, und muß sich selbst nähren.

Bis zum dritten Monat ist das Kalb weißgelb und bunt gefleckt, und führt verschiedene Namen. An einigen Orten heißt es bis Michaelis, an andern bis zum März das Kalb: ist es männlich, Hirsch-, weiblich Wildkalb. Das weibliche behält bis zu seiner Mutterschaft im zweyten oder dritten Jahre den Namen eines Schmalthieres, auch Hindin, das männliche Hirschkalb aber bekommt, nach dem ersten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgesetzt hat, den Namen eines Spiessers, Spießhirsches; im zweyten Jahre aber, wenn es an den Spießen die Augensprossen ansetzt, eines Gablers.

Es ist doch immer gut, solches zu wissen. Sonst lachen die Jäger, wenn man Wild bestellt, und sie fragen: was beliebt ihnen: einen Spießer, Gabler, oder Schmalthier, und man denkt: das Schmalthier sey eine besondere Hirschgattung.

Die Jungen lassen sich zähmen, und sie sind sonst zum Ziehen gebraucht worden, wie von den alten Deutschen bekannt ist. Die spätern römischen Kaiser bedienten sich ihrer auch zum Zuge. August II. König von Pohlen, fuhr mit einem Zuge von acht Hirschen, und der jetzige Herzog von Meinungen hat noch sechse zu eben diesem Gebrauch.

Zum Reiten aber haben sie sich nie bequemen wollen. Kann man sich daher eine unmenschlichere Grausamkeit vorstellen, als mit welcher ehemals — Gottlob! daß diese Zeiten vorbey sind! — die Wilddiebe auf wilde eingefangene Hirsche aufgeschmiedet wurden? Man denke sich die Wuth und Wildheit, mit welcher der Hirsch, der Last auf dem Rücken ungewohnt, durch die Büsche flog, und wie jämmerlich ein solcher Mensch von den Aesten zerrissen wurde *).

Durch Erfahrungen ist es ausgemacht, daß sich das höchste Alter eines Hirsches bis ins dreyßigste Jahr erstrecke; die Hirschkuh aber kann älter werden, weil

*) Die Geschichte in der Wetterau 1666, da ein Hirsch mit einem aufgeschmiederen Menschen in 3 Tagen 40 Meilen gelaufen, und ihn noch von Friedberg bis Solms getragen habe, ist sehr unwahrscheinlich. S. Grand Theatre historique à Leide 1703. Vol. V. p. 22. Krünitz ökonomische Enzykl. 23 B. S. 747.

weil sie sich nicht durch so heftige Leidenschaften zerrüttet *).

5. Was die Verbreitung des Hirsches betrifft; so ist er beyden Welttheilen gemein. Er ist nicht nach Nordamerika übergebracht; sondern der kanadische Hirsch ist mit dem unsrigen von einer Art: zwar nicht so groß; aber doch von vorzüglicher Höhe und Schönheit des Geweihes. Im Sommer ist er roth, im Winter grau. Ein ganz weißer ist eine große Seltenheit, und heißt Hirschkönig. Er geht bis zur Hudsonsbay, ist in Norwegen, und dem nördlichen Schweden. Nur in Island und Grönland ist er schlechterdings nicht anzutreffen. In Rußland sind die Hirsche gänzlich ausgerottet, allein in den bergigten südlichen Theilen Sibiriens finden sie sich im Ueberfluß, und werden dort weit größer, als in Europa **). Nach Aristoteles Zeugniß war er in Griechenland schon bekannt ***). In ganz Asien findet er sich, sogar auf Ceilan, und obgleich Plinius sagt, daß in Afrika weder wilde Schweine, noch Bären, Hirsche und Ziegen an-

*) Wir lassen es den Plinius (nach Große Uebers. 2 B. S. 300.) verantworten, wenn er versichert: man habe Hirsche mit goldenen Ketten gefangen, die ihnen Alexander der Große, 100 Jahre vorher, habe umlegen lassen, und die bey der großen Fettigkeit schon mit einer Haut überwachsen gewesen wären.

**) Das Thier, welches Anderson in seiner Beschreibung von Island S. 181. für den Hirsch von Grönland ausgiebt, und Catesby nach dem Seligmannischen Vögelwerk 2 Th. den grönländischen Rehbock nennet, ist entweder eine Varietät des Rennthieres, oder ein junges.

***) Histor. Animal. lib. 2. Cap. 130.

angetroffen würden; so weiß man doch aus sichern Nachrichten vom Boßman und Labat, daß er in Guinea, in der Barbarey, u. s. w. zu Hause sey. Nur soll er fast in allen Theilen von Afrika eine beträchtliche Verkleinerung erlitten haben.

Diesen Umstand hat man schon an den, aus Europa auf die Insel Frankreich versetzten Hirschen bemerkt, daß sie sich zwar stark vermehrt, aber eine kleinere Statur, und graueres Haar bekommen haben.

Ist doch der korsikanische Hirsch schon kaum halb so groß, als der unsrige, und so zu reden, ein wahrer Zwerg unter den Hirschen. Schlechte Nahrung, und gebirgichte Gegenden sind unstreitig die Ursachen dieser Verkleinerung.

Sonderbar ist es aber, daß auf dem ganzen Vorgebirge der guten Hoffnung des eigentlichen Hirsches keine Erwähnung geschiehet. Denn Kolbens sogenannte Hirsche *) sind nichts anders, als eine Gazellenart. Sie haben keine Enden an den Hörnern; sondern sie sind von oben bis unten glatt und rund, dunkelbraun und geringelt, spitzig und gerade.

Von Nordamerika ist der Hirsch heruntergegangen bis Mexiko, wo man nicht nur unsere braunen; sondern auch weiße Spielarten findet. In den meisten Theilen von Nordamerika nennt man den Hirsch das graue Mus-Thier (grey Moose), oder Elendthier, welches oft Mißverständnisse verahlaßt hat, da das wahre Elendthier nur in Virginien, und andern südlichen Provinzen von Nordamerika gefunden wird.

In

*) Beschr. des V. d. g. H. S. 335. Nach Vaillants neuesten Reisen in Afrika verlieren Kolbens Nachrichten auf jedem Blatte.

In Böhmen soll es weiße Hirsche mit rothen Augen geben. Schwächlinge, aus gleichen Ursachen, wie die weißen Mäuse, u. s. w.

6. Feinde

hat der arme Hirsch in großer Menge.

Unter denselben ist der Mensch gegen ihn der unbarmherzigste. Es ist ihm nicht genug, ihm seines wohlschmeckenden Fleisches wegen das Leben zu nehmen. Er läßt ihn auch zu Tode hetzen, jagen und martern, um an der Angst und Quaal des verfolgten Thieres, das zuletzt ein Schaum wird, ein grausames Vergnügen zu haben *).

Andere größere Thiere, die ihm gefährlich werden könnten, als Bären, Luchse und Wölfe, werden in Europa immer seltener, und andere, als wilde Schweine, u. s. w. dürfen sich nicht an ihn wagen, weil sie sein, mit mehr, als einem Dolche bewaffnetes Geweihe fürchten müssen.

Hingegen wird er von mehr als einer Art von Insekten so geplagt, daß in manchen Jahren viele darüber das Leben einbüßen.

Zuerst plagt ihn die große Holzwespe **) oder unter den Wespenarten der Riese, die größte, mit dem langen sägeförmigen Legestachel bey dem Weibchen, womit

*) Es ist hier der Ort nicht, das Moralische der Parforcejagd zu untersuchen; aber des Hrn. von Göckings satyrisches Gedicht, in seinen Gedichten, im 3. Bande, S. 13. hat sie von der rechten Seite geschildert. Gottlob! daß auch diese Art von Unmenschlichkeit in unsern Zeiten ziemlich abkommt!

**) Sirex *Gigas* Linn.

womit es die Eyer in faules Tannen- Fichten- und Kiefernholz zu legen pflegt.

Diese Wespen machen eine eigene Art aus, und sind ungleich größer, als die **Hornissen**, welche schon im Stande sind, ein Pferd todt zu stechen.

Wenn sich diese in manchen Jahren im Holze ausserordentlich vermehren; so fallen sie das **Rothwildpret** an, und es gehen ganze Heerden desselben verloren. Im Jahr 1778 fielen dadurch im Herzogthum Gotha, wie auch auf andern Wildbahnen, viele hundert Stück.

Es entstehet durch den Stich dieser Wespen bey dem Rothwildpret sowohl als bey dem Rindvieh, eine überaus schmerzliche und tödtliche Krankheit, welche die **Knotenkrankheit** heißt, und deren Ursache lange verborgen geblieben ist. Das Insekt schlüpft unter den Haaren des Hirsches hin, und macht mit seinem, am Hintertheile befindlichen **Stachel**, der einem **Bistouri**, oder lanzettartigem chirurgischem Instrument ähnlich ist, eine Oefnung in die Haut, die Eyer hinein zu legen. Aus den Eyern entstehen Maden oder Larven, die beulenartige Geschwüre verursachen, und weit **größer** sind, als die bekannten **Engerlinge**. Manches Thier hat mehr als hundert solche Wespenlarven in der Haut. Der Stich geht tief, und es empfindet ihn nicht eher, als bis eine Nervenfiber getroffen ist. Dann fliehet es aus allen Kräften; es schlägt ein Entzündungsfieber dazu, und das Thier krepirt.

Auch die **Füße** des Thieres sind nicht verschont, und voll Knoten. Daher die Jäger die Krankheit an dem **Hinken** der Thiere erkennen. Es ist alsdann weiter nichts zu thun, als daß die gesunden weggeschossen, oder in andere Forste getrieben; die hinkenden aber

durch

durch Hunde eingefangen, die Knoten ausgeſchnitten, und die Wunden mit Eſſig und Salz gereiniget werden, welches die Geneſung befördern ſoll.

Man hat dieſe Knotenkrankheit insgemein mit den Engerlingen oder Oeſtruslarven, die ich gleich nachher beſchreiben will, verwechſelt, und beyderley Inſekten einerley Operation zugeſchrieben, welches aber falſch iſt *).

Die Engerlinge ſind bey weitem ſo gefährliche Feinde der Hirſche nicht. Sie entſtehen von der ſogenannten Vieh-Ochſen- und Kuhbremſe **). Dieſe Fliege iſt ſehr rauchhaaricht, und hat einen kuglichten dicken Körper. Allein ſie ſticht das Vieh nicht, wie die Holzweſpe; ſondern läßt im Schweben die Eyer auf die Haare fallen, die ſich gleich ankleben und feſt ſitzen. Im ſpäten Herbſt kommen die Larven aus, bohren ſich in die Haut, und verurſachen ebenfalls beulenartige Geſchwüre, wobey die Thiere ſich ziemlich wohl befinden, und wie gewöhnlich freſſen ſollen. Einige halten ſie für wohlthätige Fontanellen, welche die unreinen Säfte abziehen.

Den ganzen Winter durch wohnen dieſe Einſiedler hier, kriechen im Frühjahre aus, fallen an die Erde, verpuppen ſich entweder in derſelben, oder unter dem Mooſe, und verwandeln ſich wieder in Fliegen. Daher das Phänomen, daß die Hirſchhäute im Winter auf

*) Es ſcheint ſolches in Krünitz ökonom. Enzyklopädie: 23ſten Th. S. 662. geſchehen zu ſeyn. Eine beſondere und gründliche Abhandlung von der tödtlichen Knotenkrankheit unter dem Rindviehe, und dem Rothwildpret, Leipzig, 8. 1780., nebſt einer Abbildung der Rieſenweſpen, die ſie verurſachen, haben wir dem Hrn. D. Glaſer zu Suhla zu danken.

**) Oestrus bovis Linn. An einigen Orten Biſſelmücke.

dem Rücken voll Löcher, und nur im Julius und August gut sind, da diese Löcher erst völlig wieder verwachsen.

Es ist doch besonders, daß diese Insekten bloß den Rücken des Thieres zu ihrer Wohnung erwählen; an andern Orten des Körpers würden sie nicht so sicher seyn.

Noch ein anderes Insekt dieser Art ist dem Hirsch beschwerlich: nämlich der sogenannte Afterkriecher *), der seine Eyer in den Mastdarm der Pferde legt. Die auskommenden Larven gehen oft durch den Darmkanal bis in den Magen, hängen sich da mit ihren Haken an, und bohren viele Löcher ein, wovon das Pferd elendiglich krepirt.

Bey den Hirschen wählen sie einen andern Ort, nämlich die Nase. Die Fliege weiß, daß der Hirsch unten neben der Zungenwurzel zwey kleine Beutel oder Taschen hat, in deren Falten sie ihre Eyer sehr bequem legen kann. Sie weiß auch den Weg dahin sehr gut; nicht durch das Maul und den Schlund, sondern durch die Nase kriecht sie dahin, in dem Kanale, der zu diesem Beutel unter der Zunge führt, ohne sich zu irren, und in den andern, der zu den Schleimdrüsen hinaufgeht, zu gerathen.

Hier legt sie ihre Eyer hin, woraus die Larven entstehen, sich von dem zähen Schleime, der hier bereitet wird, ernähren, und hernach, wenn sie reif sind, durch die Nase auskriechen. Diese Plage haben die Hirsche gewöhnlich im Junius. Daher hört man sie um diese Zeit öfters gewaltig husten und niesen.

Ob die Hirsche Hautungeziefer haben, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Einige schreiben ihnen Läuse

*) *Oestrus haemorrhoidalis* Linn.

Läuſe zu *); allein ich vermuthe, daß dieſes keine eigentliche Laus iſt. Friſch **) nennt ſie die Rehlaus. Wahrſcheinlich eine *Hippoboſca*, die man oft ſo häufig in den Waldbüſchen findet, daß ſie einem ins Geſichte und an die Hände fliegen.

Die Hirſche ſind mancherley andern **Krankheiten** unterworfen. Dahin gehört

a) eine Art von **Auszehrung**, die ſie von giftigen Thauen bekommen ſollen.

b) Die **Ruhr**, welche ſie im Frühjahre und nach einem langen harten Winter, der ſie recht ausgehungert hat, bekommen, wenn ſie zu viel junge Knoſpen freſſen. Wahrſcheinlicher, wenn plötzlich zu warme Frühlingstage eintreten, und mit ſehr kalten Nächten abwechſeln.

c) Die **Verhaltung des Urins**, die ihnen, beſonders in der Brunftzeit außerordentliche Schmerzen verurſacht. Die fabelhaften Proceduren, wie ſich der Hirſch davon kurirt, werde ich unten anführen.

d) Der Hirſch hat auch heftige **Zahnſchmerzen**, wenn ihm die **Eck-** und **Backenzähne** faul werden. Dieß ſoll die Urſache ſeyn, warum ſie bey der beſten Aeſung mager, und von den Jägern für **Kümmerer** angeſehen werden.

e) Von den **verſteinerten Magenkugeln** ſollen ſie auch viel leiden. Dieß ſind weißgelbe, ſchaalichte Steine, da ſich eine kalkartige Materie ſchichtweiſe über einen Kern angeſetzt hat. Sie werden zuletzt wie eine Kugel, und gleichen den Bezoarſteinen. Daher führen ſie auch die Namen **Hirſchbezoar**, **Hirſchkugeln**,

*) Pediculus *Cervi* Linn.

**) Inſekt. 12r Th. S. 15. Tab. V.

Hirschsteine; sind aber von den Haarkugeln, deren ich oben gedacht habe, zu unterscheiden, welche letztern daher entstehen, wenn sich die Hirsche einander lecken.

7. Um des Nutzens

willen, wird der Hirsch gehegt, und die Vortheile, die fast alles, was er an sich hat, gewähret, sind nicht geringe.

Möchte man nur nicht oft seinen ganzen Nutzen durch gar zu grausame Jagden aufheben! Ich übergehe alle diese Arten von Jagden, weil es uns genug ist, zu wissen, daß wir ihn mit einem Schuß erlegen können, wenn wir ihn nützen wollen *).

Wie gesagt; so kann man vom Hirsche fast alles nutzen, was er in und an sich hat.

Für die Küche ist das Fleisch, theils zum Kochen und Braten, sehr schmackhaft. Die Ohren, Kolben und Läuse werden auf eine besondere Art zum Essen zubereitet. Selbst die getrockneten Sehnen werden in Siam in Bündeln verkauft und gegessen, und die Woguten sollen sich, zur Zeit der Noth, von den zerschlagenen Knochen Kraftsuppen bereiten. Da ich mehr für die Naturgeschichte, als Küche schreibe; so kann man das übrige, was vom Hirsche für den Gaumen zubereitet wird, nachlesen *).

Wie vortheilhaft ist die Hirschhaut zu gebrauchen, wenn sie nicht von Engerlingen durchlöchert ist? Sie giebt weißgegerbt vortrefliche und dauerhafte Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppel, Handschuhe und an-

*) Von der Hirschjagd s. Krünitz Enzyklop. 23. Th. S. 665 — 721.

*) In Krünitz ökon. Enzykl. 23. Th. S. 722. ff.

anderes Riemenwerk; rothgegerbt aber gute Stiefeln und Pelzwerk zu großen Muffen, u. ſ. w.

Die Haare dienen zum Ausſtopfen der Sättel, der Stühle, Polſter und Küſſen; die guten zu Tapezierungen; die ſchlechten zu Fußdecken.

Das Hirſchhorn allein hat einen großen und mannigfaltigen Nutzen. Die Geweihe ſind eine beſondere Jagdnutzung. In den Jägerhäuſern gebraucht man ſie, daran allerley aufzuhängen, und ſie vertreten die Stelle vieler Wandhaken auf einmal.

Man kann ſie raſpeln, grün, roth und ſchwarz beizen, und daraus Griffe zu verſchiedenen Inſtrumenten verfertigen. Der Roſenſtock dient zum Stockknopf, und wird in mancherley Geſtalten ausgeſchnitzt.

Was werden nicht aus dem Hirſchhorn, mit und ohne Wein, für nahrhafte und ſtärkende Gallerten bereitet? Geraſpeltes Hirſchhorn macht unſern Kaffee klar. Man gebraucht es auch, das Bier hell zu machen, und wider die Säure zu bewahren. Aus dem Hirſchhorn macht man ferner eine Schwärze, welche man wie Elfenbeinſchwärze nutzen kann.

Wie nützlich ſind die Apothekerpräparate aus dem Hirſchhorn? Gebranntes Hirſchhorn ſoll verſchiedene mediziniſche Kräfte haben. Das vorzüglichſte bleibt doch allezeit der erſtaunlich flüchtige Hirſchhornſpiritus, der die beynahe erſtorbenen Lebensgeiſter alter und ſchwacher Perſonen wieder belebt. Er wirkt ſo ſchnell und kräftig auf die Nerven, wenn man nur in das Gläschen riecht, daß bey geſunden das ganze Nervengebäude erſchüttert wird, und die Thränen aus den Augen fließen. Sonſt hat man noch davon

Hirschhornliquor, Hirschhornsalz, Hirschhornöhl und Hirschhornsalbe.

Aus den noch zarten und blutigen Kolben, ganz klein geschnitten, und mit Kreuzwurzsaft über einen Kolben gezogen, sollen einige einen vortreflichen Spiritus gegen giftige Bisse bereiten.

Aus den Klauen verfertigen die Drechsler Ringe und andere Sachen, und mit den Zähnen von Hirschkälbern zieren die Eskimaux ihre Kleider am Rande.

Es ist noch so mancherley vom Hirsche zu gebrauchen, als der Talg, die Sehnen und Knorpel, daß man davon ein ganzes Kapitel machen könnte *).

Nicht uns allein nutzt der Hirsch mit seinem Körper; andere Nationen wissen auch, sich seiner bey ihren Bedürfnissen vortheilhaft zu bedienen.

Die Koräken an den Gränzen von Rußland, brauchen Hirschhäute zu ihrer Kleidung, die sie mit gepülverter Erlenrinde färben. Die Tunguſen machen daraus Schläuche, die sie mit Hirschsehnen nähen, von den Haaren reinigen und räuchern. Die Wilden in Neu-Orleans bringen dem Feinde weiße Hirschhäute, als ein Friedenszeichen entgegen. An der Hudsonsbay bedecken die Einwohner damit ihre Zelte. Die Tunguſen überziehen ihre hölzernen Schneeschuhe mit dem Fell der Hirschfüße, dessen auswärtsgekehrte Haare sich bergauf sperren, damit sie nicht zurückgleiten. In Amerika zieht oder gießt man vom Hirschtalge die besten Lichter. Da sie hier sehr scheu sind; so bedecken sich die Indianer, welche sie schießen, mit Hirschhäuten, woran die Hörner noch aufrecht stehen.

Weil

*) S. Krünitz ökon. Enzykl. 23. Th. S. 731 — 743.

Weil der Hirsch ein so nützliches Thier ist; so ist man auch für seine Erhaltung und Pflege besorgt. Dahin gehört, daß ihnen im Winter unter großen offenen Schuppen Heu zugefahren wird, damit sie keine Noth leiden, und des jungen Anflugs schonen.

Vorzüglich bereitet man ihnen im Frühjahr und Sommer Salzlecken. Es wird dazu ein Behältniß aus zusammengefügten Säulen, ungefähr drey Fuß im Viereck gemacht. Dieß läßt man voll Leimen fahren, und unter denselben schichtweise ein halb Viertel Salz streuen. Aus der ganzen Masse wird ein stumpfer Kegel gebildet. Davon lecken die Hirsche gern, und es bekommt ihnen wohl.

8. Der Schaden,

den diese Thiere dem Landmann an Feld- und Gartenfrüchten thun, kann beträchtlich werden. Sie fressen nicht nur das Korn ab; sondern sie treten es gänzlich nieder, und machen sich ordentliche Wege. Er ist aber zu verhüten, wenn sie, wie viele menschlich gesinnte Fürsten thun, im Walde eingegattert werden.

Zwar pflegen sie auch hier, besonders in harten Wintern, den jungen Holzanflug, die Zweige der jungen Birken, vorzüglich der Rothbuchen, so abzubeißen, als ob sie mit dem Messer schief abgeschnitten wären; allein, wo sollen die armen Thiere hin, wenn sie der Hunger treibt, und wenn ihnen kein Heu zugefahren wird? Diesen Schaden ersetzen sie aber durch sich selbst wieder.

Es giebt wenige Fürsten mehr, die einen Hirsch einem fleissigen und getreuen Unterthan vorziehen, und diesen deshalb zum Karren oder Festungsbau verdammen

sollten, wenn er sich über den Schaden des Wildes in seinen Feldern beschwert, oder die Thiere aus denselben zu verscheuchen sucht. Es ist ihm daher erlaubt, auf Mittel zu denken, das Wild davon abzuhalten.

Wenn man bey den Kohlgärten über den Zaun eine Leine zieht, so wird sich der Hirsch hüten, unter derselben wegzugehen. Auf dem Felde soll ein Faßreif, dessen inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöl zerlassen, bestrichen, und der so zubereitet an dem Acker in die Erde gesteckt wird, im Stande seyn, alles Wild abzuhalten. Der Regen kann die Materie nicht abwaschen, und der Geruch hält sich lange, zumal wenn es zuweilen wieder angefrischt wird. Der Hirsch wittert diesen ekelhaften Geruch von weitem, und soll ihn, wie den Parforcehund, scheuen. Man kann auch die am Ende des Ackers stehenden einzelnen Pflanzen mit dickem Oehl und Schießpulver einschmieren.

9. Fabeln, physikalische Irrthümer und medicinische Vorurtheile

giebt es bey dem Hirsche genug *).

a) Es ist Fabel, daß die Hirschthränen Wunderkräfte hätten, allerley Krankheiten, besonders die Epilepsie, zu heilen. Bloß der Eigennutz hat sie dazu gemacht, und die Leichtgläubigkeit dafür angenommen.

b) Es

*) Es bedarf wohl Bestätigung, was Plinius (nach Große Uebers. 2. B. 297.) von den Hirschkühen berichtet, daß sie sich, um die Geburt leichter zu machen, vor derselben mit einer Art von Steinklee (Seselis) reinigten; nach derselben aber dieses Kraut und noch eines, Aros, fräßen, und dann nach den Jungen zurückkehrten. Es geschehe, um den Milchsaft dadurch zu würzen.

Un-

b) Es ist Irrthum, daß die Larven des Afterkriechers vom Hirsche mit dem Futter verschluckt würden, sich an der Zungenwurzel festsetzten, und das Abwerfen des Gehörns verursachen sollten. Man kannte die Naturgeschichte und Verwandlung dieses Insekts damals so wenig, als wenn man behauptete, daß die Leberegeln der Schafe, welche doch keine Insektenlarven, sondern wahre Eingeweidewürmer sind, von den Schafen mit dem nassen Grase verschluckt würden.

c) Es sieht einer artigen Fabel sehr ähnlich, daß sich der Hirsch von der Verhaltung des Urins selbst auf folgende Art kuriren sollte.

Er sucht eine Kröte, oder giftige Schlange in ihrem Loche auf, zieht sie durch heftiges Schnauben und Athemzüge hervor, tritt sie todt, und verschlingt sie *). Alsdann läuft er aus allen Kräften, um sich zu erhitzen, stürzt sich ins Wasser, und ist kurirt.

Die Sache beruhet auf dem alten Vorurtheile, daß die Kröten giftig wären, und man ein Uebel durch das andere, Gift durch Gegengift, kuriren müsse.

In ganz Europa ist keine giftige Schlange, als die Otter, deren Gift nicht anders schadet, als wenn es ins Blut kommt, und von dem lebendigen Thiere durch den Biß aus dem hohlen Zahne in die Wunde gelassen wird.

Unrichtig ist es auch, daß er von den Hirschen seine Lieblingsformel gebraucht: Soli Animalium, die einzigen Thiere, welche jährlich die Hörner abwürfen.

Eben so falsch, daß sie das rechte Gehörn, welches eine besondere Heilkraft habe, vergräben, und solches nie gefunden werde.

*) S. Plinius N. G. nach Große: 2. B. S. 300.

wird. Kommt die ganze Otter, zumal todt in den Magen, so schadet sie nicht.

Gleichwohl haben viele Piqueurs, oder Vorgesetzte der Jagd, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, Hirsche aufgebrochen, und beyde Arten solcher Thiere in ihrem Magen gefunden *).

Allein das kann Zufall seyn, und es ist noch nicht daraus zu beweisen, daß der Hirsch diese Thiere zu seiner Kur aus den Löchern ziehe. Wer hat das auch gesehen?

Eben so ungegründet ist es auch, daß wegen der Antipathie zwischen dem Hirsch und der Schlange, der Geruch von angezündetem Hirschhorn ein vortrefliches Mittel zur Vertilgung der Schlangen sey **).

d) Das aufgesetzte neue Gehörn des Hirsches erhält nach dem Gesetze des alten Bastes binnen 14 Tagen seine Farbe wieder, und zwar von der Natur selbst. Fabel aber ist es, daß es durch das Gesetze an der Buche und Birke röthlich, an der Eiche braun, und an der Hainbuche oder Aespe schwärzlich werde. Denn in Ställen und an Oertern, wo kein Baum war, hat das aufgesetzte Gehörn eben die Farbe, als im Walde erhalten. Die verschiedenen Farben des Gehörns richten sich vielmehr nach der Farbe des Haares. Dunkle Hirsche haben ein schwärzeres, und helle ein weißliches Geweihe.

e) Es

*) S. Krünitz ökon. Enzyk. 23. Th. S. 661. Miscell. Nat. Curios. Ann. 670. obs. 14. Hier heißt es auch nur, daß man einmal in dem Magen eines Hirsches eine versteinerte, oder mit einer kalkartigen Materie, wie die Hirschsteine überzogene Schlange, gefunden habe.

**) S. Plinius N. G. nach Große. 2. B. S. 300.

e) Es ist ungegründet, daß der Hirsch vom Fieber frey sey. Bey der Knotenkrankheit bekommt er oft das Entzündungsfieber. Es ist daher medicinischer Aberglaube, wenn es auch **Plinius** versichert hat, daß ein Frauenzimmer alle Morgen Hirschfleisch gegessen habe, um vom Fieber verschont zu bleiben.

f) Unsere Vorfahren hielten viel auf die **Ringe** aus den Hirschklauen, und trugen sie als **Amulete** und **Krampfringe** wider die Epilepsie an sich. Die Jäger selbst trugen sonst

g) aus Aberglauben die **Hirschzähne** in goldnen Ringen, als Amulete, sich vor allerley Zaubereyen bey der Jagd zu verwahren.

h) Daß man das Alter des Hirsches nicht an der Zahl der Enden erkenne, habe ich bereits oben erwiesen.

i) Die Wunderkuren mit dem **Gefege** möchten in unsern Zeiten auch wohl wegfallen: so wie auch die vormals

k) eingeführten ganzen **Hirschapotheken**, worin wider jede Krankheit ein präparirter Theil vom Hirsche zu haben war.

Außer dem gewöhnlichen **Hirschhorn**, und allen daraus verfertigten Präparaten, den **Hirschthränen, Hirschkolben, Hirschsteinen, Hirschzähnen, Hirschklauen**, will ich nur noch einige andere anführen: als

das **Herzbein** des Hirsches. Ein dreyeckigter oder kreuzförmiger beinharter Knorpel, der aus der Zusammentretung der Pulsadern am Grunde des Herzens entsteht. Er wird nur bey ganz alten Hirschen gefunden. Bey jüngern ist es nur ein ungestalter Knorpel.

Er

Er soll wider alle giftige Krankheiten, hysterische Zufälle, auch am Halse getragen, wider das Herzklopfen, dienen.

Der **Hirschsprung**: das Beinchen aus den Hinterläufen, was bey den Hasen der Hasensprung ist, — wider die Kolik.

Das frische **Hirschherz**, in Stücken zerschnitten, mit Gewürzen in Wein eingemacht, — wider das Herzklopfen, weil es ein Herz ist, wie die Fuchslunge wider die Lungensucht.

Getrocknetes und pulverisirtes **Hirschblut** wider die Ruhr und Seitenstechen, weil es Blut ist.

Die **Hirschblase** wider die Krätze.

Der **Hirschziemen**, oder das getrocknete männliche Geschlechtsglied, als ein ganz besonderes Stärkungsmittel zu gewissen Angelegenheiten der Natur, u. s. w. u. s. w.

Ob ich gleich hin und wieder einige Ausdrücke und Redensarten der Jäger angeführt habe; so will ich doch noch zuletzt

10. die ganze Jägersprache

hersetzen, weil man sonst nicht weiß, wenn man sich unter den Jägern befindet, ob man verrathen oder verkauft ist. Man nennt es auch die **weidmännische** Sprache.

Der Hirsch hat ein **Geweih**, **Gestänge**, oder **Gewicht**, statt Gehörn.

Die Aeste **Stangen**; die Zacken **Enden** oder **Sprossen**.

Der Ort, wo er hintritt, die **Fährte**.

Die

Die Füße die Läufe, auch Läufte.

Ueber denſelben die Blätter oder die Büge.

Hinten über denſelben die Keulen.

Das Hintertheil die Scheibe, der Schirm, oder Schurz.

Der Unrath die Loſung.

Der Aſter das Weideloch.

Das männliche Glied die Ruthe, der Ziemen, Zimmel oder Pinſel.

Die Hoden das Geſchrödt, oder Kurzwildpret.

Das weibliche Geſchlechtsglied das Feigenblatt.

Der Schwanz die Blume, Bürzel, Feder, Federlein, Galle, Ende, Sturz, Hirſchſchwaden, oder Wedel.

Der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen das Zimmer.

Vom Zimmer bis auf die Blätter der Rücken.

Herz, Lunge und Leber das Geräuſch, Geſchlinge, Gelünge oder die Lunge.

Die Gedärme das Geſcheide.

Der große Theil daran der Wanſt.

Die Dünnungen, welche das Geſcheide umſchließen, die Eisbeine oder Flanken.

Der Hirſch hat eine Haut, kein Fell.

Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel iſt, die Droſſel.

Die zwey Streifen Wildpret am Halſe, wo der Schlund und die Gurgel liegt, der Kehlbraten.

Die über den Nieren und am Rückgrat liegenden zwey Streifen Wildpret, die Mehrbraten.

Der Hirſch hat Wildpret, kein Fleiſch; Schweiß und kein Blut.

Er geht zur Begattung, tritt auf die Brunft.

Er schreyet, nicht er brüllt.

Das Thier hat sich begattet: es ist beschlagen; es geht beschlagen; es setzt das Kalb, nicht es kalbet.

Der Hirsch steht, oder nimmt die Weide an; er zieht zu Holze.

Er steckt im Revier, nicht er liegt darin.

Er hat sich niedergethan, nicht niedergelegt.

Er hat kein Lager, sondern ein Bette.

Er äset sich, nicht er frißt.

Er zieht auf das Geäse, nicht auf die Weide.

Er fällt ins Garn, nicht er springt hinein.

Er fällt über das Zeug, nicht er springt über die Laken.

Er färbt sich, nicht er haaret.

Die Hirsche kämpfen, nicht sie stoßen sich.

Er wird gepürschet, nicht geschossen.

Er schweißt, giebt Fährte und Gemerk, nicht er ist verwundet.

Der Hirsch wird abgefangen, nicht erstochen.

Er stürzt, nicht er fällt; er endet, nicht er stirbt.

Er wird aufgebrochen, zerwirkt, zerlegt, nicht aufgeschnitten.

Er ist feist, nicht fett.

Wenn das Thier Menschen merkt; so giebt es einen hellen Laut von sich. Das heißt nicht, es schreyet; sondern es meldet sich, schreckt, oder schmählet.

Der Hirsch feuchtet, nicht er stallt.

Geht niedrig: das Thier hat geworfen.

Hat Weißes, nicht Fett.

Das

Das Weidemeſſer die Zunge; Federn die Rippen, u. ſ. w.

11. Die vorzüglichſten hieher gehörenden Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini III. 23. (mit der Abbildung).

Müllers Linné'iſches Naturſyſtem I. 389. No. 3. der Hirſch.

Schrebers Säugthiere IV. Tab. 247. A. Cervus Elaphus Mas Linn. Tab. 247. B. Cervus Elaphus Linn. (ein Spießer) Tab. 247. C. Cervus Elaphus Linn. Femina. Tab. 247. D. Cervus Elaphus Linn. Femina (Schmalthier). Tab. 247. E. Cervus Elaphus Linn. Pullus. (Alles noch ohne Text.)

Bechſteins Spaziergänge I. 149. II. 117. der Hirſch.

Borowsky gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs I B. 3. St. S. 68. der Hirſch.

Bocks Naturgeſchichte von Preuſſen IV. 125. der ädle Hirſch.

Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 174. No. 98. der Hirſch.

Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 127. der Hirſch.

Viel kleiner als in Deutſchland. Ein großer, fetter, ohne Eingeweide, 150 Pfund.

Ein Zwölfender etwas ſeltenes.

Das Haar fällt ins Schwarze.

Das Abwerfen des Gehörns vom Ende des Jänners bis Ende des Aprils.

Der sardinische Hirsch kommt mit dem, den Aristoteles beschreibt, am genauesten überein.

Pennants arktische Zoologie von Zimmermann, I. 30. der Hirsch.

Donndorfs zoologische Beyträge zur 13ten Ausgabe des Linn. Natursystems I. B. die Säugthiere. S. 551. No. 3. der Hirsch.

Ich freue mich, daß ich hier dieses klassische Buch zum erstenmale anführen kann, welches Zeit und Umstände bey den vorigen Ordnungen der Säugthiere nicht erlaubten. Indessen wird es meinen Lesern leicht seyn, solches bey den vorigen Bänden der Fauna nicht nur zu vergleichen; sondern auch bey jeder Gattung und Art beyzutragen. Sie werden selbst aus der Erfahrung belehrt werden, wie unentbehrlich ihnen dieses Buch sey, da sie nicht nur bey jeder Art unter dem Texte eine kurze, recht konzentrirte Naturgeschichte des Thieres; sondern zugleich noch weit mehrere angeführte Schriften, als in der 13ten Ausgabe des L. N. S. finden, und also eine ganze Bibliothek entbehren können.

Sollte wohl der bloße Ueberfluß des Nahrungssafts, den die Hirschkühe für die Frucht und Milch nöthig haben, mit dem der Männer, der zur Wiederherstellung des Gehörns dient, und mit den Saamengefäßen des Thieres in der genauesten Verbindung steht, einerley seyn?

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

2. Zwote Art: der Damhirsch *).

Beschreibung.

Dieß ist offenbar eine besondere Art in der Gattung der Hirsche. Der Augenschein unterscheidet sie. Denn das Geweihe ist bey dem Damhirsche weit mehr rückwärts gekrümmt, zusammengedrückter, und nach der Spitze zu breitzackigt. Es hat gleichsam eine breite und lange Krone.

Doch giebt es noch mehrere Merkmale, welche diesen Hirsch von dem Rothhirsche unterscheiden, die wir unten am gehörigen Orte anführen werden. Im Ganzen können wir den Damhirsch als eine Art von Wildpret ansehen, die das Mittel zwischen den Hirschen und Rehen hält.

Dieser Hirsch führt auch verschiedene Namen, als Damhirsch oder Tannhirsch; Damling; Dambock; die Hirschkuh aber Damhirschkuh, Damgeiß, Damthier. Von den breiten Geweihen heißt der männliche Hirsch auch wohl Schaufelhirsch, weil das Geweihe oben breite Schaufeln hat.

Er ist von mittelmäßiger Größe, um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirsch, und erreicht kaum die Höhe von 3 Fuß. Gleichwohl hat ein recht feister Damhirsch öfters 250 bis 300 Pfund am Gewicht. Seine Blume ist länger, als beym

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 178. sp. 5. Cervus *Dama*.

Rothhirsch, und in der Farbe variirt er sehr. Denn es giebt röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, schwärzliche, weißgefleckte und ganz weiße; allein die Farbe ist allezeit heller, als beym Rothhirsch.

Am deutlichsten unterscheidet er sich von dem Rothhirsch durch sein schönes breites Geweihe. Dieß ist an sich dünner und platter. Es dehnt sich mehr in die Breite, und ist mit mehr Enden besetzt. Zuletzt endigt sichs mit einer langen und breiten Schaufel. Denn wo die Krone bey den Rothhirschen ist, da wird bey diesen das Gehörn zuweilen zwey Hände breit, aber nicht dicke.

Bey den Alten sind die Stangen oft über die Hälfte breit und dünne, auch mit vielen, aber ganz kurzen Enden besetzt.

Nur zur Begattungszeit hört man von ihm eine Stimme, die bey weitem so stark nicht tönt, als bey dem Rothhirsch. Der Schall ist weder ein Brüllen, noch Schreyen, sondern ähnelt dem Ton, als wenn ein Mensch vomirt.

Uebrigens ist er in der Lebensart und Gestalt dem Rothhirsche völlig gleich. Er brunftet, setzt, wirft ab, setzt auf, und fegt das Gehörn, wie diese; nur alles einen Monat später.

Da ich nur einmal Gelegenheit gehabt habe, der Zergliederung eines Damhirsches beyzuwohnen; so sahe ich, daß alle Glieder des Leibes gleiche Lage und Bildung, wie beym Rothhirsch hatten. Weder Blasenwürmer, noch Bandwürmer, noch Egelwürmer fanden

fanden sich in seinen Eingeweiden. Doch kann ein Exemplar nichts entscheiden *).

Der Aufenthalt,

wo diese Hirsche leben, sind insgemein hohe **Tannenwälder**. Daher auch der Name **Tannhirsch**. Am liebsten pflegen sie sich auf erhabenem Erdreich, wo kleine Hügel abwechseln, aufzuhalten. Ihren Stand verändern sie nicht so leicht, auch nicht so weit, als der Rothhirsch; aber vom März an bis zum August suchen sie das Dickicht, um vor den **Engerlingsfliegen** sicher zu seyn.

Was ihr Naturell und Lebensart

betrifft, so leben sie ebenfalls gesellig in starken Rudeln. Sie sollen auch die jungen Damhirsche, und die Kühe eher unter sich leiden, als die Rothhirsche. Von Natur sind sie munter und flüchtig, scheu und muthig, und kämpfen auf den Weideplätzen öfters um eine Gattin stundenlang.

Wenn ein solcher Hirsch auf einer Klippe in der Sonne steht, und den Kopf mit seinem breiten Geweihe drehet; so hat er ein viel prächtigeres Ansehen, als der Rothhirsch.

Zuweilen streifen sie aus dem Gehölze ins freye Feld, einige Meilen weit, wie im Jahr 1791 am 28sten Dezember in unserer Gegend geschahe, da ein weibliches Thier dieser Art in verschiedenen Revieren war gesehen worden. Es begab sich endlich nach unserm kleinen Steinholze, wo es mit Quitschen gekörnt, und

*) In dem Journal encycl. 1776. P. II. wird der Zergliederung eines Hermaphroditen gedacht.

im Fuchseisen gefangen wurde. Es hatte sich mit dem Vorderlauf gefangen, und das Eisen ganz krumm gebogen.

Ich erhielt daraus einen Embryo, ungefähr 1 Zoll lang. Der 2te, den es bey sich hatte, war verunglückt.

Ihre Nahrung

ist mit den Rothhirschen fast einerley; doch weichen sie auch darin in einigen Stücken ab. Im Winter behelfen sie sich mit Haidekraut, und jungen Schlägen. Im Sommer aber gehen sie nach den Wiesen, auch nach der Saat und Getreide. Ist Eichelmast vorhanden; so ziehen sie diese allem übrigen Geäse vor.

Die Fortpflanzung

fällt einen Monat später, als bey den Rothhirschen, nämlich im Oktober, und, dauert kaum einen Monat. Der Hirsch jagt sich im Anfange ziemlich lange mit den Thieren herum; aber das Beschlagen ist desto kürzer. Nie aber werden sie sich mit den Rothhirschen begehen; sondern sie fliehen sie.

Das Thier geht wie beym Rothhirsch 8 Monat und einige Tage, und setzt im Junius ein Kalb, selten zwey, die es bis nach der Brunftzeit säuget.

Schon nach dem ersten Jahre setzt das Kalb Spieße auf; nach dem andern Gabeln mit 6 bis 8 Enden, nach dem dritten mit 8 bis 10 Enden, da die Stangen oben breit zu werden beginnen. Nach dem vierten Jahre 10 bis 12, auch wohl mehr Enden, da die Stangen noch breiter werden. Nach dem fünften Jahre zeigen sich schon ziemlich breite Schaufeln. Die

Schaufeln

Schaufeln und Enden verecken sich. Wenn er aber auch wohl 30 Enden hat; so wird er nicht nach diesen angesprochen; sondern er heißt geradeweg ein guter Schaufelhirsch.

Die Damhirsche werfen ihr Gehörn alle Jahre ab, und diese Operation dauert nach Verschiedenheit des Alters vom April bis zum Junius. Das neue wächst ihm eben so wieder aus dem hervorquellenden fleischichten Wulste, wie bey den Rothhirschen. Es setzt ebenfalls rauhen Bast, welchen der Hirsch zu rechter Zeit abfeget *).

Der Damhirsch soll sein Alter nicht höher, als auf zwanzig Jahre bringen.

Die Verbreitung

des Damhirsches erstreckt sich der Länge nach sehr weit; aber der Breite nach finden sich hin und wieder Lücken.

Er ist in vielen Ländern der alten Welt von gemäßigter Temperatur, als in Frankreich, Spanien, Italien,

*) Nach dem XI. Bande der Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, im 3ten Stück, No. 8. hat der Herr Graf von Mellin einige merkwürdige Beobachtungen am Hirschgeschlechte geliefert.

Er ließ einem Damhirsche, nachdem er gefegt hatte, das Gehörn über dem Rosenstocke absägen. Der Hirsch brunfte, beschlug das Thier, das aber gelte blieb. Diese Operation wurde 3 Jahre hinter einander mit gleichem Erfolge angestellt. Nun ließ er dem Hirsche das Geweihe. Das beschlagene Thier wurde tragend, und setzte im folgenden Sommer ein Hirschkalb.

Er hat zugleich die Ursachen angegeben, warum das Absägen des Geweihes nicht immer die nämliche Wirkung hervorbringe.

lien, Deutschland und Pohlen. Am häufigsten in England. Ferner in Palästina, in Persien, bis China. Die kältesten Länder: Lappland und das obere Schweden sind ihm unbekannt, und Sibiriens kalte Länder scheinen die Gränze dieses Thieres zu seyn.

In Sardinien giebt es gar keine Rehe; statt derselben aber schöne Damhirsche, wie die Geweihe klar beweisen: breit und oben handförmig. Die Geweihe sind daselbst von so beträchtlicher Größe, daß sie in Campidano in Wasser geweicht, zu Schuhsohlen gebraucht werden, den Schall der musikalischen Instrumente beym Tanz zu verstärken. Die Benennung ist hier Crabola *).

Die Anzahl derselben ist auf dieser Insel größer, als der wilden Schweine, und sie sind durchs ganze Land zerstreuet. Jedes Dörfchen kann sie in der Nähe jagen, und ganze Rudel nähern sich oft den Wohnungen bis auf wenige Schritte, und es werden jährlich an die 3000 Stück geschossen.

Die sardinischen Damhirsche gehören zu den gefleckten, oder Dipinti, wie sie hier genennt werden. Gegen den Winter bekommen sie eine einfache ernsthafte Farbe: auf dem Rücken schwarz, und an den Seiten aschgrau. Im Frühjahre werden sie wieder gesprenkelt.

Das Abwerfen des Gehörns dauert hier vom Ende des Februars bis zum Ende des Mays. Beyde Stangen eines vollkommenen Geweihes wiegen fünf Pfund, und das

*) S. Cetti Naturgeschichte von Sardinien I. 134. Der Abt ist der Meynung: dieß sey des Plinius Platiceros Lib. XI. c. 37. XXIX. c. 4.

das ganze Thier, wenn es auch eins der beſten iſt, hat ungefähr 150 Pfund *).

Die Feinde

des Damhirſches ſind:

1. Luchſe und Wölfe in den Gegenden, wo dieſe Raubthiere noch zu finden ſind.

2. Die Engerlingsfliegen, oder Viehbremen (Oeſtrus);

3. eine bräunle haarichte Laus, (Pediculus Cervi).

4. Eine gewiſſe Seuche, daran ſie plötzlich bey hunderten wegſterben **). So fielen im Jahr 1765 in einem gewiſſen Amte an die 300 Stück. Man vermuthete, daß die Eckern die Urſache geweſen wären. Das Rindvieh, das den Aeſern der Damhirſche nahe kam, krepirte ebenfalls.

Der Schaden,

den dieſe Thiere anrichten, iſt von gleicher Art, wie bey den Rothhirſchen.

Der Nutzen

hingegen erſtreckt ſich auch, wie bey dieſen, auf alle Theile des Körpers.

*) Die beyden ſardiniſchen geſprenkelten Hindinnen, welche nach Pervault, Charras und Dodart Abhandl. zur Naturgeſchichte II. 11. Tab. 45. anatomirt und beſchrieben werden: Biche de Sardaigne, ſind weder von Roth- noch Damhirſchen; ſondern es ſind ſardiniſche Damgeiſen (Antilopen). Alſo nicht Cervus *Axis*: ſ. *Erxleben* Mammal. p. 313. Das Fragezeichen beweiſet, daß E. ſelbſt zweifelhaft war.

**) S. Schrebers neue Cameralſchriften V. 469.

Das Fleisch ist ungleich zärter und feister, als bey den Rothhirschen; nur in der Brunftzeit ist es wegen des üblen Geruchs, den man schon von weitem spüren kann, nicht zu genießen. Die Saugkälber sollen alles andere Wildpret an Wohlschmack übertreffen.

Die Häute geben feinere Beinkleider und Handschuhe.

Der Talg ist ebenfalls vorzüglicher; übrigens werden aus dem Haar, Klauen und Geweihe eben die Sachen verfertigt, als von diesen Theilen des gemeinen Hirsches. Man erinnere sich hierbey der sardinischen Schuhsohlen beym Tanz aus dem aufgeweichten Geweihe.

Zu den Fabeln

gehört

1. Der Betrug, der mit dem sogenannten ostindischen Schlangensteine (Pedra Cobra de Capello) getrieben wird. Es ist nichts als zerstücktes und kalcinirtes Gehörn des Damhirsches, woraus er gemacht wird.

2. Die vorgegebene Antipathie zwischen den Roth- und Damhirschen, daß die ersten vor diesen wichen, und wegzögen, wo diese wären; könnten sie aber aus einem begatterten Revier nicht entkommen; so nähmen sie von Kräften ab, und würden hektisch.

Gerade umgekehrt. Die Rothhirsche halten sich gegen die Damhirsche in Respekt. Wo sie auf einem gemeinschaftlichen Platze gefüttert werden, müssen die letztern warten, bis diese satt sind, und wohl mit dem, was diese übrig lassen, vorlieb nehmen.

Die

Die beſten Schriften ſind

Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere, Martin. Ausg. III. 110. Tab. 46. 47.

Büffons allgemeine Hiſtorie der Natur nach Käſtners Ueberſ. 4. III. Th. 2. B. S. 93 — 110.

Krünitz ökon. Enzyk. VIII. 658.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 584. (Fährte Tab. 14. Fig. 15. a. im Gange b. flüchtig).

Schrebers Säugthiere V, Tab. 249. A. Cervus Dama Linn. *Mas* Tab. 249. B. *Femina*. (noch ohne Text).

Müllers linne'iſches Naturſyſtem I. 399. No. 5. Tab. 22. Fig. 4. der Damhirſch.

Vorzüglich des Grafen von Mellin ökonomiſche Naturgeſchichte des Damwildprets: in den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde, II. B. S. 162. Tab. 4 — 7., worin alles, was zum Abwerfen und Aufſetzen des Gehörns — zu den Phänomenen bey der Brunftzeit, u. ſ. w. gehört, vorkommt, und zugleich alle Arten von Pflanzen beſchrieben werden, denen das Wildpret ſchadet, und die es verſchont.

Donndorffs zoologiſche Beyträge zur 13ten Ausgabe des Linne'iſchen Naturſyſtems I. 604. No. 5. der Damhirſch *).

Pennants arktiſche Zoologie II. 36. der Damhirſch.

Bechſteins

*) Ich werde mich künftig bey Anführung der naturhiſtoriſchen Schriften zu jeder Art deſto kürzer faſſen können, da man beynahe alles, was davon exiſtirt, in dem Donndorffiſchen Werke beyſammen findet.

Bechsteins Spaziergänge V. 63. 65. der Damhirsch.

* * *

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

3. Dritte Art: Das Reh *).

Beschreibung.

Ein schmuckes, flinkes und munteres, sich selbst empfehlendes Thier. Zwar nicht so majestätisch, als der Hirsch mit seinem Kopfputz; aber nicht minder artig und angenehm.

Die Namen des Thieres sind bekannt. Die ganze Art heißt insgemein **Reh**. Eigentlich nennt man nur das **Weibchen** so, das **Männchen** aber **Rehbock**. Jenes heißt auch die **Rikke**.

Wie der Damhirsch das Mittel war zwischen dem Hirsch- und Rehwildpret; so ist es dieses zwischen Hirsch und Ziege. Es hat zwar mit den Hirschen manches ähnliche; aber doch ungleich mehr abweichendes.

Dem Reh fehlen die **Thränenhöhlen** des Hirsches, und der Schwanz ist bey ihm von außen gar nicht zu sehen. Wie verschieden ist das **Gehörn**, welches kein Geweihe zu nennen ist! Anderer **Unterscheidungszeichen** zu geschweigen, die wir unten schon anmerken wollen.

Die **Größe**, nämlich die **Länge** beträgt vier Fuß und vier Zoll, die Höhe aber zwey Fuß, acht Zoll.

Der

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. 180. Sp. 6. Cervus *capreolus*.

Der Schwanz, der kaum zu merken, und ganz in Haaren verſteckt iſt, kaum einen Zoll lang.

Der wohlgebildete Kopf iſt klein, und die Schnauze läuft ſtumpf aus. Die Augen groß, und viel glänzender, als bey dem Hirſch. Die Ohren ſechs Zoll lang, und ſpitz; inwendig ſehr wollicht, und ſtehen ziemlich weit aus einander.

In der Unterkinnlade ſechs Vorderzähne, die ihm in gleichen Perioden, wie beym Schafe, vom zweyten bis vierten Jahre, ausfallen. Die Eckzähne fehlen; dagegen auf jeder Seite, oben und unten, ſechs ſcharf geſpitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweymal ausgehöhlt iſt.

Der Kopf des Rehbocks zeichnet ſich durch ſein kurzes Gehörn aus, welches gerade aufſteht, ſehr knoticht iſt, und oben eine kleine Gabel formirt, mit einer langen und kurzen ſtumpfen Spitze. Die erſte iſt die bloße Verlängerung der Stange, und an dieſer Spitze tritt an der Seite das kurze Ende hervor.

Die Läufe ſind ſehr ſchlank, die Klauen aber, wie bey dem Bock und der Ziege geſpalten. Das vorzüglichſte Merkmal, woran ihn der Jäger ſchon in der Ferne erkennt, iſt ein langer Haarzopf unter dem Leibe, in der Gegend des Geſchlechtsgliedes, welcher der Pinſel heißt.

Die Rikke hat einen ſchmälern Kopf, längern und dünnern Hals und ſchlankern Leib. Gewöhnlich iſt ſie völlig ungehörnt; doch führt ſie zuweilen, aber ſehr ſelten, ein kleines Gehörn von zwey Zoll in der Länge, ohne Enden, welches ſie ebenfalls jährlich abwirft. In der Ferne erkennt ſie der Jäger ſchon an dem niedrig

han-

hangenden Halſe, und beſonders an dem langen gelben Haarbüſchel am Geburtsgliede (Feigenblatte).

Die Farbe verändern die Rehe, wie die Hirſche, im Jahre zweymal. Vom Frühjahr bis zum Herbſt ſind die Haare kurz, weich, gelbbraun und roſtfarben; im Winter aber ſind ſie länger, rauher, aſchgrau mit gelben und weißen Spitzen, die ein röthlichgraues Anſehen geben.

In den Gegenden der Grafſchaft Dannenberg in einem Walde, Lucie genannt, hat es auch neben dem gewöhnlichen Rehwildpret ſchwarze Rehe von beyderley Geſchlecht gegeben, welche der in der Naturgeſchichte ſowohl, als Jagdwiſſenſchaft ſehr erfahrne, und durch andere nützliche Schriften beliebte Herr von Rochow *) beſchrieben hat. Das ſonderbarſte dabey iſt, daß die Jungen nur von einem ſchwarzen Bocke, nicht aber von der Rikke ſchwarz werden. Eine ſchwarze Rikke wirft ein rothes und ſchwarzes Kalb; eine rothe Rikke zwey ſchwarze Kälber, und eine andere ſchwarze zwey rothe.

Die Zergliederung

hat mir gezeigt, daß das Reh, in Anſehung der Bildung ſeiner äußern und innern Theile, mehr Aehnlichkeit mit dem Hirſche, als mit irgend einem andern Thiere habe. Beſonders waren die Eingeweide völlig, wie bey den Hirſchen beſchaffen. Auch ſuchte ich die Galle vergeblich.

Allein an dem Darmfell einer am 4ten Februar 1779 geſchoſſenen Rehkuh fand ich drey Blaſen: zwey

*) In den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde IV. 385. Man findet auch ganz weiße Rehe, die man aber nur als Schwächlinge anzuſehen hat.

zwey größere, wie Hühnereyer, und eine kleinere. In jeder ein **Blasenbandwurm**, wie bey den Hirschen, Schweinen, und Rindern.

Dabey war noch der **Umstand** zu merken, daß die Lymphe in der Blase des einen großen, und des kleinen blutröthlich war. Vermuthlich hatten diese Würmer noch gesogen, da das Thier schon den Schuß bekommen hatte, und inwendig alles mit Blut belaufen war *).

Vor einigen Jahren schickte mir der Herr **von Rochow** in Weingeist zwey flache, völlig zusammengefallene Blasen, die auch am Netz eines Rehes gefunden waren. Der Ueberzug war blaßbräunlich und lederartig. Als ich sie öffnete, fand ich darin die feinere blaulichte Haut des Blasenwurms, dessen Lymphe aber ganz körnericht geworden war. Die Würmer waren abgestanden, und es hatte nach dem kalten Winter eine Art von Seuche viele Rehe aufgerieben.

Nachher ist mir auch ein **Bandwurm** aus einem Reh zugeschickt worden, der viel ähnliches mit dem langgliedrichten menschlichen hatte.

In dem ersten Reh fand ich zugleich **zwey Ungeborne** in ihrem Wasserhäutchen, von ungefähr 2 Zoll in der Länge, und einem Zoll Breite; aber völlig ausgebildet, und an dem schmal spitz zulaufenden Kopfe, und an den Füßen deutlich zu erkennen. Wohl zu merken, **zweyerley Geschlechts.** Ich schätzte sie kaum **einen Monat**, und werde unten davon mehr sagen. Sie wären zu Anfang des **Mayes** gewiß zur Welt gekommen. Ich merke nur noch an, daß diese Ein-

*) S. meinen Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer S. 206.

Embryonen mit Häuten ungemein wohl verwahret waren, wie die Natur faſt bey allen Thieren thut, deren Lebensart erfordert, viel und ſtark zu ſpringen.

Bey der Lebensart

der Rehe fragen wir wieder zuerſt nach ihrem

Aufenthalt.

Der Hirſch liebt die Hochwälder; das Reh aber die niedrigen Gebüſche. Am liebſten wohnen ſie auf Hügeln, oder auf Ebenen, die noch über die Gebirge erhaben ſind: in freyer trockner Luft; nie in tiefen Forſten, oder in weitläuftigen Gehölzen. Vorzüglich in lichten Schlägen, wo faule Bäume, ſchlechter Boden, Berberisſtauden und Brombeerſträuche in Ueberfluß ſind.

Bruchichte Gegenden vermeiden ſie, und werden ſich nie, wie der Hirſch, in Sümpfen und Moräſten wälzen.

Sie leben nicht, wie die Hirſche, in ganzen Rudeln; ſondern eigentlich in Familie beyſammen: in einer Geſellſchaft höchſtens von vier bis fünf Stücken. Der Bock iſt beſtändig um ſeine Rikke und ſeine beyden Jungen, die er bis in den Tod vertheidigt. In großer Vertraulichkeit wohnen ſie ſo lange beyſammen, bis die Jungen wieder neue Familien errichten. Nie wird ſich eine Familie mit einer fremden vereinigen. Das wahre Widerſpiel von den Hirſchen.

Naturell und Lebensart

der Rehe unterſcheidet ſie deutlich von den Hirſchen. Ihre Munterkeit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit im

Laufen

laufen und Springen ist vorzüglich, ob sie gleich Muth und Herzhaftigkeit genug besitzen, ohne so wüthend zu werden, als der Hirsch.

Das Reh ist ein überaus reinliches Thier, und wird sich nie niederlegen, ohne sich mit den Vorderläufen einen runden Platz aufzuscharren: theils im Sommer auf der kühlen Erde zu liegen, theils im Winter den Schnee wegzuschaffen.

Das Reh ist auch viel geschickter, listiger und verschlagener zu entkommen, als der Hirsch, und daher weit schwerer zu verfolgen.

Ungeachtet es in seiner Fährte eine weit stärkere Witterung für die Hunde zurück läßt, als der Hirsch, welches ihm nachtheilig werden könnte; so weiß es doch durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufs, und durch die vielen Umwege, die es nimmt, die Hunde leicht irre zu machen, und von der Fährte abzubringen. Fehlt es ihm zuletzt an Kräften; so braucht es desto mehr List, und vervielfältiget seine Kreuzsprünge. Zuletzt thut es mitten im Lauf einen starken Absprung zur Seite, drückt sich wie der Hase, und läßt, ohne sich zu rühren, die ganze Meute oder Schaar der Jagdhunde vorbeyziehen.

Dazu kommt ihr scharfes Gesicht, und ihre starke Witterung. Daher ist ihr Kopf immer in der Höhe, und drehet sich von einer Seite zur andern nach dem Winde zu. Sie können einen Menschen auf 300 Schritte weit riechen.

Wenn man ihnen im Holze unvermuthet aufstößt; so stutzen sie einen Augenblick. Dann aber sind sie auch mit einem Sprunge fort, und der Bock fängt alsdann an zu bälbern, oder in kurzen Stößen gleichsam

zu bellen, welches die Jäger nennen: der Bock schmält.

Die vorzüglichste Eigenheit der Rehe zeigt sich in dem Auf- und Absetzen des Gehörns. Sowohl die Zeit als Art desselben hat etwas besonderes. Dem Hirsch ist schon vor Aegidii, da er brunstet, sein Geweihe völlig wieder gewachsen, damit er sich mit seinen starken Nebenbuhlern messen kann.

Bey dem Rehbock ist es ganz anders. Bey ihm ist das Naturgesetz mit kahlem Kopfe zu brunsten, weil sie sich sonst mit ihrem spitzen Gehörn zu vielen Schaden thun würden.

Erst im November fängt der Bock an sein Gehörn abzuwerfen. Die stärksten zuerst, wie bey den Hirschen, die schwächsten zuletzt. So bald dieses geschehen, leiden sie die Ricken um sich. Sonst nicht. Eine besonders weise Einrichtung! Denn im August fürchtet ihn die Ricke so sehr, daß kein Jagdhund sie zur schnellern Flucht bringen kann, als der Bock mit seinem spitzen Gehörn. Nach der Brunst setzt er sein Gehörn wieder auf, welches ihm dann im dritten Monat wieder gewachsen ist. Es ist also falsch, was man in allen Naturgeschichten vom Reh, einer dem andern nachgesagt hat, daß der Bock erst nach der Brunst sein Gehörn abwerfe *)

Im Februar und März hält er das Gefege, oder schlägt das rauhe Bast an den Birken- und Sahlweidensträuchern ab. Eigentlich sollte sich sein Gehörn in zwey Spitzen endigen. Da er sich aber nicht, wie der

*) Wir haben diese seltenen Bemerkungen dem Hrn. von Rochow zu danken. S. Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde. II. 399.

der Hirsch schont, sondern mutwillig genug ist, sein noch weiches Gehörn allenthalben zu fegen; so giebt es auch unter den Rehböcken Gehörne von den seltsamsten Gestalten und Verdrehungen. Man hat sie mit sechs bis acht Enden. Einige haben sogar drey bis vier Stangen; andere sind aufs sonderbarste verbogen.

Zu Güntersberg am Harz wurde einmal eine alte Ricke geschossen, die man wegen ihres Gehörns für einen Bock angesehen hatte. Es war im Februar, noch nicht völlig vereckt, und mit rauhem Bast überzogen.

Nicht minder merkwürdig ist die Geschichte eines sechsendigen Rehbocks, den der Herr von Rochow geschossen hatte *). In dem Kampf mit einem andern Spießbock, dessen Gehörn ohne Enden gewesen, hatte ihm dieser letztere sein Spieß, gerade über dem rechten Auge, durch den Sinum frontalem und den Gaum, bis nahe auf die Zunge, hineingestoßen. Natürlicher Weise mußte der gestoßene gewaltig zusammenfahren. Durch diesen Ruck war dem Thäter das Spieß dergestalt aus dem Kopfe gebrochen, daß man auf der, in die Höhe stehenden untersten Seite der Röse die Splitter des Gehirns sehen konnte. Dem gestoßenen aber war das abgebrochene Spieß völlig im Kopfe verwachsen, und die Wunde geheilt, auch der Rand derselben mit weichen Härchen wie gepölstert. Als der Bock im September geschossen wurde, war er in völlig gesundem Zustande. Ich habe diesen merkwürdigen skeletirten Kopf selbst in der Sammlung von rarem Hirsch- und

*) In den Schriften der berlin. Gesellsch. 1. c. S. 400.

Rehgehörne des Herrn Domdechant von Spiegel zu Halberstadt gesehen.

Wenn sie ihre

Nahrung

suchen, oder aufs Geäse gehen; so pflegen sie Brombeersträucher, Genisste oder Ginster, Heidekraut, grüne Haselnußschaalen, Buchmast, Weidenlaub, u. s. w. allem andern vorzuziehen. Aufs Feld gehen sie nicht so gern, als Hirsche und Sauen. Durch die Bohnenblätter aber werden sie so gereizt, daß sie ganz blind und taub sind, und das Lärmen der Menschen, die sie verjagen wollen, nicht achten, bis sie ihnen ganz nahe sind.

Im Frühjahre benagen sie gern die Knospen, und ausbrechenden Schößlinge, da sie denn durch die starke Gährung dieses hitzigen Geäses im Magen, wie berauscht werden, sich verlaufen, nicht wissen, wo sie sind, und oft unter die Viehheerden und in die Dörfer gerathen.

Beym Ausgehen zum Geäse tritt der Bock allezeit zuerst aus dem Holze, und kundschaftet die Gegend aus; die Rikke folgt ihm. Werden sie aber verjagt; so geht sie voran, und der Bock folgt, um sie erst in Sicherheit zu lassen.

Die Fortpflanzung

dieser Thiere hat ihre besonderen Eigenheiten. Daß der Bock mit kahlem Kopfe brunstet, und zur Begattung gehen muß, haben wir schon oben bemerkt, weil ihn sonst die Rikke nicht leidet.

Aber

Aber über die eigentliche **Brunftzeit** der Rehe iſt man bis hieher noch nicht einig geweſen. Der Herr von **Rochow** hat die Sache entſchieden *), und meine **kaum monatliche Embryonen** vom 4ten Februar beweiſen wenigſtens, daß das Thier erſt vom **Jänner** an trächtig geweſen ſey.

Die Rehe brunften alſo ganz unſtreitig erſt im **Dezember** und **Januar**. Alles, was im Auguſt und September vorgeht, ſind bloße **Spielereyen** der muthwilligen Böcke, die den Begattungstrieb ſchon fühlen. So lange der Bock noch ſein Gehörn hat, kann der Jäger ſicher ſeyn, daß er nicht zugelaſſen wird.

Zwar behaupten die Jäger, daß ſie bereits im Auguſt und September die **Begattung** geſehen hätten. Allein es iſt keine wirkliche Begattung, ſondern der Rehbock jägt die überjährigen **Rikken** herum, und will ſich mit ihnen begatten, welches die Jäger nennen: **der Bock ſpringt aufs Blatt**, und zwar deshalb, weil der Bock, wenn man um dieſe Zeit auf einem **Buchenblatte** die Stimme der Rikke nachmacht, ſo bald es hört, wie blind, heranſpringt, und dabey geſchoſſen wird. Daß es keine eigentliche Brunſt ſey, ergiebt ſich daraus, weil man niemals im September und Oktober eine **trächtige Rikke** finden wird **).

*) In den berlin. Schriften l. c. S. 399.

**) Das angeführte Beyſpiel des Grafen von Mellin in einem Schreiben an den Hrn. G. Forſtrath von Burgsdorf: in dem 8ten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. Naturforſch. Freunde S. 195. verdient in dieſer Abſicht alle Aufmerkſamkeit.

Auf einem marggräfl. Schwedter Vorwerke war eine Faſanerie neben einem Rehgarten. In der erſten war eine zahme Ricke. Dieſe kam 7 Jahre nach ein-

Im November wirft der Bock sein Gehörn ab. Dann leidet ihn die Rikke. Die Brunftzeit geht an, und währt den Dezember durch. Um diese Zeit sind oft vier Böcke mit zwanzig Rikken in einem Rudel, und leben ohne Waffen ganz friedlich zusammen. Zu jeder andern Zeit, wenn sie noch gehörnt wären, würden sie in heftigen Kämpfen, statt ihr Geschlecht zu vermehren, es ausrotten.

Man sieht hieraus, daß ein einziger philosophischer Beobachter in Kurzem mehr entdecken kann, als hundert andere, die ihr Werk nur mechanisch treiben.

Die Rikke ist fünf und einen halben Monat trächtig. Just so lange trägt auch die Ziege. Die Setzzeit fällt in das Ende des Aprils, oder in den Anfang des Mayes. Ist es nicht merkwürdig, daß die Rikke allezeit ein Paar setzt, davon das eine männlichen, das andere weiblichen Geschlechts ist? Meine Embryonen, die ich noch in Weingeist verwahre, sind ein solches Paar.

Daher

einander in der Mitte des Augusts an das Thor, pfiff, und begehrte in den Rehgarten gelassen zu werden. Nach 24 bis 36 Stunden kam sie wieder zurück, wurde wieder eingelassen, und begehrte nachher nicht wieder heraus. Alle Jahre im May warf sie richtig ihre 2 Kälber.

Also hat sie im August gebrunftet, und 9 Monat, wie das Damwildpret getragen.

Ist alles in Fakto richtig; so möchte vielleicht der zahme Zustand der Ricke etwas zu dieser Veränderung beygetragen haben. Denn der Bock springt im August aufs Blatt, wenn ihn nur die Ricke leiden will. Ich traue den Erfahrungen des Hrn. von Rochow zu sehr, als daß mich dieses eine Beyspiel irre machen sollte.

Daher iſt es nicht nur zu erklären, warum dieſe Thiere, wenn ſie mit einander aufwachſen, eine ſo ſtarke Neigung für einander haben, daß ſie nicht zu trennen ſind: die Familienliebe wird mit ihnen geboren; ſondern daß ſie auch in allen Gegenden faſt immer in gleicher Anzahl vorhanden ſind, wie der Herr von Büffon ſeit länger als 25 Jahren beobachtet hat.

Wenn die Rikke ſetzen will, verbirgt ſie ſich im dicken Gebüſche. Nach zehn oder zwölf Tagen laufen die Kätzchen ſchon hinter ſie her. Mit großer Treue ſorgt ſie für ihre Sicherheit, und läßt ſich jagen, um den Feind von ihren Kindern abzulenken.

Acht bis neun Monat bleiben ſie bey der Mutter. Hernach trennen ſie ſich, und fangen an, ihr erſtes Gehörnchen mit zwey Spießen aufzuſetzen, deſſen Farbe ſich nach den veränderten Farben des Thieres richtet.

Beym zweyten Aufſetzen kommen ſchon zwey bis drey Enden oder Gabeln auf jeder Seite zum Vorſchein; beym drittenmal drey oder vier; beym viertenmal vier oder fünf, auch ſechs: ſelten mehrere.

So lange die Kolben weich ſind, haben ſie ungemein viel Empfindlichkeit. Eine Büchſenkugel nahm einmal einem Bocke den friſch getriebenen Kolben glatt vom Kopfe weg. Das Thier ſtürzte wie todt zur Erde. Der nicht weit davon ſtehende Jäger lief zu, und ergriff es beym Laufe. Es erholte ſich aber, und ſchleppte den Menſchen über dreyßig Schritt ins Gehölze, wo er ihm mit dem Weidemeſſer den Fang gab. Außer den weggeſchoſſenen Kolben hatte es keine Verwundung *).

*) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, Martin. Ausg. III. 133.

Das Alter der Rehe läßt sich aus der Zahl der Enden, so wenig, als bey den Hirschen, bestimmen. Eher aus der Stärke der Stämme, der Breite der Rosen, und der Größe der Perlen. Da eine Ricke nur sechstehalb Monat geht, und das Junge viel geschwinder, als ein Hirschkalb wächst; so haben auch die Rehe ein viel kürzeres Leben, so wie alle Thiere, die lange trächtig sind, und mehr Zeit zum Wachsen gebrauchen, als Hirsche und Elephanten, ein weit höheres Alter erreichen.

Die Lebenszeit eines Rehes möchte sich schwerlich über 15 Jahre erstrecken. Die Jungen lassen sich sehr zahm machen; aber sie leben nicht lange. Ein Freund hatte hier eins auf seinem Hofe, welches mit Milch aus der Theekanne groß gefüttert war, und welches mit Hühnern, Katzen und dem Haushunde sehr vertraulich lebte. Bey dem allen zeigte sich immer doch eine gewisse Schüchternheit, wenn ein Fremder auf den Hof kam. Es hörte nach dem Namen, der ihm beygelegt war, und ließ sich von denen, die es kannte, aus der Hand füttern. Zuweilen wurde es auf die freye Straße vor der Thür gelassen, wo der Kanal des Flusses vorbeylief. Dann gieng es gerade ins Wasser und verweilte gern darin; sobald sich aber ein Hund sehen ließ, war es mit einem Sprunge ins Haus.

Bey dieser Materie von der Fortpflanzung muß ich noch ein merkwürdiges Beyspiel anführen, welches ich selbst nicht glauben würde, wenn ich es nicht mit Augen gesehen hätte.

Am 10ten März 1790 erhielt ich von dem Leibmedicus Krebs in Blankenburg, — einem gewiß nicht leichtgläubigen, sondern mit einem sehr scharfen Beob-

ach-

Digitized by Google

achtungsgeist begabten Manne, — ein wirklich von einer Schafmutter geworfenes Reh. Die Mutter war von einer ausländischen, in diese Gegend gebrachten Race.

Gestalt, Füße, Kopf, Maul, Ohren völlig Reh; der Schwanz aber, Augen und Geschlecht vom Schaf. Also das meiste vom Vater, dem Rehbock. Ist es nicht ein Beweis, daß das Reh seine Verwandtschaft mit dem Ziegen- und Schafgeschlecht hierdurch hat wollen zu erkennen geben?

Wie war es zugegangen? Die Schafmutter hatte mit der Heerde im Thiergarten geweidet. Ein einziger, im Thiergarten noch übriger Rehbock, hatte, wie man bemerkt haben will, die Schafe einigemal besucht, und endlich die Gelegenheit genutzt, dieses Schaf zu beschlagen. Davon diese Geburt. Sie war aber zu früh zur Welt gekommen, und hatte kaum zwey Tage gelebt. Da sich das Original nicht halten wollte; so ließ ich eine genaue Zeichnung *) davon aufnehmen, und bedaure es noch, daß ich das erste nicht im Weingeist erhalten konnte.

Die Verbreitung

des Rehes erstreckt sich fast eben so weit, als des Hirsches. Es fängt in den kältesten Ländern: Norwegen, Schweden, Sibirien an, und geht bis in die Tartarey, China, Persien, Java, bis Ceilon.

In Afrika soll es zwar nicht seyn, ob gleich Kolbe es angeführt hat; allein man findet es doch in Aethiopien. Ob es in Südamerika angetroffen werde,

*) S. die beygefügte Kupfertafel:
Einen umgekehrten Fall eines Bastards vom Rehe und einem spanischen Widder hat Hellenius im II. B. der neuen schwedischen Abhandl. S. 269. beschrieben.

wird sehr bezweifelt. Obgleich Piſon ein eben so gehörntes Thier, wie unſer Reh, abgebildet hat; so scheint doch dieſes Kujuakuete, und Kujuaku-Apara blos eine beſondere Art von Ziegen oder Gazellen zu seyn *). In Nordamerika möchten eher ähnliche Arten angetroffen werden.

In Italien giebt es wenige; in England gar keine; in Schottland nur in den kältern Theilen; in Schweden jetzt seltener, als ehemals. In allen Gegenden von Europa bekannt.

Die Feinde

der Rehe sind fast eben dieſelben, die der Hirſch scheuet.

1. Der Jungen sind es Füchſe, Wieſel und wilde Katzen, der Alten Wölfe, Luchſe, Hunde. Doch soll der Fuchs im Winter, wenn das Reh auf der gefrornen Kruſte des Schnees nicht fortkommen kann, nicht selten sein Oberherr werden.

2. Die beyden Viehbremen: der Afterkriecher und die Engerlingsfliege sind dem Rehe so gefährlich, als dem Hirſche. Die Larven der ersten sollen ihm beſonders, wie den Pferden, in den Magen gehen, und Löcher hineinbohren; ja, wenn sie sich im Frühjahr in einen Klumpen ballen, und in den Schlund gehen, sich zur Verwandlung anzuſchicken, dem Thiere die Luft nehmen, und es erſticken. Auch sollen ihm die Holzweſpen die Knotenkrankheit verurſachen.

3. Ei-

*) S. *Erxleben* Mammal p. 316. *Donndorffs* zoologiſche Beyträge etc. I. p. 608 No. II. Cervus *mexicanus*, das mexikaniſche Reh.

3. Eigentliche Läuse möchte man wohl schwerlich an dem reinlichen Rehe finden. Ich habe einigemal in dem Felle der, im September geschossenen, Holzböcke*) gefunden, die ihnen, wenn sie im Gebüsche liegen, aus dem Moose ankriechen.

4. Bey tiefem und lange liegendem Schnee wird oft die ganze Wildbahn der Rehe ein Opfer. Sie sind durch die Noth gezwungen zu viele Baumrinden und junge Zweige zu fressen. Dadurch entsteht in dem faltigen Magen ein Klumpen, wie Leim. Dieß bewirkt die **Auszehrung**, die sich gemeiniglich mit der Ruhr, und **dem Tode endiget.**

Der Nutzen,

den man für die Küche, und andere Bedürfnisse vom Rehe zieht, ist beträchtlich.

1. Das **Wildpret**, besonders ein gutes **Rehziemer**, ist für das ganze Jahr ein vortreffliches Gericht. Das Fleisch 12 bis 18 monatlicher Kälber soll sehr delikat seyn, und die **Rehzunge** ist auch nicht zu verachten.

2. Die **Rehbockshaut** kann verschiedentlich verarbeitet werden. Roh gahr gemacht, dient sie zu Stühlen, Polstern und Satteldecken. Weiß gegerbt ist sie feiner, als Hirschleder, und der Beutler verarbeitet sie zu guten Beinkleidern, Handschuhen, u. s. w.

3. Die **Haare** dienen zu Fütterungen der Polster und Stühle. Sie sind theurer als die Hirschhaare, weil sie mehr Federkraft haben, und sich nicht so leicht zusammenballen.

4. Wer es weiß, was das **Durchliegen** bey langwierigen Krankheiten für eine schmerzhafte Plage sey,

der

*) Acarus *Ricinus* Linn.

der wird es der Natur sehr danken, daß sie ihm in dem Rehbocksfelle das beste Mittel dagegen angewiesen hat. Man nimmt ein recht langhaarigtes Rehbocksfell, legt auf die rauhe Seite ein, mit Hirschtalg bestrichenes Tuch, und wickelt den Kranken in dasselbe; so wird er sich nicht wund liegen *).

5. Aus den Geweihen wird mancherley verfertiget: Messerstiele, Messerschaalen, Pfeifenröhre, Tobaksstopfer, Stockknöpfe mit geschnitzten Figuren, u. s. w. Auch gebraucht man sie in den Förster- und Jägerhäusern als Wandhaken.

Schaden

thut dieß gute Thier weiter nicht, als daß es im Frühjahr in den Waldungen, die ihm von der Natur selbst angewiesenen Knospen der jungen Bäume abfrißt, und, wenn es durch die Noth dazu gezwungen wird, die Felder und Gärten besucht.

Einige physikalische und medicinische Irrthümer

sind auch in der Naturgeschichte des Rehes zu berichtigen.

1. Daß das Gehörn, wie bey den Hirschen, von dem Safte der Bäume, woran es gefegt würde, die Farbe annähme. Es ist erwiesen, daß sie sich nach der Farbe des Thieres richte.

2. Daß

*) Von diesem Mittel habe ich keine Erfahrung, und der Hirschtalg ist mir verdächtig, will er die Schweißlöcher verstopft, eine Fäulniß veranlaßt, und Anlage zum Brande macht.

2. Daß die Begattungszeit in den August und September falle, und der Bock erst nach der Brunftzeit das Gehörn abwerfe.

3. Daß die Rikke eilf Monat trage.

4. daß der Fötus im ersten Monat unmerkbar sey. Da die Brunftzeit, wie ausgemacht ist, den Dezember und Jänner durch geht; so kann ein Embryo vom 4ten Februar nicht viel über einen Monat seyn, und er ist gewiß schon merkbar genug.

Zu wünschen wäre es, daß alle Theile des Rehes die Arzneykräfte hätten, die das Alterthum von ihnen gerühmt hat!

Das Wildpret wider die Ruhr.

Der Lab aus dem Rehmagen mit Wein getrunken, und zu gleicher Zeit mit Reißbrühe, als ein Klystier gebraucht, heilt eben diese Krankheit.

Rehlebern verschaffen klare Augen.

Die Galle vertreibt die Sommerflecken.

Die Milz heilt die Kolik, und

der Rehkoth mit Wein die gelbe Sucht.

Wahre, hieher gehörende,

Naturschriften sind:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini III. 123. Tab. 49.

Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands I. 589. (Fährte Tab. 14. Fig. 16. a. b.).

Schrebers Säugthiere V. Tab. 252. A. Cervus Capreolus Linn. *Mas* Tab. 252. B. Cervus Capreolus Linn. *Fœmina*.

Müllers

Müllers Linné'ſches Naturſyſtem I. 401. No. 6. Tab. XXII. Fig. 5. das Reh.

Bechſteins Spaziergänge II. 55. 56. 358. das Reh.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 609. No. 6. das Reh.

* * *

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

4. Vierte Art: Das Elennthier *).

Ich ſehe nicht ab, warum ich dieſem Thiere nicht in meiner europäiſchen Fauna einen Platz verſtatten ſollte, da es ehemals in Deutſchland zu Hauſe, und noch jetzt in Pohlen und Preußen einheimiſch iſt.

Der Schüler kennt es ſchon aus dem *I. Caeſar* **), der es in den Harzwald ſetzt. Plinius beſchreibt es unter dem Namen *Achlis* ***) und in den *Gundlingianis* 25. St. Art. 5. ſteht eine Urkunde:

„Daß dem Biſchof von Utrecht, nach der Urkunde Otto I, und Heinr. des II, erlaubt ſeyn ſollte, außer den Hirſchen, Bären, Ziegen und wilden Schweinen, auch die Elo und Schelo zu jagen ****).“

Höchſt wahrſcheinlich waren die erſten Elennthiere, und die zweyten Füchſe. Bey den alten Deutſchen hießen

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 175. Sp. 2. Cervus *Alces*.

**) Bell. gall. VI. c. 27. Alces

***) M. S. nach Große Ueberſ. II. 267.

****) Im 88ſten Stück des hanover. Magaz. 1786. S. 1407. wurde die Aufgabe eingerückt: was durch Elo und Schelo für Thiere verſtanden würden?

hießen die ersten Elk, welches aus Alces scheint entstanden zu seyn, und wie bald ist aus Elk *Elo* gemacht.*).

Der Name dieses Thieres wird sehr verschieden geschrieben. Einige Elen; andere Elent; noch andere Elend. Die letzten vermuthlich wegen der fabelhaften Sage, daß es oft die fallende Sucht, oder die Epilepsie, bekomme, welche der gemeine Mann das Elend zu nennen pflegt. Allein die richtigste Benennung ist wohl Elent, welches in der altdeutschen Sprache so viel als stark bedeutet, und sich besser zu der Natur dieses großen und starken Thieres paßt **).

Das sclavonische und polnische Wort Jelen, oder Gelen bedeutet einen Hirsch, mit welchem das Thier eine Aehnlichkeit hat, und daher von einigen Elenhirsch genennet wird. Nach dieser Ableitung müßte es richtiger Elen, als Elend, oder Ellent, geschrieben werden. In den ältesten deutschen Schriften aber aus dem 12ten Jahrhundert wird es beständig Elend geschrieben.

Beschreibung.

Nach den gespaltenen Klauen und in der Farbe kommt es mit dem Hirsche überein, unterscheidet sich aber merklich von ihm durch die Größe und Bildung des Geweihes. Auch ist der Hals kürzer, und die Ohren länger.

Ein

*) S. *Charleton* Onomast. zoic. p. 9. Alces Germanis Elent. Engl. the Elk.

**) Donndorffs zoologische Beyträge I. 587. Note: aus einer alten Bibelübersetzung des 12ten Sec., worin der elentbafte (starke) Sampson vorkommt.

Ein ausgewachsenes Elent wiegt öfters sieben bis acht Zentner. Es erreicht gemeiniglich die Höhe des größten Pferdes; die Kuh aber ist niedriger, und hat die Höhe eines Hausochsens.

Zuweilen hat man Thiere dieser Art von außerordentlicher Höhe, Schwere und Größe angetroffen. Im Febr. 1781 wurde aus Lemberg berichtet, daß in den Baranover Waldungen bey Mielitz, ein Elent erlegt sey, welches 18 Faust und 3 Zoll Höhe, zwey Wienerklafter und 3 Fuß Länge, und 10 Zentner Schwere gehabt hätte *).

Uebertrieben aber ist es, wenn es so hoch von Beinen beschrieben wird, daß ein Kerl aufrecht unter dem Bauche stehen könne **).

Der Kopf ist dicke, pferdeartig, lang gestreckt, und vorn gegen das Ende spitz zufallend, wie beym Maulesel.

Der Hals eingezogen, kurz, breit und dicke. Der Rachen groß. Die Naselöcher so weit, daß man die volle Hand hineinstecken kann. Wie viele Luft muß es auffangen können? Daher ist es auch im Stande, so schnell, und wie man sagt, in einem Tage über 30 Meilen, zu laufen.

Die Oberlippe zeichnet sich besonders aus. Sie ist groß, dick, und länger als die untere, wulstig, und vom Zahnfleisch abgesondert. Die Fabel, daß es deshalb im

*) Nach Pennants arktischer Zool. II. 20. beträgt die größte Höhe 17 Hände, und das größte Gewicht 1229 Pfund.

**) S. Pontoppidans natürliche Historie von Norwegen II. 20.

im Weiden rückwärts gehen müsse, werde ich unten anführen.

Die nach hinten über den Augen stehenden Geweihe sind breit, und bestehen aus flachen gezackten Schaufeln, die nach oben am breitesten sind, und an den Seiten hervorstehende Höcker haben *). Weil es ziemlich schwer ist, so trägt der Ochs den Kopf etwas niedrig. Mann hat sie zu 30, 40 bis 75 Pfund.

Der Elentochs oder Hirsch hat allein das Gehörn; die Kuh nicht. Er wirft es, wie andere gehörnte Thiere seiner Gattung, insgemein im Februar, zuweilen früher, auch später, ab.

Genick, Brust, Schultern außerordentlich stark. Die Hinterläufe kürzer, als die vordern. In den Vorderfüßen hat das Thier die meiste Kraft. Mit diesen wehrt es sich allezeit gegen seine Feinde, und ist vermögend, mit einem Schlage einen Wolf zu tödten.

Der Schwanz ist kurz und stumpf, wie bey den Hirschen. Der Augenwinkel lang und in die Krümme gespalten. Die Thränendrüse anderthalb Zoll lang, und einen halben breit. Mit der Zeit wird diese Materie dick, gallericht und hart. Das Thier verlieret sie, sie wird aber selten gefunden **).

Die

*) Eine sehr natürliche Abbildung des Geweihes, wie auch des Elents, in seiner Lage an der Erde, nur mit zu langem Schwanze, in den Mannigfaltigkeiten 1771. S. 421.

**) Es muß sich doch diese Materie nicht ohne Grund in diesen Höhlen absondern, und zu der Gesundheit des Thieres, vielleicht, wenn es sehr erhitzt ist, dienlich seyn.

Die Zunge kommt mit der Ochsenzunge überein, und die Kinnladen sind, wie bey allen wiederkäuenden Thieren. In der Unterkinnlade hat es acht scharfe und spitzige Schneidezähne, die an den äußersten Enden in einen halben Zirkel gelagert, und sehr geschickt sind, die Rinden der Bäume abzuschälen.

In der Oberkinnlade vorne fehlen die Zähne; statt derselben nur ein dickes, schwarzes, schwammichtes, gekerbtes Stück Fleisch, welches sich mit der hervorstehenden Oberlippe endiget. Dann aber folgen sechs doppelte runde und scharfe Backenzähne, wie bey dem Rindvieh, mit welchen es wiederkäuet. In die Kerben des obern Wulstes passen die Schneidezähne der Unterkinnlade.

Das, was dieses Thier vorzüglich eigen hat, ist eine knorplichte Warze unter der Kehle, von welcher zween Bärte mit drey Zoll langen Haaren herunterhangen, unten zusammenstoßen, und einen Bart, wie einen zugespitzten Kegel, bilden. Nur der Elentochs hat diesen Kehlbart, der sich aber nicht gleich, sondern erst nach einigen Jahren bey ihm einstellt.

Bey der Zergliederung

hat man gefunden, daß die Eingeweide, wie bey den Hausochsen, beschaffen sind. Der größte Magen ist zum Theil noch mit einem netzartigen Sacke umgeben, der statt der Fettdrüsen lauter Luftblasen, in der Größe einer Kastanie, hat.

In dem Magen finden sich oft Haarbälle, wie bey den Gemsen, Hirschen und Rindern, die sich von den eingeleckten und verschluckten Haaren bilden.

Die

Die Gedärme werden 48 Fuß lang angegeben, und haben einen Blinddarm, von 13 Zoll Länge. Die Leber klein, und ohne Gallenblase. Das Herz sehr spitz. Das Gehirn klein, aber die Zirbeldrüse ungewöhnlich groß. Die Geruchwarzen besonders groß und hervorragend. Oben am Halse über den Schultern sechs Zoll lange Haare, wie Mähnen.

Von Würmern, die in seinen Eingeweiden entdeckt wären, hab' ich noch keine Nachrichten gefunden.

Was die Lebensart

dieser Thiere betrifft; so wollen wir uns zuerst von ihrem

Aufenthalt

unterrichten. Diesen nehmen sie gewöhnlich in den dicksten, dunkelsten und bruchichten Wäldern, wo sie am wenigsten gestört werden. Am liebsten wählen sie sich die Winkel im Forste, wo nicht gar weit davon besäete Erbsenfelder sind, und sollen oft, wie das Rhinozeros, so tief im Moraste liegen, daß nur die Nase hervorragt.

Ihre ordentliche Nahrung

ist fettes Gras, Kraut und grünes Getreide; besonders Erbsen: der jährige Aufschuß von Fichten und Wacholdern, wie auch Laubholz, Heidekraut. Dieß alles grasen sie mit den Vorderzähnen, und der Unterkinnlade ab, und machen es mit der Zunge klein, wobey sie immer, wie andere grasende Thiere, vorwärts gehen.

Am liebsten schälen sie die Baumrinde der Zitterpappeln oder Espen ab, wobey sie sich auf den Hinterbeinen aufrichten, und mit ihren breiten, meisselförmigen Zähnen die Borke aufwärts stoßen und so weit abschälen, als sie solche auf den Hinterbeinen erreichen können.

In Canada lieben sie den Stinkbaum (Anagyris foetida) so sehr, daß sie ihn mit den Füßen unter dem Schnee vorkratzen.

Die Jäger wissen es, daß sie sich gern bey den, vom Winde umgeworfenen Eschenbäumen aufhalten, und davon die Borke ablösen. Daher pflegen sie solche Bäume zu fällen, und sich zu verstecken, um dabey die sich bald einstellenden Elente zu schießen.

Sie gehen allezeit heerdenweise und weiden in Gesellschaft von mehreren. Im Winter pflegen sie das, in Preußen häufig wachsende Rennthiermoos, unter dem Schnee hervorzuscharren.

Das Naturell und die Eigenheiten

dieses Thieres zeichnen es sehr von andern seiner Gattung aus.

Es ist an sich dumm, einfältig und so furchtsam, daß es oft vor einem weit schwächern Feinde die Flucht nimmt. Selbst seine Stimme, die es selten hören läßt, ist schwach, und eher blökend, als schreyend, fast wie eines Menschen, der im Schlamme versinkt, und ängstlich stöhnt.

Der Bischof zu Sammland in Preußen, hatte einmal ein junges Elentkalb erzogen. Dieß war so dumm, daß es im Winter vor der Oeffnung des eingeheizten

heizten Ofens so lange stand, bis ihm das Fell verbrannte, und es auf der Stelle krepirte.

In Amerika hat man doch Beyspiele von gezähmten, die wie Pferde vor dem Schlitten ziehen *).

Bey den Kämpfen in der Paarungszeit wird es wild, wie wir unten hören werden. Wenn es verfolgt wird, und nicht weiter kommen kann; so wehrt es sich mit den Vorderfüßen, womit es gewaltig hauen und schlagen kann.

Zuweilen hat man Beyspiele von Hirschen, selbst von zahmen, die einen Menschen unter sich kriegen, und ihn mit dem rechten Vorderfuße, als mit einem Dreschflegel, braun und blau prügeln.

Wenn das Elent angeschossen ist, stürzt und noch lebt; so müssen ihm die Jäger suchen von hinten beyzukommen, weil es sonst alles mit den Vorderfüßen zu Trümmern schlägt.

In Preußen verfolgte einmal ein Hussarenofficier bey einer Parforcejagd in der königlichen Suite ein Elent unaufhörlich, und hatte es schon an einigen Orten verwundet. Da das Thier nicht weiter konnte, sprang es mit einemmale auf seinen Verfolger, und hat ihn mit Sattel, Zaum und der Haut des Pferdes von hinten bis nach dem Halse, abgestreift, würde ihn auch mit den Vorderfüßen zerschmettert haben, wenn nicht der König mit seinem Gefolge dazu gekommen wäre.

Sie sind im Laufen so schnell, daß kein Pferd, Hund oder Wolf ihnen nachkommen kann. Dabey wissen sie mit großer Behendigkeit durch tiefe Moräste zu setzen, und im Schwimmen sind sie so geschickt, daß sie die größten Flüsse und breitesten Landseen ohne

*) S. Pennants arktische Zoologie II. 24.

Gefahr durchpaſſiren. Wie Linné versichert, soll das Elenthier in einem Tage 50 Meilen laufen können.

Zuweilen fallen sie plötzlich auf der Flucht nieder, als ob sie geschossen wären, vermuthlich aus Furcht, liegen ganz still, und lassen Hunde und Jäger nahe an sich kommen, ohne aufzustehen. Dieser Umstand hat sicher zu der Fabel von der fallenden Sucht, den ersten Anlaß gegeben. Doch sollen sie im Jagen oft todt niederfallen, und ihnen das Fett, wie Blut, aus der Nase dringen.

Noch eine andere Eigenheit zeigt sich bey dem Thiere im Laufen, die aber das Rennthier auch hat, daß die Schalen an den Füßen bey jeder Bewegung ein starkes Geklapper machen. Es soll nicht anders klingen, als ob die Beine aus allen ihren Gelenken brächen. Die Wölfe sollen auf diesen Schall sehr aufmerksam seyn, demselben nachgehen, und wenn ihrer mehrere sind, das Thier überwältigen. Einen schlägt es mit dem Vorderfuß auf einmal nieder.

Dieses Schlagen mit den Vorderfüßen, und Streifen mit den spitzigen Hufen, nennen die Jäger Schellen. Ist ein Elenthirsch tödtlich verwundet; so geht er, wie der Bär, gerade auf den Schützen zu. Kann er sich nicht an einen Baum retten, so ist er verloren. Er schlägt ihn nicht nur zu Boden; sondern tritt so lange auf ihm herum, bis er ihm alle Knochen zermalmet hat.

Die Zeit der Fortpflanzung

fällt in das Ende des Augusts, etwa 14 Tage vor der Brunstzeit der Hirsche. Um diese Zeit lassen beyde Geschlechter ein dumpfes Stöhnen von sich hören, wodurch

wodurch sie sich von ihrer Gegenwart benachrichtigen.

Der Elenthirsch wird alsdann ganz wüthend, hört und sieht nicht, stampft beständig mit den Füßen an die Erde, und scheuet keine Gefahr. Unter den männlichen Thieren entstehen, wie bey den Hirschen, die blutigsten Kämpfe um die Weibchen. Dabey stehen ihnen alle Haare zu Berge, daß sie das fürchterlichste Ansehen bekommen.

Ihre Hitze und Wuth geht so weit, daß sie sich auf der Kuh tödten lassen. Ein Jäger in Preußen schießt das Thier in der Begattung mit dem Hirsche todt; der Hirsch aber hat nicht nachgelassen; sondern das getödtete im Fallen noch beschlagen *).

Stört ein Elenthirsch den andern in diesem Geschäfte der Natur; so spießt er ihn, nicht mit dem Geweihe, sondern mit den Läufen oder Schuhen, die so spitz und scharf sind, daß der Stärkere dem Schwächern damit den Bauch aufritzt.

Die Elentskuh trägt 9 Monate, und wirft ordentlich nur ein Junges, die ältern Thiere bringen allezeit zwey; höchst selten drey. Das Werfen soll sehr leicht, und in wenigen Augenblicken von statten gehen. Das Kalb folgt der Mutter schon nach den ersten 24 Stunden, und nicht, wie man vorgiebt, nach 14 Tagen.

Die Anhänglichkeit der Jungen an der Mutter ist bewundernswürdig. Ist diese angeschossen; so bleibt das Kalb etliche Tage auf der Stelle, wo die Mutter getödtet worden, und läßt sich ohne Furcht greifen. Die Jungen folgen der Mutter wohl drey Jahre lang.

*) S. Bocks Naturgeschichte von Preußen IV. 109.

Das Alter dieſer Thiere erſtreckt ſich über 50 Jahre, und man will durch die Enden ihrer Geweihe ausgemittelt haben, daß einige mehr, als 80 Jahre erreichen.

Sie können ſehr zahm gemacht werden, wenn man ſie jung aufzieht. Sie werden unter andern Hausthieren des Menſchen ſo gewohnt, daß ſie den Kopf zum Fenſter hineinſtecken, und das geſalzene Brot nehmen. Man füttert ſie mit Gerſten und Hafertrank, mit eingebröckeltem groben Brot; auch Kohl- und andern Blättern.

In Preußen hat man ſie zuweilen ſo gewöhnt, daß ſie mit der Heerde aus- und eingetrieben ſind. In Curland hatte ein Edelmann ein Elent, welches ſich allezeit bey Tiſche einfand, und das Schloß, oder den Drücker am Speiſezimmer mit der Klaue des rechten Vorderfußes öffnete.

Alte eingebrachte Thiere behalten ihre Wildheit, und können nicht völlig gezähmt werden, ob ſie ſich gleich mit den Heerden der Pferde, und des Rindviehes, auf den Weiden nicht nur ſehr gut vertragen; ſondern ſich unter einander kratzen, lecken und ſcherzen.

Der König von Dännemark ließ 1724 neun zahme Elente aus Norwegen nach Friedrichsberg bringen. Ein Kavalier wollte mit ihnen ſpielen; aber ſie nahmen das ſo übel, daß ſie ihm die Rippen im Leibe zerſchlugen.

Im Jahr 1680 wurden einige Elente beyderley Geſchlechts in den berliniſchen Thiergarten gebracht, und hernach in die Wildniß gelaſſen; ſie ſind aber verſchwunden. So auch die 1717 nach Potsdam gebrachten 20 Elentskälber, welche ebenfalls geſtorben ſind.

Das

Das Aufſetzen des Gehörns bey den jungen Kälbern iſt in mehr, als einer Art merkwürdig. Es wächſt aber mit den Enden nicht bey allen auf gleiche Weiſe, indem ſich manche nur in eine breite Fläche ohne Spitzen endigen.

Im erſten Jahre bekommt der männliche junge Elenthirſch eine Zacke, und heißt ein angehender Hirſch; im zweyten Jahr zwey Enden, und wird ein Spießer, und ſo geht der Zuwachs der Enden jährlich durch eine Zacke fort; doch nicht ohne Ausnahme, daß alſo das Alter daraus nicht ſicher zu beſtimmen iſt.

Im erſten Jahre iſt das Geweihe gerundet, im ſiebenten wächſt es ihm breit, mit ordentlichen Zacken am Ende, wie eine ausgebreitete Hand mit Fingern. Ein alter Hirſch wird daher ein Kronhirſch genannt. Bisweilen ſitzen 16 bis 18 Spitzen am Geweihe, die ſo weit aus einander geſtanden haben, daß zwey Perſonen räumlich dazwiſchen ſitzen können. Auf dem Schloſſe zu Königsberg wird eins von zwanzig Zinken, als eine beſondere Seltenheit gezeigt.

In Preußen werden die Elentshörner nicht Geweihe, ſondern Schaufeln genannt.

Der Elenthirſch wirft jährlich im Februar, wie der Hirſch, ſein Geweihe ab, und ſetzt ein neues auf. Um dieſe Zeit wird er ſehr unruhig, und empfindet ein peinliches Jucken unter der Haut der Geweihe, welches ihm, wie einige wollen, von den weißen Larven gewiſſer Fliegen, die ihre Eyer an dieſe weichen Stellen legen, verurſacht wird. Daher reibt er den Kopf an allen Bäumen.

Um dieſe Zeit kratzen ſie ſich mit den Hinterfüßen hinter den Ohren blutig, nicht, um ſich von der fal-

lenden Sucht zu befreyen, sondern sich bey dem anhaltenden Jucken Linderung zu verschaffen.

Anfänglich ist das Gehörn mit einer dünnen, kurz und feinhaarigen Haut überzogen, die mit vielen Blutgefäßen durchwebt ist. Diese streift sich der Elenthirsch gegen die Brunftzeit mit großer Mühe ab, daß ihm die blutigen Lappen um den Kopf hängen, welches ihm ein widriges Ansehen giebt.

Die gefundenen Schaufeln müssen in Preußen auf Befehl ins Forstamt geliefert werden.

Die Verbreitung

des Elent erstrecket sich durch ganz Europa, Livland, Curland, Preußen, Pohlen, Litthauen, Sibirien, gegen die chinesische Gränze, bis tief in die chinesische Tartarey. Das Thier dient hier zur Jagd, und heißt Han ta han.

Zur Zeit des Kaiser Gordians wurden zehn Elente nebst andern ausländischen Thieren zum persischen Triumph nach Rom gebracht; aber aus welchem Lande? Man vermuthet aus Preußen, weil die Römer den Bernstein daher bekamen. Da aber die alten Einwohner Preußens dieß Thier als eine Gottheit, oder Götterboten verehrten; so ist schwerlich zu glauben, daß sie es andern Völkern überlassen haben.

Als König Friedrich I. dem russischen Kaiser Peter zum Vergnügen ein großes Jagen anstellte, wurden einige hunderte mit Pfeilen erlegt, und 1718 wurden in Preußen bey einer Jagd noch an die 36 Stück geschossen; jetzt aber sind sie seltener geworden.

In Amerika fängt es mit Kanada und Kap Breton an, und führt den Namen Moose-Deer. Durch

Ver-

Vergleichung eines lebendigen Mooſe-Deers aus Kanada, iſt man völlig überzeugt, daß es mit unſerm Elent ein und eben daſſelbe Thier ſey *). Die Franzoſen nennen es Orignal.

Es gehet nicht höher, als zur Hudſonsbay, von da aber herunter bis Neuengland, und gar bis Virginien.

Es giebt davon in Amerika allerley Spielarten: größere und kleinere. Die kleinern heißen Wampooſen, und ſind weißlich grau; die größern braun.

Unter den großen muß es wahre Rieſen geben, wenn anders die Beſchreibungen davon richtig ſind **). Ein Thier in Kanada, Orignac, hat flache Hörner, wie eine Hand, zuweilen eine Elle lang, von 150 Pfund.

Andere geben die Höhe des amerikaniſchen Elents ſiebenzehn Hände, und das Gewicht zu 1229 Pfund an.

Das größte Geweihe befindet ſich in dem Hauſe der Geſellſchaft der Hudſonsbay ***). Es wog 75 Pfund. Die Länge betrug 32 Zoll, die Breite einer Schaufel 13 und einen halben Zoll; die Weite von einer Spitze bis zur andern 34 Zoll.

Allein die Indianer an der Hudſonsbay reden immer noch von einer Art von Mooſe-Deer, welche bey ihnen Waskeßen heißt, deren Größe die der gewöhnlichen Elente ungemein übertrifft. Dieſe Thiere ſollen

*) S. Pennant Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer: Titelvignette I. 20. Tab. 17. Donndorffs zool. Beytr. I. 586. Note.

**) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen. IV. 105.

***) S. Pennant l. c. S. 20.

sollen sich gegen 150 deutsche Meilen hinter dem Fort York finden, welches im 57sten Grad von der Hudsonsbay liegt.

Eine Bestätigung dieser großen uns unbekannten Thiere des Hirschgeschlechts geben die ungeheuern Hörner, welche noch jetzt in den Sümpfen von Irrland ausgegraben werden. Sicher gehören sie einem Thiere, welches dem Elent gleicht; sie sind aber bey weitem größer, als die Elentgeweihe *).

In Virginien hat das Muſethier nur die Größe eines Pferdes. Es geht, wenn es verwundet ist, auf den Jäger los, der ihm seine Kleider vorwirft, die es wüthend zertritt, und dabey getödtet wird **).

Wir müssen nun auch

die Feinde

des Elents kennen. Es hat große und kleine Feinde, unter welchen ihm die letzten fast die beschwerlichsten sind.

1. Bären, Luchse, Wölfe stellen diesem Thiere nach. Der Wolf ist ihm der gefährlichste, wenn es verwundet ist, oder wenn mehrere ein Thier anfallen; insonderheit

*) Von dieser Art ist das große breite Geweihe, das man im Rhein gefunden, und welches der Herr von Rochow im 2ten B. der Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde, S. 388. beschrieben hat. Einige der Irrländischen waren 8 Fuß lang, vierzehn von einer Spitze bis zur andern, und wogen 300 Pfund. S. Pennants Thiergesch. der nordlichen Polarländer I. 24. Einige halten sie für Rennthierhörner.

**) S. Schlözers Erdbeschreibung von ganz Amerika. S. 73. 149. 235. Carvers Reisen in das Innere von Amerika, S. 167. 366.

sonderheit, wenn sie es auf dem glatten Eise antreffen. Auch soll ihm, wie dem Rennthiere, der Vielfraß auflauern, auf den Hals springen, und ihm die Kehle abbeissen *).

In Kanada sind seine größten Feinde die Bergkatzen, und der Wolfsbär **).

2. Die Larven der Viehbreme sind seine größte Plage. Die Haut des Thieres ist ihnen zu dicke. Desto leichter kriechen sie ihm in die Nase, bis in den Sinus frontalis, wie bey den Schafen. Ja! sie machen sich auch an die noch weichen Kolben des männlichen Thieres, und legen ihre Eyer daran. Vor diesen Fliegen fliehen sie oft in die finstersten Wälder.

3. Merkwürdig ist es, daß die Viehseuche des Rindviehes auch auf diese Thiere Einfluß hat. Im Jahr 1752 war in Livland, Preußen, u. s. w. ein starkes Viehsterben. Das zahme Vieh theilte die Seuche im Walde dem Rothwildpret mit, und durch dieses wurden auch die Elente angesteckt, daß ihrer viele wegstarben ***).

Physikalische Irrthümer und Fabeln ****)

giebt es bey diesem Thiere genug. Wir fangen vom Plinius an.

1. „Es

*) Vrsus *Gulo;* nicht luscus, oder die Wolverenne in Kanada, der so lange mit dem Vielfraß verwechselt ist.

**) Felis *Pardalis.* Vrsus *luscus.*

***) S. Hupels Topogr. II. S. 439. Bocks Naturgesch. von Preußen IV. 111.

****) Es wird wohl eben keine große Alteration des Plans in dieser Schrift ausmachen, daß hier der Artikel von den physikalischen Irrthümern, dem von dem Nutzen und Schaden des Thieres vorgesetzt ist.

1. „Es schläft, sagt dieser, *) nie liegend, weil ihm die Kniee steif sind; sondern lehnt sich gegen einen Baum, den man, um es zu fangen, einzusägen pflegt. Seine Schnelligkeit ist übrigens bekannt.“ Und doch hat es steife Kniee? Eine Fabel, die man auch dem **Elephanten** angedichtet hat, daß er an einem Baume stehend schlafe, und nicht wieder aufkommen könne, wenn er an der Erde liege.

2. Daß es wegen der großen Oberlippe im Fressen stets **rückwärts** gehe, weil es sich darin verwickeln würde, wenn es vorwärts gienge. Auch schon vom **Plinius** erzählt.

3. Daß es der Wolf so lange verfolge, bis er müde werde, und ausruhe. Das Elent thue ein gleiches. Dann jage es der Wolf wieder auf, und erhasche es gewiß, weil seine **Nerven erstarrten**, so bald es nach einer heftigen Bewegung stille stehe **).

4. Daß es niederfalle, so bald es sein **Blut** sehe — daß es mit der **Epilepsie** beladen sey, und sich mit der einen Klaue hinter dem Ohre kratze. Daher diese ein Gegenmittel gegen diese Krankheit sey, wenn man sie an sich trage.

5. Daß es, wie die Hirsche, einen besondern **Herzknochen** habe, dadurch man viele Krankheiten kuriren könne. Es ist dieß aber bey dem Thiere gar nichts ungewöhnliches, da das **Rennthier** ebenfalls damit versehen ist, und der Knochen verschiedenen innern Theilen

*) Naturgeschichte von Große II. 268. Schon J. *Caesar* glaubte diese Fabel. S. berlin. Mannigfaltigkeiten 1771. S. 430. Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere X. 189. Anm.

**) Wie es der Wolf jage. S. allgem. Magazin der Natur ꝛc. XII. 290.

Theilen des Herzens zur Haltung und Festigkeit dient *).

6. Daß das Hermelin dem schlafenden Elent ins Ohr krieche, und sich mit seinen scharfen Zähnen fest anbeiße, wodurch dieses in solche Wuth gerathe, daß es sich selbst den Kopf zerstoße. Eine Fabel, die schon Pontoppidan dem Bär angedichtet hat. Indessen sollen es die erfahrensten Wildschützen für gewiß behaupten **).

7. Daß die Kuh mit vielem Stöhnen und Schmerzen gebähre, und ihr das Kalb erst nach einigen Wochen folge.

8. Als medicinischen Aberglauben führe ich noch folgende Beyspiele an, daß das Räuchern mit Elentsklauen, als ein kräftiges Mittel gegen epileptische Zufälle und Mutterbeschwerungen gerühmt wurde. Vor 200 Jahren war der, der dieses leugnete, ein medizinischer Freygeist.

Wenn die Elentsklaue ihre gewünschte Wirkung thun sollte; so mußte man sich nach folgender Vorschrift richten. Die Klaue mußte vom rechten Hinterfuß eines männlichen Thieres, und dieses zu einer bestimmten Zeit, besonders in der Begattung, geschossen seyn. Von dieser Klaue wurde ein Ring gemacht, den der mit der fallenden Sucht beladene an der linken Hand, an dem nächsten Finger am kleinen tragen mußte. Der Grund sollte seyn, weil das Thier mit dieser Krankheit be-

*) S. Rennthier: Zergliederung.

**) S. Stralsundisches Magazin I. S. 389.

behaftet wäre, und ſich durch das Kratzen mit der Klaue davon befreye *).

Mit den gebrannten Knochen, Klauen, Blute, u. ſ. w. wurden ehemals viele abergläubiſche Kuren verrichtet.

Die Indianer in Nordamerika haben noch eben dieſen Aberglauben, und benutzen die Klauen gegen die fallende Sucht. Sie legen ſie dem Kranken ans Herz, laſſen ſie ihn in der linken Hand halten, und reiben ihm die Ohren damit **).

Der Schaden,

den dieſe Thiere thun, betrifft bloß die Felder, die nicht weit von den Waldungen liegen. Da ſie aber mehrentheils in den tiefſten Forſten ſtecken; ſo kann er nicht beträchtlich ſeyn, und ſie halten ſich bloß an das, was ihnen die Natur angewieſen hat.

Ungleich größer iſt

der Nutzen,

den die Menſchen auf mancherley Art von dieſen Thieren ziehen.

1. Das Fleiſch wird ſtatt des Rindfleiſches, beſonders auf dem Lande, gegeſſen. Es iſt wie Rindfleiſch durchwachſen, und in dieſem Stück von dem Rennthierfleiſche unterſchieden. Ueberdieß hat das Elent noch, wie der Hirſch, das ſogenannte hohe Rückenfett.

In

*) Ich beſitze ſelbſt in meiner Sammlung eine Elentklaue, aus welcher einige Stücken zu Ringen geſchnitten ſind.

**) S. Pennants Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer I. 23.

In Königsberg zahlt man für ein frisches Elent 10 bis 12 Thaler zum voraus gegen einen Schein vom Jägerhofe; für einzelne Braten aber das Pfund 2 gr.

Die Indianer sagen: sie könnten nach einer Mahlzeit von Mus-Fleisch dreymal so weit, als sonst reisen.

Die Zungen schmecken vortreflich. Die Nase ist völlig wie Mark, und in Kanada der größte Leckerbissen.

2. Die Knochen dienen zu allerhand Drechslerarbeit und Zierrathen.

3. Aus den Klauen kann man artige Hornsachen verfertigen, wie noch jetzt in Königsberg die Bernsteindreher daraus Armbänder, Ohrgehänge, Korallen und Ringe machen.

4. Aus den ganzen Füßen werden Gestelle und Füße zu Gueridons und kleinen Tischen gemacht. Aus den Vorderfüßen Becher und Pokale.

5. Die Haut der Elentthiere ist so hart und undurchdringlich, daß kaum eine Kugel durchgeht. Die alten Preußen haben ihre Kürasse daraus genommen, und noch jetzt werden in diesem Lande Brustharnische davon gemacht, die den Schuß aushalten. Wenn man aus der Rückenhaut Streifen schneidet, und damit kleine Steine schleudert; so kann man sie über hohe Thürme werfen.

6. Aus der abgestreiften Haut der Füße machen sich die Jäger Futterale und Beutel über die Büchsen, Spieße, u. s. w. Sonst giebt die Haut noch Kolette, Beinkleider, Degenkoppel, Handschuhe, u. s. w.

Man sagt, daß man sich mit einer gegerbten Elentshaut gegen die Flöhe verwahren könne. Es ist nicht unwahrscheinlich, weil sie in den Haaren bequemere Ge-

legenheit zu niſten finden, als in den menſchlichen Kleidern.

Mit den Elentshäuten wird von **Sibirien** aus durch Rußland ein wichtiger Handel getrieben *).

Viele ruſſiſche Nationen machen daraus ihre Kleidungsſtücken, und theilen ſie in zwey Stücken, woraus ſie ihre geräucherten und ungeräucherten **Polowinki** verfertigen **).

7. Die **Haare** gebraucht man, Küſſen und Polſter auszufüttern.

8. In alten Zeiten zierte man die Palläſte am Giebel mit großen, vielzackigen **Elentsgeweihen**, wie vormals noch an dem königsbergiſchen königlichen **Reſidenzſchloſſe** zu ſehen geweſen.

Die **Geweihe** wurden ſonſt nach der Breite und Größe bezahlt, um ſie auf den adelichen Höfen, anſtatt der **Leuchtkronen**, in den Vorſälen aufzuhängen.

Die **Wilden in Amerika** höhlen den ſchaufelförmigen Theil der Hörner noch mehr aus, und machen daraus große Löffel, welche wohl ein Maas halten.

Aus den Hörnern machen die Buſchmänner, oder wilden Hottentotten **Tobakspfeifen**.

Die Jagd

der Elentthiere wird zum Vergnügen, und des Nutzens wegen angeſtellt. Vormals fieng man ſie mit Gruben und

*) S. Ludovici Kaufm. Lex. II. 1235.

**) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere. X. B. Mart. Ausg. S. 253.

und Fallen *); jetzt mit Hunden, und durch Belappung im Treibjagen.

Das Bellen der Hunde achten sie nicht, und ein Hund wird niedergeschlagen. Trifft der eine Schuß des Jägers nicht; so ist er doch sicher, und das Thier begiebt sich gleich auf die Flucht. Einem angeschossenen aber sich zu nähern, bleibt immer gefährlich **).

Die besten, hieher gehörenden

Schriften

sind folgende:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Martin. Ausg. X. 178. das Elen- und Rennthier (S. 241. der Anhang zum Elen das Beste).

Hagen Nachrichten vom preußischen Elennthiere — in den Mannigfaltigkeiten 1771. S. 413 — 420 nebst der Abbildung des liegenden Rennthieres, und eines Geweihes. — S. 429 — 438.

Bocks wirthschaftliche Naturgeschichte von Preußen IV. 94. das Elendthier.

Funke Naturgeschichte und Technologie I. 137. das Elent.

Perrault, Charras und Dodart Abhandlungen aus der Naturgeschichte I. 207. Tab. 26. Elant, Elendthier: (das Weibchen) nebst der anatomischen Beschreibung.

*) Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit niedergebogenen und gestellten Bäumen, wie Kolbe abgebildet hat. Kolbens Elenn aber ist kein Elent, sondern Antilope *Oryx* v. *Erxleben* Mammal. p. 275. Sparrmanns Reise 496. Tab. 1.

**) Ein mehreres von ihrer Jagd in Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere X. B. S. 250.

Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 20. Tab. VIII. Elk, Mooſe-deer, Elenthier, Mus-Thier, (eigentlich das nordamerikaniſche).

Schrebers Säugthiere IV, Tab. 46. A. Cervus *Alce* Linn. Tab. 46. B. zwey Geweihe (noch ohne Text).

Schwediſche Abhandlungen 41. B. 134. Tab. 5. b. das Elent.

Fiſchers Naturgeſchichte von Livland, 2te Aufl. 159. No. 31. Elent.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 586. No. 2. das Elennthier.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

5. Fünfte Art: das Rennthier *).

Beſchreibung.

Das Rennthier iſt von den Alten und Neuern ſehr oft mit dem Elent verwechſelt worden, und erfordert daher eine genaue Beſchreibung.

Plinii Alce und Machlis ſind nicht zwey verſchiedene Thiere, davon das erſte das Elent, das zweyte das Rennthier bezeichnet; ſondern beyde Namen ſind aus einer Verwirrung der Wörter entſtanden, und zielen bloß auf das Elentthier. Er hatte von beyden alles aus dem Caeſar entlehnt, und iſt der erſte Urheber der Verwirrung der Namen **).

So

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 177. Sp. 4. Cervus *Tarandus* α) Rangifer β) groenlandicus γ) Caribou.

**) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere X. 192 — und die ungeheuere Menge Schriftſteller von beyden Thieren, S. 178 — 186.

So berühmt das Rennthier ist, so hat man doch bisher bey dem großen Schwall von Schriften, darin seiner gedacht wird, noch keine vollständige, eigentlich naturhistorische Beschreibung, noch weniger eine recht richtige und fehlerfreye Abbildung von beyden Geschlechtern *).

Schicklicher ist allemal die Benennung Rennhirsch für das männliche, und Rennthier für das weibliche Geschlecht, und für beyde Rennwildpret. Den Namen Rennthier hat es von dem schwedischen Worte Ren.

Die gewöhnliche Länge eines dreyjährigen Rennhirsches beträgt 6 Fuß und etwas über 2 Zoll; die Höhe des Vordergestells 3 Fuß 10 und einen halben Zoll, des Hintergestells 3 Fuß 7 und einen halben Zoll. Dieß ist fast gleiche Größe mit einem zehnendigen Hirsche.

Der erste Anblick des Thieres scheint sehr plump, und möchte uns schwerlich überzeugen, daß es in dem flüchtigsten Trabe so erstaunlich schnell laufen könne. Wir werden aber durch seine Bauart und Bildung bald darüber belehrt werden.

Der Kopf ist lang und stark; die Nase breit, wie an einem Ochsen; die Naselöcher weit und offen. Die Nasenhaut ist fast bey allen andern Thieren glatt und feucht, hier aber mit kurzen, weißen und grauen Haaren dicht überzogen, um sie gegen Frost und heftige Kälte zu verwahren, da das Thier fast beständig seine Nahrung unter den Schnee suchen muß. Die

*) S. des Grafen von Mellin Monographie des Rennhirsches in den Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde I. 3.

Stirn sehr breit. Die Augen groß, nach den Ohren zu; der Hals kurz, dicke und niederhängend. Die Blätter oder Schultern ganz mit Wildpret überladen. Daher sein Ansehen einfältig, plump und schwerfällig.

Das Elenn hatte unter der Kehle eine Warze mit 2 Haarbärten; der Rennhirsch aber von der Gurgel an, bis eine Handbreit vor der Brust, eine breite Mähne, die wohl eine Spanne lang, und eine halbe Hand breit ist, sich wie ein Bart herunterzieht, und bey jeder Bewegung hin und her schwankt. Bey dem Weibchen ist es nur ein dicker Haarschopf.

Die Läufe sind schmal, und besonders die Röhren ungleich dünner, als bey dem Rothhirsch; die Schalen aber, oder die Hufe groß und breit, wie bey einem Ochsen, welches auf eine widrige Art absticht.

Gleichwohl befördert dieses alles die Schnelligkeit des Thieres im Laufen ungemein, und wir irren sehr, wenn wir bey den unförmlich scheinenden Theilen mancher Thiere bloß nach ihrem äußerlichen Ansehen urtheilen wollen. Da das Thier dazu bestimmt war, bloß in Schneegefilden der kältesten Länder zu leben; so mußte ihm der Schöpfer Hufe geben, deren breite Schalen das Einsinken in den gefrornen Schnee hinderten, mit welchen es vielmehr über denselben, wie auf einem gechornen Rasen, weggleiten konnte.

Hinter den Schalen liegen die Afterklauen, die noch einmal so lang, als bey dem Rothhirsch, und, welcher Umstand zu merken ist, lose sind, daß sie klappern.

Inwendig am Hinterlauf unter der Hesse hat das Thier einen ovalen, hornichten Fleck, wie die Feigwarzen

warzen bey den Pferden, der mit weißen Haaren bewachsen ist. An den **Vorderläufen** nicht. Was muß die Absicht seyn?

Der **Bauch** ist bey allen europäischen Thieren, den Dachs ausgenommen, von einer hellern Farbe, als der übrige Leib, und mehrentheils weiß; bey dem **Rennhirsch** aber dunkel schiefergrau, fast schwärzlich, wie auf dem Rücken, und an den Läufen. Am Kopfe, Nacken und an den Keulen etwas heller; Hals, Bart, Mähnen, und die Kronen über den Schalen aber, nebst der Brust, **ganz weiß**.

Die **Blume** noch kürzer, als bey dem Rothhirsch, und dunkelgrau.

Das **Gehörn** des **Rennhirsches** besteht zwar aus eben der Materie, wie bey den **Roth-** und **Damhirschen**; ist aber in der **äußerlichen Gestalt** ganz verschieden.

Es ist von hell-gelblichbrauner **Farbe**, **ohne** alle **Perlen** und **Furchen**, und noch weniger gerieft, als bey dem Damhirsch.

Die **Stangen** sehr lang und dünne, und die Enden stehen, den Eissprieſſel ausgenommen, völlig wagerecht. Das Ende bestehet eben, wie bey den **Damhirschen**, aus einer **Schaufel**, die aber an der Stange nicht weit herabreicht, auch am Rande längere und rundere Spitzen hat. Die Schaufeln hat es nicht vergeblich empfangen. Es gebraucht sie, den Schnee aufzuräumen, wozu insonderheit die **dritte** Schaufel sehr bequem ist *).

*) S. *Klein* Quadrup. disposition §. 9. Tab. I.

Zergliederung.

Die Zergliederung, welche der berühmte Camper mit einem, von Lappland über Drontheim und Amsterdam geschickten, und 1771 den 21sten Junius zu Gröningen angekommnen, Rennthiere angestellt hat, macht uns die ältern eines Bartholins, Housten, u. s. w. entbehrlich.

Das Thier lebte nur 24 Stunden nach seiner Ankunft, weil es die Hitze der Himmelsgegend nicht vertragen konnte, und ein Geschwür zwischen der Mütze, oder dem zweyten Magen, und dem Zwerchfell entstanden war. So lange es lebte, fraß es mit Begierde Kraut, Brot und andere Dinge, und soff viel.

Es war ein Rennhirsch von vier Jahren, weil man an allen Knochen des Gerippes noch die Ansätze sahe. Nur im fünften Jahre erfolgt das völlige Auswachsen, woraus der Schluß gemacht wird, daß ein solches Thier wenigstens 20 Jahre leben kann.

Das Haar am Leibe war so brüchig, daß es quer abbrach, wenn man ein wenig daran zog.

An den Hinterfüßen zwischen den Zehen ein Gang, der eine ölichte Feuchtigkeit von unangenehmen Geruch enthielt. In einem andern Rennthier nachher nur am Vorder- nicht am Hinterfuße. Besondere Aehnlichkeit mit dem guineischen Rehchen.

Die Augen einerley mit denen am Roth- und Damhirsch. Der Stern liegt in der Quer, und die Traubenhaut ist braun, ins Schwarze fallend. Die Thränenhöhlen, wie beym Hirsch, mit einer weißlichen, harzichten Materie. Das oberste Augenlied hat lange und schwarze Wimpern, und ist nicht durchlöchert, wie einige vorgegeben haben; sondern ganz.

In

In der Unterkinnlade acht Schneidezähne, die sehr klein und lose sind; in der Oberkinnlade eben so wenig, als die andern wiederkäuenden Thiere. Augenzähne fehlen. An jeder Seite beyder Kinnladen sechs Backenzähne, oder 24.

Die Hörner waren im Wachsen: eins erst einen Zoll, das zweyte anderthalb Zoll hoch.

Die Eingeweide, wie bey den Damhirschen. Schade, daß sich keine Spur von Darmwürmern gefunden hat! Die Gallenblase fehlte. Die Lunge groß, und die Luftröhre außerordentlich weit — zum schnellen Laufen nothwendig.

Das Herz von mittelmäßiger Größe, und enthielt, wie das vom Damhirsche, einen kleinen Knochen, welcher an der großen Schlagader der halbmondförmigen Klappe zur Haltung diente. Eben dieser Knochen giebt der häutigen Wand zwischen den beyden Herzenssäcken, und den Blutklappen der rechten Herzkammer, eine Festigkeit. — Also gehört er zu der Natur des Thieres, wie beym Elent und Hirsch, und ist nichts ungewöhnliches.

Unter der Haut des Halses ein merkwürdiger, und sehr weiter Sack, — in Gestalt einer kegelförmigen Röhre, die im Fortgange weiter, und von zwey langen Muskeln gehalten wird. Der Sack öffnet sich unter der Wurzel des Kehldeckels, daß man einen Finger hineinstecken kann.

Wenn das Thier mit Gewalt die Luft aus den Lungen stößt, wie bey dem Brüllen: so geht die Luft in diesen Sack, bläst ihn auf, und macht an der Stelle eine große Geschwulst, wodurch die Stimme sehr verändert wird. Die beyden Muskeln leeren den Sack

wieder aus, wenn es aufhört zu brüllen. — Merkwürdige Einrichtung!

Eben dieſen Sack hat der Herr Prof. Blumenbach an dem ehemals zu Caſſel geweſenen Rennthiere entdeckt *).

Viele Pavians und Meerkatzen haben einen ähnlichen Sack, und der Orang outang einen doppelten.

Die weiblichen Thiere ſcheinen ihn nicht zu haben. Verſchiedene Vögel aber, z. B. die Männchen der Säger-Enten, und anderer Vögel, ſind damit verſehen.

Wie mannichfaltig iſt die Natur in ihren Arbeiten, — nur allein bey den Thieren!

Bisher haben wir an dieſem Thiere ſchon ſo viele Merkwürdigkeiten entdeckt: was wird uns ſeine

Lebensart

zeigen? wenn wir den Aufenthalt, die Nahrung und die beſondern Eigenheiten deſſelben kennen lernen.

Sein Aufenthalt

iſt allezeit in den kälteſten Polarländern, nicht ſowohl in dicken Waldungen, als in Schneegebirgen, und auf großen, mit Moos bewachſenen Ebenen.

Es giebt wilde und zahme Rennthiere. Letztere machen den ganzen Reichthum der nordpolariſchen Nationen aus, wovon wir unten bey dem Nutzen des Thieres mehr ſagen werden.

Die

*) S. göttingiſche gelehrte Anzeigen 1773. St. 7.

Die wilden Rennthiere sind allezeit größer, stärker, und schwärzer an Farbe. Das äußere muntere Ansehen zeigt schon, wie viel Einfluß die Freyheit auf das Leben der Geschöpfe habe.

In **Lappland**, und in den nördlichen Provinzen von **Asien**, giebt es vielleicht mehr zahme, als wilde Rennthiere; in **Grönland** aber sollen sie alle, nach dem Zeugniß der Reisenden, wild seyn, weil sich die Einwohner mehr mit See- als Landthieren abgeben.

Die **wilden** Rennthiere gehen heerdenweise zusammen. Auf **Kamtschatka** siehet man Rudel von tausend, und mehreren, welche die kahlen Moosfelder dergestalt bedecken, daß sie von weitem, wegen des starken und ästigen Geweihes dieser Thiere, wie ein **Buschwerk** aussehen.

Die Nahrung

der Rennthiere im Sommer sind in den Thälern allerley Kräuter, Blätter und Moose, wie die Natur giebt; allein der Sommer ist für sie eine schlechtere Jahreszeit, als der Winter. Sie werden mager, und von den Insekten so geplagt, daß sie kaum noch in der Haut hängen.

Der Herbst und Winter ist für sie, und ihre Natur die vortheilhafteste Jahreszeit, die ihnen der Schöpfer aus besonderer Güte für die armen, aller Bedürfnisse des Lebens beraubten, und in diese öden Gegenden verbannten Einwohner, angewiesen hat.

Im Sommer gehen sie auch sehr begierig auf die **Schwämme**. Kommt eine zahme Heerde in einen Birkenwald; so ist sie nicht mehr beysammen zu erhalten. Alle Thiere zerstreuen sich, und suchen Schwämme.

Oft

Oft genießen sie darunter den giftigen Fliegenschwamm, von welchem sie betäubt werden, und niederfallen. Doch schadet er ihnen nicht weiter. Das Fleisch ist unschädlich, wenn sie erst, nachdem ihnen der Rausch vergangen ist, geschlachtet werden. Tödtet man sie aber, so bald sie fallen, so werden alle, die das Fleisch genießen, so taumelnd und wahnsinnig, als hätten sie den Schwamm selbst gegessen.

Das besonderste ist, daß der ganze Schwamm unverdaut weggeht, und daß er nichts, als seinen narcotischen Hauch den Nerven mitgetheilet hat. Der Urin enthält die concentrirte Kraft dieses betäubenden Gifts, und führt es häufig wieder aus dem Blute ab. Daher die Koräken, und andere sibirische Nationen, als große Liebhaber des Fliegenschwammes, welche sich keinen Vorrath desselben anschaffen können, den Harn von den damit berauschten Thieren auffangen, und sich darin besaufen. Wie sonderbar!

Eben so sehr lieben die Rennthiere wieder den Urin der Menschen. Sobald sie sehen, daß jemand harnen will, laufen sie zu, und halten das Maul unter, lecken auch den Harn aus dem Schnee auf. Dadurch sollen sie besonders zahm, und ihrem Herrn getreu werden, wenn er sie oft von seinem Urin genießen läßt. Wie sonderbar!

Die Koräken führen daher allezeit Gefäße von Birkenrinde bey sich, in die sie harnen, und ihren, daran schon gewöhnten Thieren alle Morgen, kleine Portionen austheilen. Zu viel schadet ihnen, weil sie davon betrunken werden, und man sie in den Schnee eingraben muß. Vermuthlich geschieht solches, wenn der Mensch, von dessen Harn sie bekommen, nicht

lange

lange vorher vom Fliegenschwamm berauscht gewesen ist.

Die Sache läßt sich aus der Natur der wiederkäuenden Thiere erklären, welche alle eine besondere Begierde, **Salz zu lecken**, haben, wie von den Salzlecken für das Wildpret bekannt ist. Die wilden Rennthiere lecken das **Salz des Meereises**, und die zahmen sind aus eben dieser Ursache nach dem **Urin**, wegen des darin enthaltenen Salzes, so begierig, da sie, besonders unter dem Schnee, nichts Salzhaftes bekommen können.

Der Winter aber ist ihre glücklichste Lebenszeit. Da gedeyen sie, und finden ihre beste Nahrung in dem elenden, trocknen, korallenförmigen, sogenannten **Rennthiermoos**, bey welchem alle andere Thiere verhungern würden. Es scheint einzig und allein für sie geschaffen seyn. Wie wollten sonst die armseligen Einwohner, die selbst nichts haben, so zahlreiche Heerden erhalten können?

Längs dem Eismeer sind große Heiden, Wüsten und Gebirge ganz damit überzogen. Es ist gleichfalls in Deutschland auf dürren Heiden, und in einigen Fichtenwäldern anzutreffen *).

Ganz allein lebt das Rennthier im Winter davon. Durch seinen scharfen **Geruch** trifft es allezeit die Stellen, wo dergleichen steht. Der reisende Lappe überläßt es ihnen ganz allein ihr Futter zu suchen. Wenn sie anfangen, Gruben in den Schnee zu machen; so

*) Das bekannte Lichen *islandicus*; rangiferinus. v. *Linn.* Amoen. acad. IV. 151. Es muß doch besondere Kräfte haben, da es zu einem Brey gekocht, bey Lungensüchtigen die erwünschtesten Wirkungen hat.

so hält er inne, schlägt sein Zelt auf, und das Thier hat sein Futter gefunden. Mit seiner dritten Schaufel räumt es den Schnee weg, und muß es öfters mit den Füßen noch etliche Fuß tief unter dem Schnee hervorkratzen. Dieß ist der eigentliche wahre Nutzen der Schaufeln. Denn als Gewehr können sie solche nicht gebrauchen, da sie dieselben zu der Zeit, wenn sie solche am nöthigsten hätten, gegen den Winter, mit dem Gehörn abwerfen. Denn gegen die Raubthiere wehren sie sich, wie das Elent, durch das Hauen und Schlagen mit den Vorderfüßen. Eben so wenig gebrauchen sie solche zum Durchstoßen des Eises, um zu dem Wasser zu gelangen, weil der Schnee in allen Fällen die Stelle desselben vertritt.

Wer muß nicht über die Weisheit der schaffenden Vorsehung erstaunen, daß ein so zahlreiches Geschlecht von Thieren, die den in den unglücklichsten und unfruchtbarsten Gegenden wohnenden Menschen so nützlich, und ihr ganzer Reichthum sind, so daß oft eine Familie an die 20000 Rennthiere hat, von einer kleinen, dürren elenden Pflanze, mit der die Natur gleichsam ihre Blöße nur zu bedecken scheint, nicht nur allein, ganz allein ernährt, sondern so feist wird, daß man drey Querfinger hohes Fett aus dem Rücken schneiden kann. Das Rennthier ist diesen dürftigen Menschen, und das Moos ist diesen Thieren alles. Es giebt ihnen alles, was sie brauchen; Kleider und Nahrung, — und sie geben ihm nichts: — dürfen ihm nichts geben. Es geht aus, und äset sich mit seinem Moos. Die Natur giebt ihm alles. Wie sonderbar! *).

Außer

*) Ein Verzeichniß der Futterkräuter des Rennthieres in Büffons Naturgesch. der vierfüßigen Thiere X. 313.

Außer dieſen beſondern Umſtänden ſeiner Oekonomie, hat das Rennthier in ſeiner ganzen Lebensart

noch ſo viele **Eigenheiten,**

daß wir ſchwerlich bey einem andern Thiere ſo viele ſpezielle Beweiſe der Vorſehung finden, die alles an und außer ſeinem Körper für ſeine Erhaltung ſo weislich eingerichtet hat. Wir müſſen nur den Umſtand nicht aus den Augen verlieren, daß es beſtändig in Schneeländern lebt, und den Einwohnern das einzige Mittel zu ihrer Erhaltung ſeyn ſoll; ſo werden uns die vorzüglichen Eigenſchaften deſſelben deſto deutlicher in die Augen fallen, und deſto wichtiger ſeyn.

1. Seine Naſenhaut iſt mit Haaren gefüttert, damit ſie keinen Schaden leide, da das Thier immer im Schnee wühlen muß.

2. Seine Füße ſind recht zum Laufen gebauet, und ſeine großen Lungen, und der beſondere Luftſack ſtimmen dazu, damit es den Raubthieren, inſonderheit den Wölfen, entgehe, und das ſchnelle Laufen aushalten könne. Denn es läuft ſchneller, als ein Pferd, und kann in einem Tage an die 30 Meilen machen.

3. Seine Füße kann es beſſer, als ſein Gehörn, zur Wehr gebrauchen, und einen Wolf damit zu Boden ſchlagen. Oft überfällt die zahmen im Schlitten ein beſonderer Starrſinn, daß wenn ſie nicht laufen wollen, und Schläge bekommen, ſich das Thier kurz umwendet, und mit den Füßen auf den Fahrenden zuſchlägt, der ſich alsdann geſchwind mit dem Schlitten umwälzt, bis der Eigenſinn vorüber iſt.

4. Sein Gehörn, beſonders die dritte Schaufel, dient ihm ſtatt Schippe und Spadens, den Schnee

über

über seiner Lieblingsspeise, dem Moose, wegzuschaufeln.

5. Sein Instinkt lehrt es, sich nicht einzeln in den Wäldern zu zerstreuen, sondern heerdenweise beysammen zu bleiben, weil ihm dann die Raubthiere nicht beykommen können.

6. Bey der geringsten Bewegung der Füße, schon wenn es nur, wie die Pferde, zusammenschaudert, entsteht an den Vorder- und Hinterfüßen ein besonderes, knarrendes Geklapper, welches man, wenn es in vollem Trabe ist, — denn das ist sein eigentlicher Gang — auf hundert Schritt hören kann.

Man hat davon manche Ursache und Absicht angegeben, die aber nicht hinreichen, die Sache ins Licht zu setzen. Es sey z. B. in der Höhlung des Hufs ein Steinchen, in der Größe der Krebssteine, welcher dieses Klappern verursache? — Ein Klappern, das man auf 100 Schritte hören kann!

Andere sind der Meynung, daß es von den losen Afterklauen herrühre, die im Laufen beständig übereinander schlagen. Allein ein gewisser Kavalier*) hat sich die Mühe gegeben, sich dicht an das Rennthier auf den Boden zu legen, und aufs genaueste auf die Bewegung der

*) Der Marquis d'Amezaga. S. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. X. 290. 291. Der Graf von Mellin sagt ebenfalls: „bey jedem Tritt, den das Thier thut, hört man über den Schalen ein Knacken, als wenn man kleine Steine schüttelte, oder dünne Stöcke zerbräche. Wenn es die Schalen langsam auf die Erde setzt, hört man das Knacken eben sowohl, obgleich weniger stark, als wenn es schnell, und mit mehrerer Kraft auftritt, oder trabet.“ S. Schriften der berl. Gesellschaft naturforschender Freunde. I. 19.

der Füße Achtung zu geben, da er denn durch wiederholte Verſuche wahrgenommen habe, daß das Klappern nicht von den Hufſchalen, ſondern von den Kniegelenken der Füße komme, und das Geknarre allezeit ſtärker ſey, wenn ſich das Thier ſtärker bewege.

Die Abſicht ſoll ſeyn, daß ſich die Heerden, wenn ſie einander nicht ſehen können, dadurch gleichſam zuſammenrufen, welches bey den ſtarken Nebeln in den Gebirgen deſto nöthiger iſt, da die Thiere oft nicht zwey Schritte vor ſich ſehen können. Es iſt mir aber wahrſcheinlicher, daß ihnen die Natur dieſes Signal zur Verſcheuchung des Wolfs gegeben habe, der, wenn ihn nicht der gröſte Hunger treibt, ungemein ſcheu iſt, und durch das geringſte Geräuſch verjagt wird. Doch will ich gern jede andere Erklärung annehmen, wenn ſie nur der Natur und den Umſtänden des Thiers näher entſpricht.

7. Sie harnen ſehr oft, und kommen leicht um, wenn man ſie daran hindert. Die Koräken haben daher einen beſondern Ruf, ſie zum Harnen zu reizen, wie unſere Fuhrleute die Pferde durch Pfeifen.

8. Nicht minder merkwürdig ſind die beſondern Wanderungen, welche die wilden Rennthiere in ihrem Lande, nach der Jahreszeit halten. Sie ziehen beſtändig innerhalb gewiſſer beſtimmter Gegenden in einem groſen Zirkel herum, und kommen ungefähr alle anderthalb Jahre wieder auf die vorigen Weideplätze.

Gewöhnlich ziehen ſie im Frühjahre von dem Eismeer nach Süden, in die Waldungen und hohen Gebirge, wo ſie von den Inſekten weniger geplagt werden. Im Herbſt aber, wenn der gröſte Schnee fällt, be-

geben sie sich nach den kahlen und flachen Moosheiden an der See.

Sie halten dabey aber einen beständigen Strich, das ist, einmal gemachte Wege, von denen sie nicht einen Schritt abweichen. Diese Wege sind tief ausgetreten, wie hohle Wege, in welchen fünf bis zehn Rennthiere neben einander gehen können. Wo sie einmal über einen Fluß geschwommen sind, da thun sie es wieder bey jeder Wanderung.

Diesen Umstand machen sich die Jäger an den nördlichen Strömen zu Nutze, und erlegen ihrer viele mit Geschoß und Lanzen.

Bey diesen Heerzügen halten sie eine gewisse Ordnung. Die Kühe mit den Kälbern müssen voran, worauf denn erst in einigen Wochen die Böcke folgen. Eine weise Fügung der Natur! Die trächtigen Thiere, und jungen Kälber würden sonst durch das Drängen der geschlossenen Heerde von vielen Tausenden eher beschädigt werden. Denn sie sind oft so zahlreich, wie mächtige Armeen, und kaum zu übersehen. Bey ihren Versammlungen grunzen sie wie die Schweine, und geben keinen andern Laut von sich.

Bey ihren Wanderungen verlieren sie ihre gewöhnliche Schüchternheit, und wenn sie über einen Fluß setzen, lassen sie sich durch nichts irre machen.

9. Zu den Besonderheiten dieses Thieres gehört auch noch das Abwerfen des Gehörns, dessen Bau und jährliches Abfallen es zu der Verwandschaft mit dem Hirschgeschlecht bringt.

Unter allen diesen horntragenden Thieren aber ist dieses die einzige Gattung, da das Weibchen eben so-

wohl,

wohl, wie das Männchen, mit Hörnern, nur kleinern, versehen ist.

Der Bock wirft sein Gehörn allezeit nach der Brunst ab, welches im Januar geschiehet; das Aufsetzen aber dauert bis in den August, da er feget; also dauert solches weit länger, als bey dem Damhirsche. Die Kuh aber behält es, bis sie geworfen hat: gemeiniglich am fünften Tage nach der Geburt, just um die Zeit, da das Junge anfängt zu laufen, und der Mutter zu folgen.

10. Kein einziges Thier aus dem Hirschgeschlecht bekommt Geweihe von solcher Länge, und mit so ausgebreiteten Zweigen, als das Rennthier. Denn man findet Geweihe unter den wilden, die sich fast eine Klafter, oder sechs Ellen ausbreiten *). Einer von den Zinken der Hörner, der über den Kopf nach vorn zu ausläuft, pflegt sich außerordentlich zu verlängern und schaufelförmig zu werden, wie die andern. Allein diese dritte verlängerte Schaufel, ist, wie wir schon einigemal erinnert haben, die Schneeschaufel des Thieres, und ist, nicht ohne Absicht, verlängert, damit sie von den andern in der Arbeit nicht gehindert werde.

Das neue Gehörn bleibt aber mit Enden und Stellung ein Jahr, wie das andere: im ersten, wie in

*) Colinson versichert in einem Schreiben an den Hrn. von Büffon vom 6sten Febr. 1765: er habe von den ausgegrabenen großen Hörnern in Irrland, bey welchen oft das ganze Thierskelet gefunden werde, welche gesehen, welche 10 Fuß zwischen ihren äußersten Gelenken gewesen wären, und Enden gehabt hätten, welche vorn nach dem Gesicht des Thieres, wie bey dem Rennthiergeweihe, ausgelaufen wären.

den übrigen, und in dieſen, wie im erſten. Es iſt alſo daran das Alter des Thieres nicht zu erkennen. In einigen Jahren wird es größer, in andern kleiner, welches auf Weide und Wohlbefinden ankommt.

In der Fortpflanzung

haben die Rennthiere ebenfalls manche Beſonderheit.

Die wilden ſowohl, als die zahmen belaufen ſich im Herbſt, zu Ende des Septembers, da die Hirſche mit dem erſten dieſes Monats den Anfang machen. Die Böcke geben in dieſer Zeit den widrigſten Geruch von ſich, daß man ſie ſchon von Ferne wittern kann.

Vierzig Wochen geht die Kuh trächtig. Nach dieſer Zeit ſetzt ſie ein, höchſtens zwey Kälber, welche wie die Hirſchkälbchen gefleckt ſind. Da ſie bloß auf dem Schnee geboren werden; ſo muß man ihre harte Natur bewundern. Es giebt auch unter ihnen Gelte Thiere, die gar nicht tragen, und ſehr fett werden.

Merkwürdig iſt es, daß die **Zahl der weiblichen** Geburten allezeit die männlichen übertreffen ſoll. Nach fünf Tagen wirft die Mutter das Gehörn ab, und das Junge folgt ihr, gegen welches ſie ungemeine Zärtlichkeit und Treue beweiſet. **Einjährige** Kälber gebären ſchon wieder, und fahren damit bis in ein ziemliches Alter fort. Wenn ſie, wie einige vorgeben, auf 100 Jahre alt würden, und wie man an zahmen bemerkt haben will, zuletzt ganz einſchrumpften; ſo würde ihre Vermehrung ins Unendliche gehen, und das Gleichgewicht überſteigen; allein die Natur hat auch hier Gränzen geſetzt, weil die trächtigen Kühe gar oft, wegen des ſtarken Laufens, und wegen der vielen Schrecke von wilden Raubthieren, **unzeitige Geburten** bekommen.

Die

Die Lappländer, die sich vorzüglich mit der Rennthierzucht abgeben, suchen ihre Racen dadurch zu verbessern, daß sie wilde Böcke unter ihre Heerden lassen; und bleiben zur Brunftzeit mit den zahmen Thieren in den Wäldern. Die davon fallenden Thiere sollen zur Arbeit weit stärker und dauerhafter, auch viel schneller im Laufen seyn, und werden daher vorzüglich zu den Schlittenreisen gebraucht. Die überflüssigen Bullen kastriren sie, und verrichten diese Operation mit den Zähnen.

Bey der Brunftzeit giebt es oft blutige Kämpfe unter den Böcken. So sanftmüthig sonst diese Thiere sind; so wüthend werden sie alsdann, wie die Hirsche, und stoßen sich mit solcher Hitze, daß sie sich oft, wie diese, mit den Geweihen verwickeln, und man sie beyde todt findet.

Das Alter soll sich eigentlich nicht über 14 Jahre erstrecken. Die Böcke sterben einige Jahre eher. Vor ihrem Ende werden ihnen die Zähne los, und fallen aus, daß sie sich nicht mehr ernähren können.

Zuweilen fallen ganz weiße Rennthiere, die aber keine besondere Art ausmachen. Eine weiße Art bleibt genau in dem Landstriche ihres Kirchspiels. Im südlichen Theile desselben z. B. sieht man selten eins; aber etwan acht Meilen nordlicher ist wenigstens jedes fünfte weiß.

Die Verbreitung

dieses Thieres fängt von dem höchsten Polarlande: Spitzbergen an, wo es nur den weißen Fuchs und weißen Bär neben sich hat. In Grönland ist es eben so wohl zu Hause, als in Lappland, Norwegen,

bey den Ostiaken, Samojeden, Tunguſen, Koräken und Kamtſchadalen; überhaupt längs dem ganzen Eismeere.

Häuslich ſind ſie beſonders bey den Lappen, Oſtiaken, Koräken, und andern Nationen in Sibirien.

In Amerika lebt dieſes nämliche Thier an der Hudſonsbay, in Kanada, ſelbſt bey Quebek, und in den bewohnten Theilen Akadiens, unter dem Namen Karibou *).

Die Stelle im Cäſar von dem Hercyniſchen Walde kann unmöglich von unſerm jetzigen Harzwalde, der ſich nur auf Sachſen einſchränkt, verſtanden werden. Wahrſcheinlich hat er dadurch ganz Brandenburg, die Mark, Preußen, Pohlen, Litauen, Großrußland und Moskow gemeynt. Sonſt müßten unſere Gegenden ehemals viel kälter geweſen, und bey zunehmender Wärme von dieſen Thieren verlaſſen ſeyn.

In der alten Welt geht das Rennthier nicht ſo tief herunter. In Europa erſt jenſeit den 61ſten Grad. In dem nordöſtlichen Aſien aber fand Gmelin bey den Tunguſen, und Pallas bey den Udinskiſchen Bergtartaren, wilde und zahme Rennthiere.

Auch in der großen Tartarey bey den Orochontataren finden ſich Thiere, unter dem Namen Oron, die ſie vor den Schlitten ſpannen; es ſind keine andere, als Rennthiere.

Feinde, und Widerwärtigkeiten

haben die Rennthiere genug auszuſtehen; ſonſt würden ſie noch zahlreicher ſeyn.

1. Wenn

*) S. *Erxleben* Mammal. p. 307. Donndorffs zool. Beytr. ꝛc. I. 603. V. *Caribou.*

1. Wenn sich in manchem Herbst eine so dicke Eisrinde über den Boden legt, daß sie nicht durchbrechen, und das Moos hervorholen können, oder

2. ein so hoher Schnee fällt, daß es ihnen unmöglich wird, zu dem Moose zu kommen; so müssen viele verhungern.

3. Gesellen sich dazu allerhand Krankheiten, als Schwindel, wenn sie sich immer links umdrehen, — Geschwüre in den Schenkelmuskeln, und andere mehr, dadurch ihrer viele aufgerieben werden *).

4. Der Wolf ist ihr gefährlichster Feind, besonders wenn ihrer mehrere beysammen sind, und zum Unglück die Rennthiere sich zerstreuet haben. Sie sollen in einer Nacht über hundert würgen können **).

5. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie, da sie zum Hirschgeschlecht gehören, mit eben den Eingeweidewürmern geplagt sind, die man bey den Hirschen und Rehen findet, und verschiedene, die sich mit der Anatomie der Rennthiere beschäftiget haben, sind auch auf die Spur gekommen, daß in den Eingeweiden derselben häufige Wasserblasen gewesen sind ***). Nichts anders als Blasenwürmer. Sie haben auch, wenn sie an einem hitzigen Fieber sterben, viele kleine weiße Rundwürmer (Ascarides) in den verdorbenen Gedärmen ****).

*) Diese Krankheit heißt in Kimi Lappmark Slabbo, und ist an sich nicht tödtlich, nur die damit behafteten können nicht laufen, und fallen dem Wolf in die Klauen. S. schwed. Abhandl. XXI. 226.

**) Davon s. im 1sten Theil die Naturgeschichte des Wolfs. S. 155.

***) *Steno* in seiner Anatome *Rangiferi* nach Graumans Zeugniß in s. Abhandl. über die Franzosenkrankheit des Rindviehes. S. 24.

****) S. schwed. Abhandl. XXI. 288.

6. Nicht minder sind verschiedene **Insekten** den Rennthieren eine große Plage, und befördern ihren Tod. Dahin gehören.

α) die ungeheuren Schwärme von **Mücken**, oder **Moskiten**, die sie in der großen Sommerhitze, da die Sonne etliche Monate in diesen Ländern über dem Horizonte steht, überfallen, und nicht wenig peinigen. Besonders machen sie ihnen zu der Zeit, wenn sie die frischen Kolben aufsetzen, die meiste Noth, so daß sich die zahmen öfters nach dem **Hüttenrauche** ihrer Herren begeben, um diese schlimmen Gäste los zu werden.

β) Insonderheit aber giebt es zweyerley ganz eigene Arten von **Viehbremen**, aus dem Geschlecht der *Oestrus*, von welchen bey den Rennthieren, theils in der Kehle unter der Zungenwurzel, theils im Rückenfell die **Engerlinge**, oder Larven dieser Fliegen entstehen, und den davon geplagten Thieren Beulen, Geschwüre und Krankheiten verursachen.

Die **Lappen** selbst unterscheiden beyde Arten von Insekten, und nennen die erstere, welche ihre Eyer in die Nasenhöhle und in den Schlund leget, *Trumbe*; die andere aber, welche sie auf den Rücken der Thiere fallen läßt, *Curbma* *).

Wir

*) Der Ritter Linné unterscheidet sie ebenfalls im 4ten Bande der Amoen. acad. p. 164. und nennt die 2te Curbma; die erste aber *Trumbe*, auch *Sarke*, welche ihre Eyer in den Schlund des Thieres lege. Vorher aber sagt er: *Vermiculi*, Würmer werden am Gaum und in der Stirnhöhle der Rennthiere auf eben die Art, wie bey den Pferden und Schafen, erzeugt.

Uns wundert denn doch, daß dieser große Insektenkenner dem Oestrus Trumbe, eine Erzeugung der Vermiculorum oder Nasenwürmer zuschreibt, welches

Un-

Wir wollen zuerst diese Art von Krankheit von der *Curbma* beschreiben, und zeigen, wie sehr die Rennthiere dieses Insekt scheuen; hernach aber die ganz besondere Spuren der Vorsehung bey dieser ganzen Oekonomie ins Licht stellen.

Unkundige auf den Gedanken bringen sollte, als ob es wahre Würmer, und keine Insektenlarven wären, da es doch nur zwo verschiedene Insektenarten einer Gattung sind.

Die *Curbma* ist es, welche die Rennthiere am meisten fürchten. Im Syst. Nat. ed. 12. p. 969. Sp. 2. nennt er sie: Oestrus *Tarandi*, alis immaculatis, thorace flavo fascia nigra, abdomine fulvo, apice flavo: mit ungefleckten Flügeln, gelbem Brustschilde mit einer schwarzen Binde, dunkelgelbem, an der Spitze hellgelbem Hinterleibe.

Wir können hinzusetzen: totus *hirsutus*. Die Fliege ist ganz rauch und haaricht.

Am besten ist dieses Insekt in des Linn. Flora *Lapponica* p. 360—363 und den schwedischen Abhandl. I. 145. beschrieben, und daselbst Tab. II. Fig. 5. 6. abgebildet; seine Feindseligkeiten aber sind im 4ten Bande der Amoen. acad. p. 156 angeführt.

Die *Trumbe* scheint eine besondere Art des Afterkriechers, Oestrus *haemorrhoidalis* zu seyn, welche den Hirschen gleiche Plage unter der Zunge und in der Nase verursacht. Dieses Insekt muß mit vieler Vorsicht seine Eyer in dem Nasenschleim anzubringen suchen, weil das Rennthier, sobald es die Sarke merkt, beständig schnaubt, und mit dem Kopfe um sich schlägt, wovon im Lande viele Fabeln erdichtet sind. S. schwed. Abhandl. XXXVI. 145. In der 13ten Ausgabe des Linn. N. S. P. V. von Gmelin p. 2810 sind folgende Arten noch unterschieden:

1. Oestrus *Trompe*.
2. —— Tarandi.
3. —— Nasalis.
4. —— haemorrhoidalis.

S. Neue schwed. Abhandl. VII. 112. Die Gattung Oestrus von Modeer und 159:

Ich denke, beydes soll für unsere Leser eine lehrreiche und unterhaltende Erzählung werden. Wir erinnern nur unsere deutsche Jugend und Leser, daß sie die nämlichen Phänomene von diesem Insekt an den Engerlingen der Hirsche, Rehe, und jungen Rinder sehen.

Am sichersten wird uns hier ein Augenzeuge leiten, dessen Beobachtungen ich allen andern Beschreibungen vorziehe, und mit dessen Worten ich erzählen werde *).

1. „Als ich im Brachmonat angekommen war, schreibt dieser Reisende, waren schon alle Lappen, ihrer Gewohnheit nach, in die Schneegebirge geflohen, weil sie in dieser Jahrszeit die Rennthiere nicht vor den Fliegen bergen konnten.“

„Einige waren noch mit ihren Thieren zurückgeblieben. Diese hatten schon viel gelitten. Ihr Gehörn war rauch, noch weich, voll Geblüte, und einem Polypen gleich; sie selbst aber waren von den Insekten so zugerichtet, daß das Blut an ihnen herunterlief.“

„Die Lappen pflegen sich selbst mit dem Rauche angezündeter Schwämme gegen das Ungeziefer zu schützen. Daher kamen auch die geplagten Thiere, an dieser Wohlthat Theil zu nehmen, und legten sich bey den Hütten nieder, welches ihnen vor ihren grausamen Feinden eine kleine Weile Linderung schaffte.“

„Gleich

*) Es ist unser großer Linné selbst, der von der königl. schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften 1732 nach Luleo-Lapmark, zum Beobachten gesendet wurde, und die Naturgeschichte dieser Insekten im 1sten Band der schwed. Abhandl. S. 145. beschrieben hat. Ich liefere diese Geschichte in einem freyen Auszuge mit einigen Berichtigungen der Ausdrücke und Erläuterungen.

»Gleich an dem erſten Tage, da ich in die Gebirge gekommen war, merkte man es ſchon an dem Rennthiere, das den Eßkorb trug, wie ſolches unterweges unzählichemal plötzlich ſtehen blieb, und mit aufgereckтem Haupte, geſpitzten Ohren, und ſtarren Augen als wäre es vom Schlage gerührt, ſtockſtille ſtand, und weder durch Ziehen, Drohen, noch Schläge aus der Stelle zu bringen war; kurz hernach aber von ſelbſt wieder fortgieng *).«

»Des andern Morgens kamen wir auf den Gebirgen an. Ich nahm meine Ruheſtätte zwiſchen zwo Rennthierhäuten, außen vor einer Lappenhütte, weil ich den Dunſt inwendig noch nicht vertragen konnte. Hier wurden nun die Rennthiere bey Tauſenden, ganz früh von Jungen und Hunden hervorgetrieben, und von alten und jungen Manns- und Weibesleuten gemolken.«

»Hier merkte ich, daß die Thiere von einem unſichtbaren Feinde geplagt wurden. Alle reckten ſie zugleich die Köpfe in die Höhe, ſperrten die Ohren und Augen weit auf, ſtampften mit den Füßen, und ſtanden eine Weile ganz beſtürzt und ſtille; fiengen aber die vorigen Bewegungen ſo geſchwind, und zugleich von neuem wieder an, daß eine Compagnie Soldaten ihre Handgriffe nicht hurtiger und fertiger hätte machen können, und dieſes thaten ſie wohl über hundertmal.«

»Da ich die Lappen fragte, was dieſes zu bedeuten hätte, antworteten ſie; die Thiere würden von den Fliegen

*) Das Thier war bisher von den Moskiten und andern Inſekten geplagt; jetzt aber witterte es den Oeſtrus, den es weit mehr, als alle übrigen ſcheuete.

Fliegen verfolget. Dieß machte mich aufmerksam, und nachdem ich lange genug Achtung gegeben, wurde ich einige Fliegen gewahr, die bald vor- bald rückwärts in der Luft herumflogen. Als die Lappen sahen, daß ich mich bemühete, einige zu fangen, kamen sie mir selbst zu Hülfe, so daß ich in kurzem fünf Stück bekam. Sogleich setzte ich mich nieder, sie zu beschreiben, da denn die Lappen alle um mich herum traten, und sich über mein Papier, Feder und Tinte nicht genug verwundern konnten.«

»Das ganze Insekt war so groß, wie eine Hummel, und überall rauch.«

»Der Kopf schwarz und rauch mit großen glänzenden schwarzen Augen. Unter denselben etwas blaßgelb.«

»Die Brust ebenfalls rauch. Der Grund blaßgelb mit einem schwarzen Streifen.«

»Die beyden Flügel waren weiß und durchsichtig, etwas über einander geschlagen.«

»Beine und Füße bleich, die Schenkel rauch und schwarz. An jedem Fuße zwo scharfe und ziemlich große Klauen, mit einer kleinen Haut oder Ballen unter jeder.«

»Zwey sehr kurze Fühlhörner. Das Maul klein, ohne einiges Gebiß.«

»Die Balanzirstangen unter den Flügeln, an der Seite der Brust, mit einem Häutchen umkleidet.«

»Der Schwanz *) steckte nicht aus dem Leibe hervor. Ich konnte ihn aber, wie bey den Stubenfliegen her-

*) Dieß ist eigentlich kein Schwanz; sondern der Legestachel des Insekts, den es nach Belieben ausstrecken, und einziehen, und seine Eyer aus demselben auslassen kann.

herausdrücken, und er war wie eine Perſpektivröhre, da eine in die andere geht, gebildet. Sonſt hatte die Fliege weder vorn noch hinten, ein verwundendes Inſtrument.«

»Ich konnte mich nicht genug wundern, warum die Rennthiere vor einem ganz wehrloſen Inſekt ſo furchtſam flöhen? Allein ich wurde darüber bald belehrt.«

»Zween Tage nachher, da ich die Rücken der Rennthiere mit ihren vielen **Bremſenbeulen** beſichtigt hatte, wurde ich gewahr, daß ſie alle in der Mitte eine Oeffnung hatten, in die ich eine Gänſefeder ſtecken konnte, inwendig aber durch etwas zurückgehalten wurde. Einige Löcher waren doppelt ſo groß, und hatten im Grunde eine ſchwarze, ausgeſpannte, und etwas erhabene Haut, welches mich bewog, ganz hart mit dem Finger auf die Beule zu drücken, ob es die Rennthiere gleich nicht gut vertragen konnten. Es wurde aber eins feſt gehalten.«

»Durch den Druck ſchlüpfte eine **Puppe** heraus, ſo groß, wie eine Eichel, und weiß; an dem Ende aber, womit ſie an dem Loche geſeſſen hatte, ſchwarz, und der ganze Körper mit ringförmigen krauſen Rändern beſetzt. Ich legte ſie mit Rennthierhaaren in eine Schachtel. Sie mochte aber zu ſtark gedruckt ſeyn, und vertrocknete. Eine andere aber nahm ich glücklicher heraus, wobey viel Blut aus der Bremſenbeule floß, und endlich alle Tage eine eiterhafte Feuchtigkeit, wie aus einer Fiſtel. Dieſe Puppe verwandelte ſich nach einigen Tagen in der Schachtel in eben ſolche Fliege, wie ich ſie gefangen hatte.«

»Nun ſuchte ich auch zu erfahren, wie die Fliege den Thieren beyzukommen ſuche. An dem Rennthiere,

das

das meine Kleider trug, bemerkte ich, daß uns diese Fliege in einem Striche drey bis vier Stunden verfolgte, und allezeit gerade über des Rennthiers Rücken, oder unmittelbar hinter demselben herflog.“

„Sie hielt den Schwanz (Legestachel) beständig gerade ausgestreckt, und trug am äußersten Ende desselben ein weißes Ey, in der Größe eines Senfkorns. Es war mir kein geringes Vergnügen, das Insekt nicht nur den ganzen Tag, als unsere Begleiterin, mit uns fortreisen; sondern öfters, besonders wenn die Luft kalt war, ermüdeter, als ich selbst war, zu sehen.“

„Mit ihren Eyern gieng sie überaus vorsichtig zu Werke, und getrauete sich solche nicht eher auf den Rücken des Thieres fallen zu lassen, als bis es stille fand, ließ auch oft einige an der Seite vorbeyfallen.“

„Am meisten war die Treue des Geschöpfs zu bewundern, die bis zur eigensinnigsten Standhaftigkeit gieng, daß es nicht nachließ, bis es zuletzt vor Mattigkeit im Schneegebirge niederfiel, als ob es todt wäre, daß man es mit den Händen aufnehmen konnte. Kaum aber hatte es ein Paar Minuten auf dem Schnee gelegen, und sich wie eine matte Biene verschnaubt, so flog es auf den nächsten grünen Platz, wo es etwa noch ein anderthalb Minuten ausruhete, und dem lieben Rennthiere, dem es seine Brut anvertrauen wollte, von neuem nachflog.“

„Eben so sehr ist bey den Rennthieren der Instinkt zu bewundern, sich von den Verfolgungen dieses kleinen Feindes zu befreyen. Daher entstand alle Morgen, nachdem sie gemolken waren, und auf die Weide getrieben werden sollten, ein lustiger Wettstreit zwischen den Rennthieren, Hirten und Hunden.“

„Die

»Die Rennthiere wollten schlechterdings dem Winde entgegen, aus Vorgefühl, daß die Fliege die Arbeit gegen den Wind nicht ertragen, und sie verlassen würde. Die Hirten aber wollten sie mit dem Winde gehen lassen, weil sie aus der Erfahrung wußten, daß im Gegentheil, wenn sie gegen den Wind zögen, dieselben ihrer Gewohnheit nach, den ganzen Tag ohne Futter herumlaufen würden, daß sie niemand wieder zusammenbringen könnte. Denn kein Lappe wußte, daß diese Fliegen der Beule des Rennthieres wegen, die sie Curbma nennen, mitzögen.«

2. So merkwürdig alle diese Umstände sind; so sichtbar auffallend sind auch dabey die Spuren der weisesten Vorsehung, die sich auch in diesen rauhen und finstern Gegenden, in der Erhaltung eines kleinen verächtlichen Thieres, nicht unbezeugt gelassen hat.

a. Wie gut ist die kleine Fliege bekleidet, und gleichsam in einen rauchen Haarpelz eingehüllt, weil sie sonst leicht in diesen kalten Schneegebirgen erfrieren würde!

b. Welche Fürsorge für die Brut und Kinder dieser treuen Mutter, da sie den ganzen Winter durch von dem warmen Blute derselben, wie eine Frucht im Mutterleibe, ernähret werden!

c. Wie sicher und bequem ist das Winterlager dieser, aus den Eyern ausgekommenen Larven, zwischen Fell und Fleisch des Rückens der Rennthiere, — an einer so lauen Stelle, da weder zu starke Wärme, noch Kälte ist!

d. Und warum hat die Vorsehung just den Rücken der Rennthiere, und nicht den Bauch dazu erwählt? damit sie die Thiere auf keine Weise los werden, oder beschädigen sollen. Am Bauche würden

sie

ſie beym Niederlegen des Thieres leicht zerdrückt, oder mit den Füßen ausgekratzt werden können.

c. Bey dem Rennthiere ſind gleichſam zur Ausbrütung dieſer Inſekten, ſchon alle Vorkehrungen gemacht. Da kein Thier mit ſo dichten Haaren, als das Rennthier, bekleidet iſt; ſo pflegen dieſe des Sommers am längſten zu ſeyn, und wenn ſie ausfallen ſollen, alle auf dem Rücken nicht nur in die Höhe zu ſtehen, ſondern hie und da von der Haut abzugehen.

Dieſen günſtigen Zeitpunkt weiß die Fliege zu treffen, um ihre Eyer, ſchwebend über dem Thiere, auf deſſen Rücken fallen zu laſſen, damit dieſelben zwiſchen den aufrecht ſtehenden Haaren auf die Haut fallen, wo ſie gleich kleben bleiben, weil ſie, wenn ſie aus Mutterleib kommen, mit einer klebrichten Feuchtigkeit, wie faſt alle Inſekteneyer, überzogen ſind.

Hier an dieſer warmen Stelle wird das Ey ordentlich ausgebrütet, bis die kleine Made oder Larve auskommt, und ſich unter die Haut einbohrt und anfängt, von den Säften des Thieres zu zehren. Mit jedem Tage wird die Larve größer, und der Zufluß an dieſer Stelle, wo ſie liegt, ſtärker, wodurch die Haut erhöhet und ausgeſpannt, oder zu der eigentlichen Bremſenbeule (Curbma) wird *).

f. Wun-

*) Unmöglich kann ich dem Hrn. von Reaumür beypflichten, welcher der Meynung iſt: die Fliege ſteche erſt mit ihrem Stachel in die Haut, und laſſe das Ey zurück, wie die Schlupfweſpen oder Ichneumons. Dieß iſt wider alle Erfahrung, und unſere hieſigen Viehbremen, Oeſtrus bouis, machen es eben ſo, daß ſie ſchwebend über dem Thiere ihre Eyer fallen laſſen. S. *Reaumur* Hiſt. Inſ. Tom. V. p. 527 — 528. figg. omnes.

f. Wunderbarer Aufenthalt! Eben so wunderbare Nahrungsart! Das Loch wird immer größer, und wächst nicht zu. Es ist eine wahre lebendige Fontanelle. Gleichwie durch diese am Arm oder Fuße des Menschen der Zufluß der Säfte an diesen Ort gezogen wird, und das Loch nicht zuwächst, so lange es durch eine Erbse offen gehalten wird; so vertritt auch hier der Körper der Larve die Stelle der Erbse, das Zuwachsen der Oeffnung zu hindern.

g. Und ob die Bremsenbeulen, und die darinnen wohnenden Einsiedler gleich den Thieren sehr empfindlich sind; so dient es ihnen gleichsam zur Kur, viele unreine, gesammelte Säfte aus dem Körper zu ziehen, und sie gegen den Winter desto gesunder zu machen: also ein Mittel zu ihrer Erhaltung. Zwar sterben viele daran. Es ist aber die Frage, ob nicht die wilden dabey besser wegkommen, als die zahmen, die schon durch ihre Lebensart mehr geschwächt sind. Das Gleichgewicht in der Natur weiß die Vorsehung, bey dem Leben und Sterben der Thiere, doch zu halten *).

Wenn die Lappen die Natur des Insekts besser verständen; so würden sie ihre Rennthiere im Heumonat, da die Fliege ihre Eyer anzubringen sucht, mit Decken auf dem Rücken, die nur ganz schmal seyn dürften, zu verwahren suchen. Die wilden wissen ihnen in dieser Zeit besser auszuweichen, besonders die Alten, die schon mehr Erfahrung haben, und fliehen in die

*) Die wilden Rennthiere in Lappland, sagt Linné selbst in dieser Abhandlung S. 342. haben selten Bremsenbeulen, da sie sich zur Sommerszeit nach ihrem eigenen Triebe besser berathen können.

die Schneegebirge, bis die Zeit der Fliege vorüber ist. Daher auch gewiß von diesen bey weitem daran nicht so viele, als von den zahmen, sterben. Die Lappen aber treiben sie entweder nicht zu rechter Zeit in die Gebirge, oder jagen sie am Tage von diesen mit Gewalt in die Thäler der Nahrung wegen, und wissen von der Erzeugung der Curbma durch die Fliegen nichts.

h. Einen merkwürdigen Umstand müssen wir hierbey nicht übersehen. Die Larve verwandelt sich in der Curbma oder in der Beule in die Puppe, und die Fliege kriecht alsdann aus dem Loche der Fontanelle aus.

Von unsern Oestris wird behauptet, daß die Larven, wenn sie sich zur Verwandlung anschickten, aus den Beulen kröchen, an die Erde fielen, sich in dieselbe einbohrten, und darinn verpuppten; allein ich glaube, die Sache ist noch nicht genug untersucht, und wahrscheinlich würden auch im May oder Brachmonat, in den Beulen unserer Rinder Puppen anzutreffen seyn.

2. Zuletzt ist noch die ganz außerordentliche Sympathie der Fliege gegen das Rennthier, und die Antipathie des Rennthiers gegen die Fliege, zu bewundern.

Das Rennthier ist ein so großes und starkes Thier, daß es sich mit dem Wolfe aufnimmt, und öfters Hörner und Füße gegen seinen Herrn wendet; gleichwohl fürchtet es sich vor einer kleinen elenden Fliege, die man mit einem Schlage des schwächsten Reischens tödten kann, und die weder Gebiß noch Stachel hat, so entsetzlich, daß es aus den lappländischen Ebenen auf die höchsten Schneegebirge und Felsen fliehet, und es den ganzen Tag, wenn es auch noch so hungrig

ist,

ist, nicht wagt, aus dem Schnee ins Thal zu gehen; sondern beständig mit aufgesperrten Augen, gespitzten Ohren, und gestrecktem Halse, gleichsam auf der Wache steht, stampft, schnaubt, mit dem Leibe schaudert, und mit dem kurzen Schwanze wedelt. Wer hat das Rennthier gelehrt, daß ihm diese Fliegen Schaden thue? Man sollte glauben: das Thier wisse nicht, wie ihm die Larven in den Rücken kämen.

Die Fliege hingegen hat einen so heftigen Trieb zu dem, vor ihr fliehenden Thiere, daß sie die wenigen Tage ihres Lebens ohne Ruhe und Erleichterung hinbringt. Sie vergißt alles, und fliegt ganze Tage, in gutem und bösem Wetter, hinter dem Rennthiere her. Sie folgt ihm so unverdrossen, bis sie endlich ermüdet, und auf den Schnee niederfällt: bloß in der Absicht, ein Paar Eyer auf des Thieres Rücken fallen zu lassen. Sie hat aber derselben so viele in ihrem Eyerstock, daß wenn auf jedes Rennthier nur ein Ey fallen sollte, dazu ein ganzes Regiment kaum hinreichend seyn würde.

So klein dieses Insekt ist, so große Ungelegenheit macht es den Lappen. Sie müssen erstlich im Brach- Heu- und Aerntemonat (Junius, Julius und August) ihre Heimath verlassen, und mit ihren Heerden in die Schneegebirge flüchten.

Die Thiere sind öfters, ehe sie in die Gebirge ziehen, schon so ausgemergelt, daß sie kaum noch in der Haut hängen können, da sie in den Paar Sommermonaten die besten Kräfte sammeln sollten. Auf den Gebirgen müssen sie immer im Schnee stehen, und geben wenig Milch.

Wie werden die Häute durch die Engerlinge verdorben, da sie öfters ganz durchlöchert sind, und im Preise sehr verlieren!

Es stirbt auch wohl der dritte Theil der Rennthiere an diesen Bremsenbeulen; insonderheit, wo sie im andern Jahre sind, da sie davon die größte Plage haben.

Man hat daher auf Mittel gegen dieses Uebel gedacht, und den Theer als das bewährteste gefunden. Einige Tropfen in die Beule gelassen, tödtet Larve und Puppe, und den Rücken des Thieres damit bestrichen, läßt die Eyer nicht aufkommen *). Doch sollen auch die Krähen den mit Bremsenbeulen beladenen Rennthieren nachziehen, sich auf den Rücken setzen, und ihnen die Wohlthat erweisen, die Larven aus ihren verborgenen Wohnungen herauszuholen.

V. Endlich haben sie auch noch einen Feind an der eigenen, sogenannten Rennthierbreme, Tabanus *Tarandinus* L.) besonders in Norwegen und Lappland, die sich an die vorkeimenden weichen Hörner setzt, und ihnen empfindliche Schmerzen macht.

Verschiedene physikalische Irrthümer

sind in der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres zu berichtigen: als

1. Es habe eine besondere Höhlung im Felle über den Augenbraunen, durch welche es durchschiele, wenn es bey starkem Schneegestöber die Augen schließen müsse, und sich vor dem Blenden des Schnees verwahren

*) Von den Mitteln gegen diese Plage hat Triewald im 1sten Bande der schwedischen Abhandlungen, S. 158. geschrieben.

wahren wolle *). Camper hat, wie oben gezeigt ist, das Gegentheil dargethan **).

2. Es ist falsch, daß es mit den Hörnern das Eis durchstoßen müsse, um zu dem Wasser zu kommen.

3. Eben so ungegründet ist es, daß sie nicht wiederkäuen sollten, welches ihr zweyter Magen, Hals und Bau der Zähne widerlegt.

4. Daß man das Alter an der Zahl der Zinken erkenne, da die Hörner in jedem Jahre mit gleicher Zahl zum Vorschein kommen.

5. Daß das Klappern der Füße von einem Stein, oder den losen Afterhufen herrühre. Es entsteht in den Kniegelenken.

6. Daß die Rennthiere den Pocken unterworfen wären ***). Man hat die Bremsenbeulen dafür angesehen.

Hieher gehören auch die Irrthümer bey der Oekonomie der Bremsen, die den Rennthieren nachtheilig sind: als z. B.

7. Daß der Nasenkriecher beständig vor den Nasenlöchern des Thieres herumschwebe, und weil das Insekt seinen Saamen nicht hinterwärts, sondern durch den Mund von sich gebe ****); so fliege es hö-

*) Wie Pontoppidan vorgiebt in seiner natürlichen Historie von Norwegen II. 22.

**) S. Campers Naturgeschichte des Orang-outang, einiger andern Affenarten, und des Rennthiers von Herbell. 4. 1791. S. 95.

***) S. Linder von den Franzosen. S. 2.

****) Was kann das anders für Saamen, als Eyerbrut seyn?

rizontal vor dem Thiere vorbey, und gieße sein Gift in die Naſenlöcher, oder es gebe einen Dampf von sich, welchen das Rennthier durch das Athemholen in sich ziehe. Ein Vorgeben, welches ganz wider die Erfahrung ist! Unsern Hirschen und Schaafen ist es eben so ungelegen, daß ihnen der Oestrus Eyer beybringen will. Dessen ungeachtet können sie es nicht wehren, daß er nicht sein Tempo ersieht, dem Thiere in den Schlund oder in die Nase zu fahren, und in der größten Geschwindigkeit seine Eyer abzulegen: sollte es auch nur vorn in den Schleim der Naselöcher seyn. Sind die Larven erst ausgekommen; so wissen sie ihren Weg schon weiter hinauf zu finden.

Wundern muß man sich indessen nicht wenig, daß verschiedene neuere Naturforscher die Naturgeschichte dieser Rennthierbremen so überaus unrichtig angegeben haben.

„Außerdem, sagt Statius Müller *), werden sie noch von einer besondern Art stechender Hornissen geplagt, welche daher auch Rennthierhornissen genannt werden. Diese entstehen aus der Haut der Rennthiere selbst, indem in derselben Würmer wachsen, welche aus den Eyern der Hornisse erzeugt werden **).“

Die

*) In der Erklärung des Linné'ischen Natursystems I. 398.

**) Dem Verfasser der schätzbaren Naturgeschichte und Technologie für Schullehrer ꝛc. I. 136. ist auch ein Ausdruck entwischt, der eine genauere Bestimmung verdient:

„Die Bremse läßt über dem Rennthiere das Ey fallen. Dieß — das Ey — dringt alsdann in die Haut, und erregt ein schmerzhaftes Geschwür.“

Rim-

Die Fliegen, welche das Rennthier plagen, sind weder Hornissen (Vespa *crabro*), noch stechende Insekten; sondern sie gehören zu einer besondern Gattung der Zweyflügler, Oestrus, die weder Gebiß noch Stachel haben.

Diese Hornissen entstehen erst aus der Haut des Thieres selbst, und wie? indem in derselben Würmer wachsen, und diese Würmer werden doch aus den Eyern der Hornisse erzeugt. Welch ein Labyrinth. Ich denke immer, wenn ich dergleichen lese, in der Naturgeschichte ein Paar hundert Jahre zurück zu seyn, da man fast alles, was lebte, aus dem Brey einer faulen Materie wachsen ließ.

Ich komme endlich

auf den **Schaden und Nutzen**

der Rennthiere.

Es ist beynahe kein Thier auf Gottes Erden, das man so ganz unschädlich, als dieses nennen könnte. Ich wüßte auch nicht den geringsten Schaden, den man von demselben zu befürchten hätte: außer, daß es sich zuweilen, wenn es zu hart angestrengt wird, zur Wehre setzt, und auf seinen Herrn losschlägt. Das kann aber verhütet werden, wenn man anders mit dem Thiere umgeht.

Nimmermehr; sondern die kleine, aus dem Ey ausgekommene Larve thut es. Diese bohrt sich ein, und das Geschwür entsteht erst, wenn sie eine Zeitlang darinn logirt hat, und größer geworden ist.

Der Nutzen

hingegen, wie groß, wie ausgebreitet, wie beträchtlich? Haben wir gleich in unserem Vaterlande dieses Thier nicht mehr; so laßt uns bedenken, wie vielen tausend andern Menschen in den dürftigsten und armseligsten Gegenden, es von der Fußsohle an, bis zu dem kleinsten Gedärmchen in seinem Leibe, mit allem, was es in sich und an sich hat, — alles in allen sey; ja! daß diese verlassenen Menschen ohne Beyhülfe dieses Thieres nothwendig verhungern, und umkommen müßten.

Wenn der Lappe sein Rennthier, und dieses sein Moos hat; so sind sie beyde geborgen, und brauchen weiter nichts. Mit wie wenigem kann doch die Vorsehung die Bedürfnisse der Menschen und Thiere befriedigen? Der ärmste ist reich, wenn er einige Rennthiere besitzt, die ihm nichts kosten, und die sich selbst erhalten; Reiche aber besitzen öfters Heerden von achtzehn bis zwanzig tausend. Sie zeichnen sie an den Ohren, und theilen sie in so viele Klassen, daß sie, ob sie sie gleich nicht zählen können, die fehlenden gleich vermissen. Diejenigen, welche kleinere Heerden haben, geben jedem Thier einen Namen.

Dieses Thier ist bey ihnen so beliebt, daß sie dem die größte Schmeicheley zu sagen glauben, wenn sie von ihm sagen: er sey ein rechter Rennthierochse *).

Es ist eine große Tugend dieses Thieres, daß es so leicht zahm wird, und zum Tragen, Fahren und Reiten abgerichtet werden kann, überdem aber die ganze Familie ernährt, und nicht von dieser, sondern von der Natur erhalten wird. Denn sie werden zu keiner

*) S. Georgi's Reisen oder Rußland. Leipzig 4. I. 5.

keiner Jahrszeit in Ställen gefüttert; sondern in die Wälder und Gebirge, die Jedermann gemein sind; des Abends aber durch Hirten und Hunde, zu mehrerer Sicherheit in Schuppen und Horden getrieben.

Alle Morgen werden sie gemolken, und dann ausgetrieben. Die Jungen bleiben zwey bis drey Jahre bey der Mutter; im vierten aber werden sie erst zur Arbeit angewöhnt. Fällt dem Lappen ein zahmes, oder holt der Wolf einige; so ist der Verlust bald wieder ersetzt, daß er hingeht, und einige wilde fängt. Auf alle nur mögliche Art hat der Allvater für diese armseligen Leute durch ein einziges Thier gesorgt.

Erst wollen wir den Nutzen des Rennthieres im allgemeinen beschreiben. Es giebt Butter, Käse, und alles, was wir von unserm Rindvieh nehmen; allein es kann dabey zugleich alle andere Dienste thun. Bey ihren Zügen in die Gebirge müssen sie, wie die Kameele, alles Geräthe tragen. Einige werden geritten, und der Hauptdienst ist, daß sie den Schlitten ziehen.

Angenehm ist die Beschreibung einer solchen Schlittenfahrt; aber nur für den Lappen, nicht für den Europäer *).

»Das Fahrzeug, vor welches man den Rennhirsch spannt, ist ein Schlitten, den der Lappe Pulka nennt. Er ist ungemein leicht, wie ein Kahn gestaltet, unten mit einem Kiele, desto besser auf dem Schnee fortzugleiten. Nur ein Mensch kann darinn sitzen, eigentlich

*) In der Nachricht des Grafen von Mellin im 1sten B. der Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde. S. 29.

rückwärts liegen, mit ausgestreckten Füßen, und mit einer übergeschnürten Rennthierhaut bedeckt.«

Vermittelst eines einzigen Stranges von Rennhirschleder noch mit den Haaren, wird das Thier angespannt. Er wird ihm um den Hals gelegt, hängt vorn an der Brust herab, und wird zwischen den beyden Hinterfüßen durchgezogen, und vorn in einem Loche der Pulka befestiget.

Unten am Gehörn wird eine Linie angebunden, die der fahrende Lappe in der Hand hält, und bald rechts, bald links wirft, nachdem das Thier auf die eine, oder andere Seite gehen soll. In der andern Hand führt er einen kurzen Stab, mit welchem er bald rechts, bald links steuert, damit der Schlitten nicht umfalle.

Dieß Fuhrwerk geht erstaunlich geschwind, zumal wenn sich das Rennthier erst in seinen vollen Trab gesetzt hat, und man kann damit in einer Stunde zwey bis drey Meilen zurücklegen.

Die Lappen stellen damit große Reisen an, ihre Waaren zu transportiren, und zugleich für sich, und ihre Thiere den nöthigen Proviant mitzunehmen. Für die letzten besteht solcher in Rennthiermoos, welches mit Schnee und Eis durchknetet, und in kleine Kuchen oder Brote zertheilt wird, die das Thier begierig frißt, und zugleich Durst und Hunger stillet.

Bey einer solchen Reise folgt immer eine Pulka der andern auf einer Bahn, die ganz schmal, wie eine Furche ist, und auf welcher die Thiere hinter einander forttraben.

Wie groß aber iſt der Nutzen dieſes Thieres nach ſeinen beſondern Theilen — ſo wohl im Leben, als nach dem Tode *)?

1. Das Fleiſch des Rennthieres iſt ungemein ſchmackhaft, und fetter, als der Hirſche. Die Lappen eſſen es gekocht, gebraten, geräuchert und eingeſalzen.

2. Die Zunge, das Gehirn, das Bruſtſtück, und das Netz, halten die Oſtiaken für die größten Leckerbiſſen, und bewirthen damit ihre Gäſte, da ſie ſehr gaſtfrey ſind.

3. Bey den Wanderungen der Rennthiere ſind die Indianer in Amerika ſehr aufmerkſam, und tödten ihrer oft eine große Anzahl, bloß um der Zungen willen. Das Fleiſch pflegen ſie auch zu räuchern. Das Fett verkaufen ſie in Blaſen an die Engländer, die es ſtatt der Butter gebrauchen.

4. Aus dem Blute werden Suppen und Würſte gemacht.

5. Die Milch der Kühe iſt dick und nahrhaft, als wenn Eyer darein geſchlagen wären. Mit dreymal ſo viel Waſſer vermiſcht, bleibt ſie noch ſo fett, wie unſere beſte Kuhmilch, und nimmt in dreymal 24 Stunden in gläſernen Gefäßen keine Säure an. Die Kühe werden täglich dreymal gemolken, und geben jedesmal mehr als ein Viertelmaaß. Die daraus gemachten Käſe ſollen vortreflich; die Butter aber etwas talgigt und unſchmackhaft ſeyn. Es wird auch eine Art von Dickmilch daraus bereitet.

Zum

*) Kurz, und vortreflich der ganze Nutzen des Rennthieres in Bertuchs Bilderbuche für Kinder, woraus auch viele Große noch lernen können. Nr. V. B. I. N. 25. das Rennthier.

Zum Wintervorrath lassen die Lappen die Milch in Thiermagen mit allerley wilden Früchten: Blau-Preißel- und Moosbeeren, frieren, hauen ein Stück ab, und genießen es so *). Ihr Leckerbissen ist Sülzmilch von Rennthiermilch mit Fettkraut **) gestehend gemacht.

6. Aus dem Blute, mit Mehl vermischt, machen die Wogulen einen guten Leim, und die Lappen Würste, entweder für sich, oder mit wilden Beeren vermischt, womit sie den Magen des Thieres füllen. Das frische Blut trinken sie auch wider alle innere Krankheiten.

7. Die Haut des Rennthiers hat einen vielfachen Nutzen: sie wird zur Kleidung, zu Zelten, zu Bett- und Schlittendecken gebraucht. Da sie sehr glatt ist, so wird sie höher, als Gemsenleder, geschätzt, und ein starker Handel damit getrieben.

Wie manche Nation kleidet also das Rennthier? Die Ostiaken tragen ihre Kleider von diesen Fellen. Ihre gewöhnlichen Beinkleider sind sämisch gegerbte Häute von Rennthieren, oder gewisser Fische: Quappen ***), die genau schließen, und bis an die Kniee reichen.

Ihr Lager bestehet insgemein aus Rennthierfellen und etwas Heu auf platter Erde.

Die Samojeden machen sich auch ihre Kleider aus dessen Häuten, und wickeln ihre Todten darein.

Die

*) S. Georgi's Rußland 4. Leipzig S. 8.

**) Pinguicula vulgaris Linn.

***) Eine Kabelgauart: Gadus *Lota*.

Die Lappen machen ihre Oberröcke daraus, gewöhnlich von den Fellen der Kühe: die haarichte Seite außen. Ein häßliches Ansehen; aber doch ein guter Regenkittel. Wenn sie auf ihren Seereisen vom Wasser naß werden; so wälzen sie sich, so bald sie ans Land kommen, im Schnee, wodurch sich das Salz, das sonst den Fellen schadet, herauszieht.

Ihre Handschuhe sind von eben diesen Fellen: die Haarseite außen; inwendig stecken sie solche voll Gras *). Die Sohlen ihrer Schuhe bestehen aus dem Fell vom Kopfe der Rennthiere; das Oberleder aber aus dem Fell der Füße. So tragen sie die Berglappen.

Die Kamtschadalen besticken ihre Kleider von Rennthierfellen am Rande mit den Haaren vom Halse des Thieres.

Die Tungeusen gebrauchen sie außer den Kleidungsstücken zu den zierlichsten Ueberzügen ihrer Köcher.

Die Grönländer tragen davon allezeit zwey Paar Beinkleider; beym Unterpaar die Haarseite inwendig.

Die Ostiaken tragen Strümpfe von jungen kurzhaarichten Rennthierfellen, und darüber Stiefeln, aus riemenweise zusammengesetzten Rennthierpfotenfellen, an welchen die borstigen Haarfleckchen zwischen den Klauen des Thieres, statt der Sohlen, zusammengenähet werden, womit sie, wegen ihrer straubichten Richtung, besser auf dem Schnee gehen können.

Die

*) Von Carex *vesicaria*.

Die ruſſiſchen Kaufleute handeln damit, und ſie werden in Sibirien ſowohl, als in Rußland, auf Winterreiſen gern getragen.

Die Tunguſen machen ſich ebenfalls davon Halbſtiefeln mit geräucherten Sohlen, und die Kat-Jacken bey Kamtſchatka tragen Schneeſchuhe von Rennthierfellen, und nennen ſie Torpaſen.

8. Mit den Haaren der Rennthiere werden Sättel, Stühle, Polſter und Decken ausgeſtopft *). Die Samojeden gebrauchen das Haar, als ihr gewöhnliches Räucherwerk, und die Weiber müſſen ſich bey gewiſſen Naturperioden damit räuchern **).

9. Aus den Hörnern machen ſich alle nördliche Nationen Schaufeln, und allerhand nützliches Hausgeräth.

In Lappland kocht man daraus einen guten Leim; ja wenn ſie noch jung und weich ſind, ſchneidet man ſie in Scheiben, und ißt ſie entweder roh, oder als einen Sallat.

10. Die Blaſe des Thieres dient den Lappen zu Beuteln, oder ſtatt der Branntweinsflaſche.

11. Die Sehnen werden geſpalten, getrocknet, und ſtatt der Faden zum Nähen gebraucht. Die Lappen verarbeiten ſie ſogar wie Flachs zu Hemden, und drehen ſtarke Schiffsſeile daraus.

12. Aus den Gedärmen werden gute Stricke gemacht, und der Inhalt derſelben iſt den gar nicht ekeln Koräken eine Leckerſpeiſe. Sie eſſen ihn, theils mit Löffeln, als eine ſehr geſunde Speiſe, theils hängen ſie ihn auf, daß er ſauer wird, und bereiten daraus Magenwürſte ***).

13. Aus

*) S. Berlin. Samml. IX. 52.
**) Ludovici Kaufmannslex. IV. 1051.
***) Büffons N. G. der vierfüß. Thiere X. 304.

13. Aus den **Knochen** verfertigen die Lappen besondere Bilderchen, Bogen und andere Sachen, wie auch Messer. Das rohe gefrorne **Mark** der Knochen essen nur die Reichen, und ehren Fremde sehr, wenn sie es ihnen vorsetzen.

14. Die **Klauen** sind ihre Trinkgeschirre, und sie dienten ehemals, wie Elentsklauen, gegen den Krampf.

Wegen des ungemeinen Nutzens wird dieses Thier von verschiedenen Nationen für heilig gehalten.

Die **Samojeden** lassen ihre Leichen durch diese Thiere auf den Begräbnißplatz bringen, wo sie getödtet werden, und mit ihrem ganzen Geschirr auf dem Grabe liegen bleiben.

Die **Ostiaken** opfern bey Leichen mehrere Rennthiere, und mit dem Blute des Herzens wird das Maul des Götzen gesalbet. Bey großen und allgemeinen Opfern treiben die Reichen ihre besten Rennthiere zur Schlachtbank, da man denn nur dahin siehet, daß sie schnell genug getödtet werden. Je geschwinder das Thier fällt, desto angenehmer ist das Opfer dem Götzen *).

Auch bey **Krankheiten** opfern sie diese Thiere. Kopf und Hörner kommen auf einen Pfahl; das Fleisch wird verzehrt, mit dem Fett aber die Stirn, und der leidende Theil des Kranken beschmiert **).

15. Noch

*) S. Büffons Naturgeschichte der vierfüß. Thiere X. 378.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. S. 180. No. 99. Pennants Thiergeschichte der nordlichen Polarländer I. 28. 29.

15. Noch eines besondern **Nutzens** muß ich gedenken, den die Rennthiere in Norwegen den Einwohnern leisten: daß sie nämlich die **schädlichen Bergmäuse** wegfressen, und nach denselben sehr begierig seyn sollen *). Sie laufen ihnen, nach dem Bericht der Lappländer, wenn sie solche zu sehen bekommen, einen weiten Strich aus dem Wege nach, und verschlucken sie, wo sie solche nur finden. Aus Hunger mögen sie solches wohl nicht thun; sondern sie nehmen sie vielleicht, als eine Arzeney, wie die Schafe die **Meyerspinnen**: (Phalangium Opilio).

Jagd.

Da dieses Thier den nördlichen Völkern von der Vorsehung als die größte Wohlthat zugegeben ist; so kann man leicht denken, daß sie die wilden durch allerley Arten von Jagd werden zu bekommen suchen.

Jede Nation hat darinn ihre eigene Methode, und manche mehr, als eine. Der **Lappländer** geht mit seinem Hunde ordentlich aus, das Rennthier zum Schuß zu bringen. Damit dieser aber nicht belle, wird ihm ein Maulkorb angelegt.

Auch

*) Linne' selbst hat diese Nachricht angeführt in dem 2ten Bande der schwedischen Abhandlungen. S. 77. und macht den Zweifel dagegen, daß ihr Magen nicht so beschaffen wäre, daß sie Fleisch fräßen. Allein hab ich doch auch mit meinen Augen gesehen, daß ein Pferd die Ratzen in der Krippe gefangen, zerbissen und verschluckt hat, wie ich oben bey der Naturgeschichte der Ratzen angeführt habe.

Die Mäuse sind die sogenannten Lemmings, Mus *lemmus*. L.

Auch werden zahme Rennthiere ausgetrieben, die wilden zu locken. Auf dem hohen gefrornen Schnee werden sie am leichtesten gefangen, weil sie durchtreten, und nicht fortkommen können; der Lappe aber mit seinen langen hölzernen Schlittschuhen wie ein Pfeil darüber wegfährt.

Durch Treibjagen bringt man sie auch zusammen, wobey die Samojeden sich einer besondern List bedienen. Wenn eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges weidet; so hängen sie alles, was sie von Kleidern und anderem Plunder bey sich haben, rund um den Fuß des Berges an Stangen auf, und machen mit aufgepflanzten Fittigen von Gänsen und Wasservögeln eine weite Straße gegen den Berg zu, in welche sie die Rennthiere von ferne zusammentreiben. Sobald sich diese zwischen den Fittigen befinden; so fahren die Weiber mit den Schlitten vor die Oeffnung, und schließen das Wild von dieser Seite ein. Die Thiere, die keine Ausflucht wissen, fangen an, rund um den Berg zu laufen, und fallen den angestellten Schützen in die Hände.

Die listigste Art der Samojeden ist, die wilden Rennthiere durch die zahmen zu fangen. Sie nehmen gegen den Herbst zur Brunftzeit einen zahmen nicht starken Bock, und suchen damit die wilden auf. Diesem legen sie Schlingen zwischen die Hörner, und befestigen sie mit ganz losem Bast. Damit geht der zahme Bock, der die Sache schon versteht, hitzig auf die wilde Heerde los. So bald der wilde Rennhirsch seinen Nebenbuhler erblickt, beginnt der Zweykampf, wobey sich derselbe in den Schlingen verwickelt, und von dem andern niedergehalten wird,

bis die Jäger dazu kommen, und ihm den Reſt geben *).

Von dieſem Thiere hat man eine ganz ungeheure Menge von

Schriften,

wovon ich nur die vorzüglichſten anführen werde.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere X. 178. Mart. Ausg. mit dem vorzüglich lehrreichen Anhange des Hrn. Profeſſ. Otto, S. 270 — 380. (S. 179 — 180 alle mögliche Schriften vom Rennthiere.)

Des Grafen von Mellin Naturgeſchichte des Rennhirſches: im dem 1ſten Bande der Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde, S. 1 — 35. Tab. I. II.

Deſſelben Nachtrag dazu im 4ten Bande dieſer Schriften, S. 128. Tab. V — VIII.

Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften XXXVI. 129. Holſten Naturgeſchichte des Rennthiers.

Leem von den Lappen in Finmarken, S. 95.

Pennants Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer I. S. 25.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 133.

Geſellſchaftliche Erzählungen I. 337. von den Beſonderheiten des Rennthieres.

Borowski gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs I. 3 St. S. 73. No. 5. Tab. 30.

Schrebers

*) Von der Rennthierjagd der Indianer und Engländer in Nordamerika ſ. Pennant's Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 29.

Schrebers Säugthiere IV. Tab. 248. A. Cervus Tarandus Linn. *Mas.* 248. B. Cervus Tarandus Linn. *Femina.* 248. C. Cervus Tarandus Linn. *Sibiricus.* 248. D. Cervus Tarandus Linn. *Pullus* (noch ohne Text.)

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 598. No. 4. das Rennthier.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder No. V. Fig. 1. 2. 3. das lappländiſche und ſibiriſche Rennthier.

Campers Naturgeſchichte des Oran-Outang, einiger anderer Affenarten, und des Rennthieres. 4. 1791. S. 69.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Zwote Gattung:

Die Antilope oder Gazelle.

Ein zahlreiches Geſchlecht, welches man bisher immer unter den Ziegen mit durchgehen laſſen, bis es Pallas und andere, nach hinreichenden Gründen, davon abgeſondert, und als eine eigene Gattung rangirt haben. Sie iſt es auch, und macht den Uebergang von den Hirſchen zu den Ziegen.

Allgemeine Kennzeichen dieſer Gattung.

In der Oberkinnlade fehlen die Vorderzähne gänzlich.

In der untern acht Vorderzähne.

Die Eckzähne fehlen ebenfalls.

Die Hörner sind dicht, und inwendig knochenartig. Auswendig eine hornichte Scheide, die mehrentheils geringelt, oder spiralförmig gedrehet ist.

Einige haben, nach der Gestalt der Hörner, die Antilopen in fünf Familien:

1. mit ganz geraden;
2. mit zurückgebogenen krummen;
3. mit, über die Stirn gebogenen;
4. mit ganz gewundenen;
5. mit, in der Mitte gewundenen, Hörnern,

eingetheilt.

Diese Hörner bleiben dem Thiere zu allen Zeiten und werden nicht, wie bey den Hirschen und Rehen, abgeworfen.

Am Kinne kein Bart.

Den Thränensack haben die mehresten Arten.

Bey den mehresten die Klauen sehr zugespitzt.

Dem Bau und Ansehen nach gleichen sie den Hirschen; den Hörnern nach den Ziegen; also zwischen diesen beyden ein Mittelding. Von den Hirschen unterscheiden sie sich durch mehr, als ein Merkmal: daß sie die Hörner nicht abwerfen; durch die kleine Größe der falschen Klauen; durch die Gallenblase, und vermuthlich durch den Mangel der kleinen Herzknochen. Von den Ziegen aber durch ihre Gestalt und Hirschhaare.

Sie leben, besonders in Afrika, in Heerden von einigen hunderten beysammen, und sind wegen der dortigen Raubthiere immer auf der Flucht.

Der Name Antilope ist wahrscheinlich arabischen Ursprungs.

Man

Man kennt bis jetzt nur zwo europäische Arten: die eigentliche Gemse, und die Saiga.

1. Erste Art: die Gemse *).

Beschreibung.

Ein unansehnliches, zottiges, straubhaarichtes Thier. Ohne Hörner in seiner Gestalt dem Rehe ähnlich. Diese Hörner stehen auf der Stirn gerade auf, dicht neben einander, sind völlig rund, und die Spitzen, nach dem Rücken zu, in krummen Haken gebogen.

Die Namen dieses Thieres sind verschieden. Einige sprechen Gemse, andere Gams, auch Gäms: vermuthlich von dem alten Worte Kam, krumm: so viel als Krummhorn. Im Französischen Chamois; im lateinischen *Rupicapra*, Felsen-, Steingeiße.

Beyde Geschlechter führen den Namen Gemse. Will man sie aber unterscheiden; so sagt man Gemsbock, und Gemsziege.

Unter den zahmen Thieren kommt sie der gemeinen Ziege in Gestalt und Größe am nächsten, ob sie gleich wegen der höhern Füße, und des gestrecktern Halses etwas größer scheint.

Das sichtbarste Unterscheidungszeichen, welches sie vor allen Thieren kenntlich macht, sind die Hörner. Wirklich ein besonderer Bau, der zu ihrer Lebensart, und zu ihrem Klettern auf den steilsten Felsen, von denen sie oft herunterfetzen, eingerichtet ist.

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 182. Sp. 3. Antilope *rupicapra*, Felsenziege.

Dieſe ſonderbar gekrümmten Hörner ſind bis 10 Zoll lang, und ſtehen dicht am Hintertheile der Augenränder unten an der Wurzel rund, und etwas hohl; an den Seiten platt, inwendig ausgefüllt und dicht. Entweder ſind ſie braun, oder ſchwarz mit kleinen länglichten Streifen, und querlaufenden Ringelchen, die aber kaum zu bemerken ſind.

Ein beſonderer Umſtand iſt es, wie man verſichert, wenn es anders in Fakto wahr, und keine Jägerlegende iſt, daß dieſe Hörner jährlich wachſen, und einen Ring mehr anſetzen. Spitze und Haken bleiben immer glatt.

Kurz, die Hörner ſtehen ganz anders, als bey andern gehörnten Thieren. Bey dieſen hinterwärts hinaus; bey den Gemſen vorwärts über den Augen. Gleich vor den Hörnern in der Haut eine Oeffnung zu einer trocknen und blinden Höhle, welche dieſen Thieren beſonders eigen iſt *).

Gleich hinter den Hörnern ſtehen die Ohren, die zur Hälfte kürzer ſind, als die Hörner, aber oben ſehr ſpitz zulaufen. Immer aufgerichtet, und zum Aufmerken geſtellt. Mehrentheils liegen ſie mit den Spitzen dicht an den Hörnern. Inwendig ſind ſie mit dichten weißen Härchen ausgefüttert, welches wohl nicht wenig zur Beförderung des leiſen Hörens beytragen mag.

Der kurze Schwanz beträgt kaum 3 Zoll. Die Augen groß, röthlich, und von ſcharfem Blick. Die Augenlieder klein, und ziemlich verſteckt. Die Oberlippe wie eine Haſenſcharte geſpalten.

Die

*) Sollte nicht hier die Natur den Sitz des Thränenſacks, welcher den Gemſen fehlt, verändert haben? S. Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere I. 7.

Die Fußklauen unten ganz hohl, ziemlich lang, überaus scharf zugespitzt, damit sie bey dem Klettern eingreifen, und weit aus einander stehen.

Die Farbe der Haare wechselt nach den Jahreszeiten. Im Frühjahr aschgrau; im Sommer hirschfahl; im Herbst bräunlicher, und im Winter schwärzlichbraun. Am kürzesten auf dem Rücken, wie bey den Rehen.

An den Knieen sitzen besondere Haarbüschel. Der Schwanz ganz schwarz.

Die Weibchen sind von den Männchen, weder in der Größe, noch Farbe, noch andern merklichen Eigenschaften unterschieden, haben ebenfalls Hörner, und, wohl zu merken, vier Zitzen.

Die Zergliederung

hat in der Gemse allerley Merkwürdigkeiten entdeckt.

1. hat sie vier Mägen, die ziemlich weit entfernt von einander liegen. In dem letzten fand ein berühmter Zergliederer *) einen fremden Körper an dessen innerm Häutchen. Er bestand aus einem harten Häutchen, das inwendig mit groben Sande gefüllt war. Keine Gemsenkugel, dergleichen noch besonders in diesem Magen angetroffen wurde. Weil die Gemsen gerne groben Sand verschlucken, sich die Zunge und Kehle vom Schleim zu reinigen, der ihnen den Appetit nimmt; so hatte sich daraus dieses Säckchen gebildet.

2. Die Gallenblase in der Mitte des rechten Leberlappens.

*) S. Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur Naturgeschichte I. 235. Tab. 30. 31.

3. Die Nieren zwey Zoll lang, und zwischen dem Fetthäutchen und der Niere ein leerer Raum, da es gewöhnlich anliegt.

4. Die Lunge mit acht Lappen.

5. Das Gehirn groß, zwey Zoll breit und drey lang. Die krummen Gänge darin häufiger, als bey andern Thieren. Die Zirbeldrüse dick, über eine Linie im Durchschnitt, und runder, als gewöhnlich.

6. Der Sehnerven gieng in den Augapfel außer der Achse, mehr gegen die Stirn, als gegen den Backen zu.

7. Die Krystallfeuchtigkeit von außerordentlicher Gestalt in beyden Augen: von Natur auf der Oberfläche ihres Hintertheils dreyfach durch Lücken getheilt, die von ihrem Mittelpuncte nach dem Umkreise giengen. Schwer zu begreifen, zu was für einem Gebrauche eine so sonderbare Bildung dienen möchte, da die Brechung der Stralen in dieser Feuchtigkeit eine große Verwirrung derselben verursachen muß.

Aufenthalt.

Man findet die Gemsen vorzüglich in den, mit ewigem Schnee bedeckten europäischen Alpen; in der Schweiz, Savoyen, Dauphine; in den apenninischen und pyrenäischen Gebirgen. Allezeit da, wo Schnee liegt.

Das Thier ist mit einer außerordentlichen innerlichen Hitze begabt. Daher liebt es hohe, reine und dünne Luft; die niedere, wärmere ist ihm unerträglich. Auf die höchsten und äußersten Felsspitzen aber, wie die Steinböcke, wagen sie sich nicht.

Ihr

Ihr eigentlicher Aufenthalt sind die mittlern Berggegenden, theils kahle Steinklippen, theils schattige Thäler, theils Gehölze und Buschwerk. Auf den Steinklippen sind sie oft am Abhange eines Berges bey hunderten, in verschiedenen kleinen Rudeln beysammen.

Im Sommer und Herbst weiden sie stets an den unzugänglichsten Orten der höchsten Gipfel, die von Felsen und steilen Grasepläzen eingeschlossen sind; immer aber nahe am Schnee und Gletschern. Im Winter verlassen sie die hohen Gebirge, und ziehen sich tiefer in die dicksten Wälder, nach der Sommerseite, und zwar an solche Oerter, wo sie es abmerken, daß sie vor den Schneelavinen sicher sind. Am liebsten hausen sie dann unter den, im Lande genannten Wettertannen, deren Aeste sehr niedrig und ausgebreitet sind, wo sie vor Schnee und Kälte einigen Schuz finden.

Die schlimmste Jahreszeit für sie ist das Frühjahr, wenn es stark stürmt und schneyet, und alle Nahrung bedeckt wird, da sie öfters aus Noth bis zu den Häusern der bewohnten Gegenden herunter kommen sollen.

Ihre Nahrung

besteht im Sommer bis zum Herbst, in den vortreflichsten Alpenkräutern, welche gleichsam die Natur für sie hat wachsen lassen, da sie sonst keinem einzigen lebendigen Geschöpfe zu gute kämen. Denn ein anderes Thier, als die Gemse, könnte hier nicht leben.

Im Winter fressen sie das hohe Waldgras, und, wenn sie solches wegen des tiefen Schnees entbehren müssen; so zehren sie von dem weißen Moos, das in langen Bärten von den Tannen herabhängt.

Doch sind ihnen diese dickästigen Tannen oft gefährlich, weil sie sich, wenn sie zu dem Moose am Stamme wollen, mit dem Kopfe durch die Zweige arbeiten müssen. Hier bleiben sie mit den Hörnern hängen, und verwickeln sich dergestalt, daß sie nicht wieder loskommen können, verhungern, und todt gefunden werden.

Zur Erhaltung ihrer Gesundheit, und besonders zur Reinigung ihrer Zunge lecken sie gern an den höchsten Stellen, wo die vorhangenden Felsen kalkschiefericht sind, das englische Bitterſalz, welches ihnen öfters das Leben kostet. Denn an diesen Stellen pflegen ihnen die Jäger am meisten aufzulauern.

Im Frühjahr suchen sie in den Thälern das aufkeimende junge Wiesengras.

Bey ihrer Nahrung müssen wir noch einer Seltenheit gedenken, die sich in ihren Magen findet. Es sind dieß die sogenannten Gemsenkugeln *). Sie sind länglicht rund, in der Größe einer welschen Nuß, auch kleiner; selten einer Faust groß. Aeußerlich sind sie mit einer weichen, lederartigen, bisweilen holzigten und steinigten Schaale umgeben, inwendig aber aus zusammengepackten unverdaulichen Zasern von allerley Kräutern, Stängeln und Wurzeln; besonders von Bärenwurz, Allermannsharnisch, Gemswurz, u. s. w. entstanden. Also von ganz anderer Art als die Haarballen in den Ochsen- und Kälbermagen, die von den abgeleckten Haaren zusammengeballt sind, und vom Aber-

*) Aegagropilae, Gemsballen; der europäische und deutsche Bezoar.

Aberglauben für Hexenkugeln ausgegeben werden *). Ich werde davon unten mehr sagen.

Uebrigens weiden die Gemsen, wie die Rehe, des Morgens und Abends, selten am Tage, da sie in tiefen schattigen Thälern, doch nahe am Schnee, ruhen.

In ihrer Lebensart

haben sie mehrere Eigenheiten, als andere Thiere dieser Ordnung.

Sie leben alle heerdenweise sehr gesellig; nur die alten Stooßböcke leben, wie die alten Eber unter den wilden Schweinen, einsiedlerisch, und scheuen die Gesellschaft. Diesen Namen aber sollen sie von den Alp-Erlen bekommen haben, unter denen sie sich am liebsten aufhalten, und solche heißen im Lande Stooß. Wenn es wahr ist, was die Landeseinwohner und Gemsenjäger erzählen; so giebt es in der Schweiz, Steyermark und Tyrol zweyerley Arten von Gemsen: eine kleinere, röthliche, bloß in den höchsten Felsklüften, und eine größere, dunkelbraune, am Fuße der Gebirge, und in den, dazwischen liegenden Wäldern. Die erste heißt Graththier, von Grath, dem obersten höchsten Bergrücken; die zwote Waldthier.

Die Graththiere besitzen eine Fertigkeit im Klettern, und eine Schnelligkeit im Laufen und Springen, darinn ihnen kein anderes Thier, als der Steinbock, beykommt, der sie darinn noch übertreffen soll. Sich von einem Felsen von 20 bis 30 Fuß Höhe, über alle Absätze weg, ohne Schaden herunterzustürzen, ist ihnen eine Kleinigkeit. Beyde Arten sollen sich sehr gut vertragen.

Ich

*) S. nützliches Allerley; neue Aufl. I. 377.

Ich vermuthe aber, da die Gemſen, wenn die Natur auf den höchſten Berggipfeln erſtirbt, ſich nach den Wäldern ziehen, und im Winter die Farbe verändern, daß der ganze Unterſchied der **Grath-** und **Waldthiere**, in der Einbildung beſtehe.

Wir wollen uns lieber mit **wahren Eigenheiten** dieſer ſcheuen Thiere bekannt machen.

1. Die **Art**, wie ſie über die Schneegefilde, ohne **Einſinken**, wegkommen, iſt beſonders. Wegen ihrer ſcharfen und ſpitzen Klauen, und ſchmalen Füße, müſſen ſie beſtändig durchgreifen; der Schnee trägt ſie nicht. Sie wiſſen es aber doch zu machen, und beſchleunigen ihre Flucht, wie erzählt wird, auf folgende liſtige Art. Das letzte Thier ſpringt auf den Rücken des vor ihm gehenden, ſetzt über den Rücken aller andern weg, und ſtellt ſich an die Spitze. Ihm folgt das vorletzte auf gleiche Art, und ſo die übrigen nach der Reihe, bis die ganze Heerde über den Schnee weg iſt *).

2. Sie haben eigentlich keine **Stimme**, als daß ſie zur **Brunftzeit** blöken, und zur **Zeit** der **Gefahr** durch ein leiſes kaum merkliches, heiſcheres, ziegenähnliches **Meckern**, einander locken.

Gehör und **Geſicht**, wie auch der **Geruch**, ſind bey ihnen außerordentlich ſcharf. Sie merken das geringſte Geräuſch des Windes, und wenn ein dürres Reischen knackt; ſo vernehmen ſie es ſchon in einer ziemlichen Entfernung. Ihr **Geſicht** geht ſehr weit, und, wenn ſie einen Menſchen erblicken; ſo fliehen ſie auf hundert Schritte. Ueber eine halbe Meile wittern ſie ihn,

*) S. Lichtenbergs Magazin für das neueſte aus der Phyſik ꝛc. V. 4. St. 143.

ihn, wenn der Wind darnach kommt; vorzüglich können sie das Pulver riechen.

3. Ihre Vorsichtigkeit bey Gefahren ist nicht minder groß. Wenn ein Rudel Gemsen beysammen ist, und in einiger Zerstreuung weiden; so ist sich jede ihre eigene Schildwache. Selbst die liegenden strecken den Kopf hoch, und spitzen die Ohren; ja! sie sollen mit offenen Augen schlafen. Sobald eine Gemse etwas hört, riecht oder sieht, was ihr bedenklich ist; so fängt sie an so hell zu pfeifen, daß es in den Felsen und Wäldern wiederhallt. Mit diesem Pfeifen hält sie so lange an, als der Athem dauert. Anfänglich ist es sehr fein, wird immer schärfer, und zuletzt schwächer.

Auf dieses Pfeifen erschrickt der ganze Haufen, und setzt sich in Bewegung. Die pfeifende Gemse ist dabey sehr unruhig, schlägt mit den Füßen in die Erde, springt auf die Felsen, und sieht sich allenthalben um. Das Pfeifen wird wiederholt, und fliehet erst eine; so ist der ganze Haufen in einem Augenblick über die Felsen fort.

Das sonderbarste ist, daß sie dieses helle Pfeifen durch die Nasenlöcher verrichten.

4. Ihr Laufen, Springen und Stürzen von den Felsen herunter, und wieder hinauf, ist kaum zu begreifen. Es geschieht nie in gerader senkrechter Linie; sondern allezeit in der Quer, vorzüglich, wenn es bergab geht. Kommen sie auf der Flucht an einen Felsen, der keine Absätze hat; sondern wie eine Wand schnurgerade herunter geht; so stürzen sie sich glücklich herab, wäre er auch 30 Fuß hoch. In währendem Fallen hauen sie drey bis viermal mit den Füßen in den Felsen, und bleiben zuletzt auf einem kleinen Platze stehen, der sie halten kann.

Au-

Augenzeugen versichern, das es, wenn sie in die Abgründe springen, nicht anders scheine, als hätten sie Flügel, und keine Beine. So groß ist die Stärke ihrer Sehnen, und so richtig der Schwung, den sie sich geben, im Gleichgewicht zu bleiben, um immer auf die Füße zu stehen zu kommen. Dieß kommt hauptsächlich von der Schnellkraft ihrer längern Hinterfüße her. Wenn sie von einer großen Höhe herabsetzen; so bekommen diese Beine, die dann etwas weniger gebogen sind, den Stoß, der im Herabstürzen entsteht. Sie thun die Wirkung zweyer Springfedern, und brechen die Gewalt des Sprunges.

Die Fortpflanzungszeit

fällt bey diesen Thieren, wie bey den Ziegen, um Martini. Nur in dieser Brunstzeit kann der Jäger den Bock vom Thiere unterscheiden, welches sonst den erfahrensten Jägern unmöglich ist. Er zeichnet sich bald durch sein Blöken, und seinen penetranten Geruch aus. Es fallen dabey öfters, wie bey den Hirschen und Rehböcken, blutige Duelle vor, die sich mit dem Tode des Ueberwundenen, oder der Flucht des Schwächern endigen.

In dieser Zeit trennen sich auch die Gemsen von ihren großen Gesellschaften, und lassen sich einzeln bey zweyen und dreyen sehen. Der Winter aber nöthigt sie, sich wieder zusammenzuhalten.

Die Gemse trägt 20 bis 22 Wochen, und die Setzzeit fällt im May, da sie gewöhnlich zwey Junge wirft. Dieß geschieht in einer trockenen, aber sehr abgelegenen Felsenhöhle, auf der bloßen Erde, ohne das Geringste vom Lager zu machen. Sechs Monate säugt die

die Mutter die Jungen, allein öfters soll auch das vorjährige sich noch gleicher Rechte bedienen, und die Mutter solches erlauben.

Der Bock bekümmert sich um die Mutter und ihr Kind nicht weiter; sondern diese allein besorgt die Erziehung desselben. Ihr Locken ist wie das Meckern einer Ziege; aber groß ist die Treue, die sie, besonders in Gefahren, ihrem Kinde beweiset. Werden die Jungen ausgeführt, und kommen an Felsen, wo übergesetzt werden muß; so sind sie natürlicher Weise im Anfange scheu. Die Mutter aber macht sie durch ihr Beyspiel dreister. Sie springt etlichemal herüber, bis ihr die Jungen folgen, und den Satz wagen. Oefters verweilt sie sich zu lange bey den Jungen, wenn der Jäger kommt, und muß ihre Treue mit dem Leben büßen. Das Junge verläßt die todte Mutter nicht, und wird nicht selten dabey lebendig gefangen. Der Jäger stellt die todte Mutter auf die Füße, legt sich hinter sie, das Junge kommt, und wird ergriffen. Verkriecht es sich aber, und kommt davon; so findet sich gleich eine andere ein, die es an Kindesstatt aufnimmt.

Im dritten Jahre sind die Jungen mannbar, und verlassen die Mutter. Junggefangene können schwerlich gezähmt werden. Sie gedeihen in der niedern Luft der Häuser nicht, und sterben. In der Freyheit aber sollen sie 20 bis 30 Jahre alt werden können.

Die Verbreitung

betreffend; so ist es gewiß, daß die Gemsen nicht nur auf den Schweizeralpen, den karpatischen Gebirgen, den Pyrenäen und Apenninen, auf Creta; sondern auch auf dem Caucasus, dem Taurus, und wahrscheinlich, da

sie

Der Nutzen

aber ist desto größer und ausgebreiteter.

1. Das Fleisch der alten Gemsen, deren manche 50 Pfund wiegt, ist hart und zähe; der Jungen aber desto delikater, und wird theuer bezahlt.

2. Der Talg ist sehr brauchbar, und eine fette Gemse hat oft 10 — 12 Pfund.

3. Die Hörner, insonderheit der Weibchen, die kleiner und nicht so krumm sind, gebraucht man zu Stockknöpfen; die Schmiede bey den Pferden zum Aderlassen u. s. w.

4. Die gargemachten Gemsenhäute sind von vorzüglicher Güte, weil sie so weich, wie Sammet sind, sehr lange halten, und keine Nässe durchlassen. Man macht daraus Schuhe, Handschuhe, Strümpfe, Beinkleider, Stiefeln, Kollers, u. s. w. Die noch behaarten Felle dienen zu Stiefeln, Kleidungen, Fußsäcken, u. s. w. und können, ohne von ihrer Güte zu verlieren, sicher eingeseift werden. Sie werden von manchen roh, ohne alle Zubereitung auf der bloßen Haut getragen.

Das Gemsenleder ist am bequemsten, das Quecksilber durchzudrücken, und vom Schmutz zu reinigen.

In Genf, Chambery und Grenoble wird mit den Gemsenfellen ein starker Handel getrieben, und eine Haut kostet 6 bis 9 Gulden.

5. Das Blut der Gemsen wird von den Jägern warm getrunken, weil sie glauben, sich dadurch gegen den Schwindel zu verwahren. Es soll gegen das hitzige Seitenstechen gut seyn, das Blut verdünnen, und die Ausdünstung befördern. Fast gleiche Wirkungen rühmt man vom Blute des Steinbocks; nur

nur wird von dem Gemſenblut doppelte Doſis genommen.

Ich komme endlich auch auf

die Gemſenjagd.

Es iſt unglaublich, was Menſchen wagen können, einer Gemſe habhaft zu werden. Das allerbeſchwerlichſte Leben, und der ſchrecklichſte Tod ſind das gewöhnliche Loos der Gemſenjäger. Man ſchaudert, wenn man die Nachrichten davon lieſt.

Der Gemſenjäger muß ſeine Jagd ganz allein verrichten. Hunde nützen ihm dabey nichts. Seine Rüſtung beſteht in einem ſchlechten Kittel, einem Ränzel mit trockenem Brot, Käſe und etwas Fleiſch, einem guten gezogenen Schießgewehr, dem Thillmeſſer, einer Art Hirſchfänger, und ein Paar Schuheiſen, an die Schuhe zu legen, damit er über die jähen abhängigen Felſen klettern kann.

Oft muß er von einer ſteilen Felſenſpitze über die andere, und über den, dazwiſchen befindlichen Abgrund, ſpringen. Wie oft geſchiehet es, daß er, wenn er des Morgens ausgeht, des Abends gar nicht wieder kommt, und hernach in einem Abgrunde zerſchmettert gefunden wird. Oft ſtürzt er in ſolche ungeheure Tiefen, daß man ihn gar nicht wieder findet.

Am gefährlichſten iſt es für ihn, wenn er eine Gemſe an einem Orte, der kaum einen halben Schuh breit iſt, wo vorn eine hohe Felſenwand, hinten aber ein unabſehbarer Abgrund iſt, in die Enge getrieben hat, daß ſie nicht weiter kann, ſondern ſchlechterdings bey ihm durchſetzen muß. In dieſer Verzweifelung drängt ſich

das Thier im schnellen Sprunge zwischen dem Felsen und dem Jäger durch, und stürzt ihn öfters in den Abgrund.

In diesem mißlichen Zustande legt sich der Jäger entweder, wenn er kann, und so viel Raum hat, der Länge nach, zu Boden, damit die Gemse über ihn wegspringt, oder er steht aufrecht, so nahe an der Felsenwand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwischen dem Jäger und der Wand erblickt, vorbeyspringe, bey welcher Gelegenheit er denn den Vortheil ersiehet, dem Thiere mit dem Thillmesser einen Stoß zu geben, daß es stürzt.

Zuweilen versteigt sich ein Jäger so weit, daß er weder hinter sich, noch vor sich kommen kann, und genöthigt ist, sich durch einen Sprung zu retten, wobey er öfters keinen größern Ansatz hat, als einer halben Handbreit vorragendes Felsenstück. In dieser äußersten Gefahr wirft er alles von sich, zieht die Schuhe aus, schneidet sich mit dem Messer in die Ferse, oder in den Ballen, damit das vordringende Blut an dem felsichten Vorschuß als ein Leim fest halte, und so wagt er den Sprung, wobey mancher den Hals bricht.

Am sichersten pflegen sich die Jäger an den Orten, wo die Gemsen weiden, oder nach der Salzlecke gehen, anzustellen, und sie dann zu schießen *).

In der Schweiz bedienen sich die Jäger zur Gemsenjagd besonderer Flinten, die zwar nur einen Lauf; aber zwey Schlösser hinter einander haben. In den gezogenen Lauf werden zwey Schüsse, einer auf den andern geladen. Die Kugeln werden mit Gewalt hineingetrieben;

*) Davon eine Abbildung in Krünitz ökon. Enzyklop. 17 B. Fig. 875.

trieben; so daß die Kugel des untersten Schusses dem Pulver des zweyten oder obersten zum Bodensatze dient. Der unterste kann nicht heraus, bevor der oberste nicht abgeschossen ist. Wenn aber das Pulver auf der obersten Pfanne zuweilen abblitzt; so wagen sie es doch wohl mit dem untersten Schusse beyde abzuschießen, weil sie sich einigermaßen auf die Stärke des Laufs verlassen können. Das Pulver in der Mitte über dem ersten Schusse entzündet sich wegen der festschließenden Kugel nicht *).

Irrthümer und Vorurtheile

giebt es bey diesem Thiere genug, die aber durch bessere Einsichten in seine Naturgeschichte berichtigt werden können.

I. Physikalische

1. Die Gemsen haben ein sehr **zähes Leben.** Woher aber? nicht natürlich, sondern aus **übernatürlichen Ursachen**, denn sie könnten sich Schußfrey machen, wenn sie vor Sonnenaufgang **Gemsenwurz** gefressen hätten. Auch wären sie schwer todt zu schießen, wenn sie **Gemsenkugeln** im Magen hätten. Allein es geht ganz natürlich zu, daß sie wegen der harten rauhen Luft, worin sie beständig leben, einen festen Körper haben, und da ihr Fell ziemlich dick ist, der Jäger auch immer einen weiten Stand zum Schießen nehmen muß; so ist ihr zähes Leben kein Wunder.

2. Sie sollen eine besondere **Schildwache** auf einer Felsenspitze ausstellen, welche die andern durch

*) S. de Lüc Reisen nach den Eisgebirgen; aus dem Franzöſ. Leipz. 8. 1777. S. 51.

Pfeifen zur Flucht bringt. Dieß iſt durch das einſtimmige Zeugniß aller Reiſenden widerlegt, und es iſt, wie ich oben ſchon geſagt habe, jede Gemſe ihre eigene Schildwache.

3. Eben ſo ungegründet iſt es, daß ſie ſich beym Herabklettern von den Felſen mit den Hörnern anhalten ſollten. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß ſie beym Stürzen, wie der Steinbock, auf eine vortheilhafte Art auf die Hörner fallen.

4. Daß ſie zuweilen, wenn ſie den Kopf umdrehen, und ſich mit den Hörnern kratzen, mit ſolchen in der Haut hängen bleiben, und in dieſer Stellung jämmerlich verhungern müſſen *).

5. Daß ihnen die Gemſenkugeln Krankheiten verurſachten. Sie ſind ihnen ganz natürlich, weil ſie von unverdaueten und zuſammengepackten Krautfaſern entſtehen.

6. Daß ſie einen beſondern Luftgang von den Zähnen zwiſchen den Hörnern hinaus hätten **).

II. Mediziniſche. Dahin gehören

1. die hochgerühmte Kraft der Gemſenkugeln. So lange ſie noch im Thiere ſind, haben ſie eine weichliche Conſiſtenz weil ſie in feuchter Wärme liegen, und ſind mit einem Safte, wie fließendes Wachs verſehen, den die Jäger beym Ausnehmen ſorgfältig auspreſſen, und ihm gegen Schwindel und andere Zufälle große Wunderkräfte zuſchreiben. Da der mediziniſche Aberglaube alles, was wunderbar klingt, blindlings ergreift; ſo

*) S. *Scaliger* exerc. p. 666.

**) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere von Otto. XI. B. Anh. zum ſibiriſchen Steinbock. S. 81. Pallas Anmerk.

so hat sich der Betrug solches zu Nutze gemacht, und es werden viele von Kuhmist und faserichten Kräutern nachgemacht *).

Von ihrer angerühmten Wunderkraft haben sie den Namen: deutscher oder europäischer Bezoar bekommen. Ehemals waren sie berühmter, als jetzt, und man führte ein ganzes Register von Krankheiten an, gegen welche sie Wunder thaten:

Schweißtreibend;
Giftwiderstehend;
Wider den Schwindel;
Bey Magenkrämpfen;
Bey Bauchflüssen und Ruhren; u. s. w.

2. Das Fett, in Milch zerlassen, kurirte die Lungensucht unfehlbar.

3. Gegen den Schwindel und Seitenstechen diente das warme Gemsenblut hauptsächlich, vermuthlich, weil das Thier die Eigenschaft hat: ohne Schwindel von den höchsten Felsen zu springen. Wer also das Blut eines solchen Thieres tränke, der bekäme gleiche Eigenschaft.

Das Blut mit Meerpalmen soll die Haare vertreiben.

4. Der gebrannte Koth mit Honig und Eßig, hindert das Ausfallen der Haare; mit Wein, kurirt die Gelbsucht.

5. Die Galle hilft wider die Blödigkeit der Augen.

6. Die Leber gegen Durchfälle.

*) Von den indianischen Gemsen werden solche Kugeln auch nach Europa gebracht, die aber weit härter, glänzender und wie Bezoar anzusehen sind.

Kurz, es ist fast kein Theilchen in und an dem Thiere, das nicht wider eine Krankheit angerühmt wäre. Man sieht offenbar, daß die Jägerfinanzen davon die Quelle sind, und darinn liegt auch wohl die Ursache, warum die Thiere mit so großer Lebensgefahr verfolgt werden, weil sie äußerst theuer genutzt werden können.

Die besten Schriften

sind

Büffons Naturgeschichte vierfüßiger Thiere von Otto. XI. B. Tab. I. S. 48. Anhang, S. 109.

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 620. No. 3. die Gems.

Krünitz ökonomische Enzyklop. 17 B. S. 291.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. S. 600. Tab. XIII. b. Fig. I.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 279. (noch ohne Text.)

Hrn. von Salis Naturgeschichte der Gemsen in Lichtenbergs Magazin für das Neueste der Physik ꝛc. V. 4 St. 143.

* * *

2. Zwote Art: die Saiga *).

Von diesem, bisher sehr wenig bekannten Thiere, hat Pallas die genaueste und umständlichste Beschreibung gegeben **). Er sagt: es sey bis dahin unbekannter

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 185. Sp. 8. Antilope *Saiga*. *Erxleben* Mammal. p. 289. Antilope *Scythica*.

**) Spicileg. zool. XII. p. 14. No. 8. p. 21. t. I. III. f. 6. 9. 10. 11. Naturgeschichte merkwürdiger Thiere I. 9. No. 6.

kannter gewesen, als entfernte Naturkörper aus Indien und Amerika, ob es gleich zunächst an Europa, und sogar in demselben einheimisch sey.

Es war den Alten schon bekannt, und Strabo's Colus *), ist nicht bloß wegen des Vaterlandes: Scythien, einerley Thier mit unserer Saiga; sondern auch seine Größe, Schnelligkeit und weiße Winterfarbe, und daß der Colus durch die Nase trinke, kommt damit überein. Nach demselben ist Gesner der erste, der gute Nachrichten von der Saiga gegeben hat †). In den neuern Zeiten ist sie vom ältern Gmelin beschrieben, aus welchem Brisson, Linné und Büffon ihre Nachrichten genommen haben; zuletzt von Pennant, Forster, Cook, und am besten von Pallas.

Beschreibung.

Dieses Thier hat verschiedene Namen, die nicht mit einander zu verwechseln sind. *Saiga*, oder *Suhac* ist ein tartarischer Name, und bedeutet eine wilde Ziege, wie sie denn von Pallas, Lepechin und Gmelin in ihren Reisen oft geradezu die wilde Steppenziege genennt wird.

Die Größe ist wie ein Damhirsch; im äußern Ansehen fast eben so, Kopf und Hörner ausgenommen.

Der Kopf von ungewöhnlicher Größe; die Schnauze hochgewölbt, und ragt vor der Unterkinnlade ziemlich hervor, sehr beweglich, und kann in Runzeln zusammengezogen werden.

*) Geogr. libr. VII.

†) Vierfüßige Thiere. p. 361. f. 302.

Die Naſenlöcher ungemein weit, daß man einen Daumen hinein ſtecken kann: wohl zu merken, ohne die knöcherne Naſenwand. Ein ganz beſonderes Phänomen bey dieſer Art. Kurze, ſtumpfe Ohren, inwendig rauch von lockeren, weichen Haaren enge zugeſchloſſen.

Am Kinn kein Bart, ſondern nur einige längere zerſtreuete Haare.

Die Augen entfernt nach den Hörnern zu: von mittelmäßiger Größe. Unter den Augen die Thränenhöhlen. Die darinn enthaltene Materie iſt braun, talgartig, und hat einen Bocksgeruch. Am Augenſtern verſchiedene Auswüchſe, oder zottichte Warzen zu beſondern Abſichten, wie wir unten hören werden.

Nur acht untere Vorderzähne, wie Meißel. Sechs Backenzähne.

Nur das Männchen hat Hörner. Mit der Wurzel ſtehen ſie gleich über dem Höcker der Augenhöhle, und ſind nicht, wie die Gemſenhörner, gebogen.

Gewöhnlich eilf Zoll lang, doppelt gekrümmt, und beynahe wie die Leyer der Alten: von Farbe gelblich, halbdurchſichtig, mit vierzehn bis zwanzig Ringen.

Pallas erhielt den Schädel einer ſehr alten Saiga von außerordentlicher Länge, an dem die Enden zuſammen liefen, und ſich durchkreuzten, an denen man 30 Ringe zählte.

Von Saiga's mit drey — und einem Horn werde ich unten reden.

Die Vorderklauen gehen kaum aus einander, ſind kurz, hinten mit einer ſchwielichten Haut gewölbt, und vorn dreyeckig. Die Kniee an den Vorderfüßen

ſehr

sehr haaricht, und mit einem, einwärts herunterlaufenden Haarbüschel besetzt.

Der **Schwanz** kurz, an der Wurzel etwas breit, am Ende büschelförmig.

Das **Sommer-** und **Winterfell** in der Farbe verschieden.

Die **Ausmessung** aller Theile, wie auch die **Zergliederung**, hat **Pallas** an gedachtem Orte *) sehr umständlich beschrieben.

Aufenthalt.

Die **Saiga** liebt nicht, wie die Gemse, waldichte und öde Felsengebirge; sondern flache, große Wüsten mit häufigen Salzquellen. Sandichte Gegenden fliehet sie; sumpfichte und feuchte aber zieht sie den anmuthigsten Weiden vor. Daher sind die tartarischen Wüsten, und die russischen Steppen öfters voll von diesen Thieren. Am liebsten suchen sie die Oerter und Gegenden, wo die, ihnen eigenen, und zur

Nahrung

bestimmten Kräuter wachsen. An **Wermuthreichen** Stellen trifft man sie gewiß. Außerdem fressen sie sehr begierig die jungen Sprossen der salzigen Pflanzen, Melden, scharfe Pflanzen mit Kreuzblumen, gewürzhafte, als **Rheinfahrn**, **Beyfuß**, u. s. w. Vorzüglich trocknen **Wermuth**, wovon immer ein gut Theil auch im Winter grün ist.

Vom **Wasser** entfernen sie sich im Sommer nicht weit, und die Fußsteige, die sie oft, besonders des Mittags

*) Spicil. zool. XII.

Mittags zur Tränke gehen, ſind hin und wieder in den Wüſten auf einige Meilen gebahnt.

In der Lebensart

dieſes Thieres finden ſich beſondere Eigenheiten, welche mit denen in ſeinem Körperbau genau übereinſtimmen.

Von allen übrigen Antilopen unterſcheidet ſich die Saiga durch ſehr ſtandhafte und in die Augen fallende Kennzeichen.

1. Der Naſenbau derſelben iſt unter allen wiederkäuenden Thieren ohne Beyſpiel. Die Geſtalt der Naſe ſelbſt, wie ſonderbar! wie knorpelicht, und am Ende wie abgeſtutzt!

2. Was iſt ſeltſamer, als der Mangel der Naſenknochen und der knöchernen Scheidewand?

3. Die Lage der Hörner ganz anders; auch die Subſtanz derſelben weit durchſichtiger, hornartiger, blaſſer und reiner als bey den übrigen.

Es giebt unter ihnen in Abſicht der Hörner ſeltſame Mißgeburten. Man findet Saigen mit drey, oder wohl gar mit einem Horn auf der Stirn, welches letztere vielleicht die Erzählung von dem berühmten Einhorn erklärt. Nach Pallas hat die Fabel vom Einhorn ihren erſten Urſprung wahrſcheinlich von einer bisweilen bemerkten einhörnigen Spielart der Oryx, und dann iſt es freylich nicht zu verwundern, daß das Einhorn von jeher ein ſeltenes Thier geweſen iſt *).

4. Der

*) Es giebt auch isländiſche Ziegen mit vier Hörnern, die aber als keine Mißgeburten anzuſehen ſind. Noch vor dem Jahre wurde eine lebendig herumgeführt. S. Schrebers Säugthiere V. Tab. 289.

Nach

4. Der sonderbare **Nasenbau** ist diesem Thiere nothwendig, weil sie im Laufe ganz ungeheuer **aufgeblasen** wird. Dieß konnte sie nicht, wenn sie nicht knorplicht und beutelich war.

5. Die Saiga hat zwar sehr große und schöne Augen; aber sie siehet doch fast unter allen Thieren am schlechtesten, so daß man ihr gegen den Wind sehr nahe beykommen kann. Bey starkem Sonnenschein und Sommerhitze **blinzen** sie außerordentlich, zum Beweise, daß sie das zu starke Licht nicht ertragen können, Ja! sie sind ihrer öfters so wenig bewußt, daß sie sich in der Wüste in dem Schatten eines stehenden Reisewagens niederlegen.

Die Ursache liegt in dem Bau ihres Gesichtswerkzeuges. Damit nämlich der, den Augen nachtheilige, von dem gelblichen Erdreiche zurückgeworfene Schein gemildert werde; so haben die **Augenringe** nicht allein eine sehr kleine Oeffnung, sondern sie sind außerdem mit kleinen **Randschwämmchen**, oder haarichten Warzen versehen, durch welche, wenn sie aufschwellen, die Lichtstrahlen gemäßiget, und zum Theil abgehalten werden.

6. Wenn sie in der Steppe aufgejagt werden; so springen sie zwar erschreckt auf; können aber in der Sonnenhitze nicht weit kommen; sondern fallen bald **keichend** nieder. Im Anfang laufen sie so schnell, daß sie auch die schnellsten Pferde und Windhunde nicht einholen können;

Nach diesem Umstande ist die Anmerkung in Büffons Naturgeschichte vierfüßiger Thiere II. 33. von Marrini, vom Suhak oder dem Ziegeneinhorn, zu berichtigen.

können; sie werden aber bald müde, sogar ohnmächtig. Ein Junges, das Pallas auf dem Wagen bey sich hatte, entkam bey der Tränke, und mußte mit Pferden und Hunden verfolgt werden. Kaum war es einige hundert, und im Gesträuche noch weniger Schritte gelaufen; so fiel es mit offenem Maule und gekraußter Nase keichend hin, und konnte lange nicht wieder zu Athem kommen.

7. Es sind überaus zärtliche Thiere, und haben ein schwaches Leben. Von einem schwachen Hundsbisse, und fast von jedem Schusse fallen sie schon.

Die Kirgisen wissen sie daher auf eine leichte Art, ohne Hund und Schuß, zu fangen. Sie machen in den Wüsten, in den mit hohem und starkem Rohre dicht bewachsenen Landstrichen Fußsteige, in welchen sie Rohrstengel stehen lassen, die sie aber in der Höhe der Schenkel der Saiga ab- und oben spitz zuschneiden. Nun treiben sie zu Pferde die Heerden der Saiga's in die Enge, die denn in Sprüngen über diese Rohrstengel wegsetzen wollen, und sich selbst spießen.

8. Der Gang des Thieres ist gleichsam wackelnd, und es trägt den Kopf bey weitem nicht so aufgerichtet, als andere Antilopen. Anfänglich laufen sie im schnellen Trabe, zuletzt aber in Sätzen und Sprüngen von mehreren Klaftern.

9. Die Stimme hat Pallas, auch beym Sterben nie gehört, und die Luftröhre gab nach dem Tode, als man darein bließ, ein Gebrülle, wie von einem jährigen Kalbe, von sich.

10. Da die Nase so weit, dick, und in Runzeln gekraußt ist; so ist sie ihr bey dem Weiden hinderlich, und es ist richtig, daß sie oft im Rückwärtsgehen weiden

weiden muß, und das Kraut immer von der Seite abrupft.

11. Eben so sonderbar ist ihre Art des Saufens. Sie steckt ihre Nase ganz ins Wasser, und säuft wirklich durch dieselbe. Beym Zurückziehen fließt oft ein Theil wieder heraus.

12. Sie stellen auch Wanderschaften an, und zwar nach den Jahreszeiten. Besonders versammeln sie sich im Herbst, wenn die Bremsenzeit kommt, in großen Rudeln, und ziehen allgemach in den Wüsten, so weit sie kommen können, gegen Süden. Im Frühjahre aber kehren sie in kleinen Rudeln wieder zurück, und werden theils von den ziehenden nomadischen Horden, theils durch das Feuer in den Steppen, welches diese anzünden, nach den nördlichen Weiden getrieben.

13. Der vollkommenste Sinn der Saiga's ist der Geruch, welches ihre weiten Nasenlöcher, und der ganze Bau der Nase beweisen. Daher können sie mit dem Winde den Feind beynahe eine halbe Meile wittern.

Bey der Fortpflanzung

der Saiga zeigen sich auch besondere Merkwürdigkeiten.

Die Zeit derselben fällt am Ende des Novembers, und in den Anfang des Dezembers. Die Männchen kämpfen, wie gewöhnlich, um die Weibchen; aber der stärkste vertreibt alle Nebenbuhler aus der Gesellschaft, treibt die ganze Heerde von Weibchen und Jungen, oft an hundert zusammen, und zieht damit allgemach in südlichere Gegenden.

Nach der Erzählung der nomadischen Völker, welche mit diesen Thieren beständig in Gesellschaft ziehen, und sie täglich beobachten, ist die **Kraft** der **Männchen** unerschöpflich und bewundernswürdig. Mit einer Art von Wuth treibt der Bock die Weibchen in einen Haufen zusammen, welche denn vor Furcht alles erwarten und leiden, da er denn oft hunderten genug ist, und ohne Ruhe **an zwanzigmal** nach einander das Werk der Natur verrichtet.

Die **Weibchen** sind den ganzen Winter durch trächtig, und werfen vor der Mitte des Mayes, nachdem sie in die nördlichen Theile der Wüste gezogen sind, gewöhnlich nur **ein Junges**. Dennoch vermehrt sich die Art so zahlreich.

Am ersten Tage der Geburt können die Jungen der Mutter noch nicht folgen, und werden daher oft mit der Hand gegriffen. Sie lassen sich leicht mit Milch aufziehen, und es sind viere lebendig nach Petersburg gebracht.

Die Natur selbst hat mütterlich für ihre Erhaltung in der Kindheit gesorgt. Denn sie sind in ihren ersten Lebensmonaten auf der Scheitel, Nacken und Rücken mit einem weichen, lammartigen, krausen, wollichten Haar bedeckt, damit sie vor der Erzeugung der Bremsenlarven sicher sind.

Merkwürdig ist es, daß die jungen Weibchen **langsam**, die Männchen aber sehr **schnell** wachsen. Diese haben schon im ersten Monat an der Stirn kegelförmige hornartige schwarze Warzen, welche bald zunehmen, und binnen vier Monaten schwache Ringe bekommen.

Bey einigen sind die Hörner im vierten Monat schon halb so lang, als bey den erwachsenen, und im zweyten Jahre sind sie bereits zur Zeugung tüchtig.

Sie werden so zahm, daß sie dem, der sie futtert, aus der Hand fressen, auf den Schooß springen, und ihm, wenn sie seine Stimme hören, wie die Hunde überall nachfolgen, sogar durch Flüsse nachschwimmen. Wild aber bleiben sie beständig, wenn sie größer eingefangen werden.

Wenn sie sehr jung aufgezogen sind, lassen sie die Einwohner frey im Dorfe, sogar aufs Feld laufen, wo sie sich nie mit den wilden vermischen; sondern sie fliehen, und des Abends freywillig wieder zu Hause kommen. Sind sie zur Milch gewöhnt, so kommen sie zu gesetzter Zeit, und zupfen den, der sie ruft, bey der Hand, oder beym Rockschooß, und blöken dabey, wie die Kälber. Sie lernen auch Kräuter fressen; aber bloß die, welche für ihre Art gehören. Wenn sie satt sind, liegen sie und verrichten das Wiederkäuen. Sie legen sich nie, wenn sie nicht, wie die Hunde, vorher einigemal auf der Stelle im Kreise herumgegangen sind, und lassen sich dann auf den Vorderknieen nieder. Daher die mehresten Antilopen vorn an den Knieen die steifen Haarbüschel haben.

In Absicht der Verbreitung

findet man die Saiga in Ungarn, Pohlen, der Tartarey, und dem südlichen Sibirien. Gegen Abend wird das Vaterland derselben von klein Reußen und Pohlen; gegen Süden aber von den Carpatischen, Caucasischen Gebirgen, wie auch von denen, welche ohnweit der Donau laufen, und von dem Caspischen

Meer, u. s. w. begränzt, und gegen Norden überschreitet sie nie den 50sten Grad.

Die Feinde

der Saiga sind

1. Wölfe und Füchse, denen manche zur Beute wird, wenn sie einzeln gehet, da sie, weil sie bald ermattet, eingeholt und gewürget wird.

In starken Rudeln können ihnen diese Raubthiere nicht beykommen. Die Männchen machen einen Kreis um die Weibchen und Jungen, und schlagen sie muthig in die Flucht.

Indessen müssen ihrer dennoch durch den anhaltenden Lauf der Wölfe viele eingeholt werden, wie die häufig in den Wüsten zerstreueten Schädel, und Skelette dieser Thiere beweisen.

2. Die Adler, die ihnen sehr nachstellen.

3. Vorzüglich die Bremsen *). Fast kein Thier ist mehr von den Maden dieser Bremse geplagt, als die Saiga. Daher stehen sie auch beständig, und schaudern mit der Haut, wie die Pferde, die Fliege abzuhalten. Die Alten haben den ganzen Sommer durch unter dem Leder des Rückens viele, dicht bey einander stehende eiternde Beulen, worin die Maden liegen, die durch das Fell selbst eine Oeffnung haben. Sie werden von der Menge dieser Larven öfters auf dem Rücken ganz brandig. Selbst im April und Anfang des Mayes sind die in dieser Zeit geworfenen Jungen schon dieser Plage ausgesetzt.

4. Im

*) Oestrus *Antilopum* S. Pallas Reise I. Anh. No. 78. *Spicil.* XII. p. 32. T. III. f. 2 — 4.

4. Im Netze einer Saiga fand Pallas lebendige Blasenwürmer in der Größe einer Mandel, mit blutigem Wasser angefüllt *).

Vom Schaden

dieses unschuldigen Thieres kann man so wenig Proben anführen, als von der Gemse. Hingegen ist

Der Nutzen

desselben nicht geringe. Fast alle ziehende nomadische Völker haben davon in den armseligsten Wüsten ihre beständige Nahrung. Sie begegnen ihnen fast allenthalben, und ziehen mit ihnen.

1. Das Fleisch wird zwar gegessen; aber es ist von Natur von moschusartigem Geruch, und schmeckt gebraten, nach Wermuth, bitter; gekocht noch schlechter, doch soll sich der üble Geschmack des Gebratenen, wenn es kalt wird, verlieren. Das Fleisch der Jungen ist lammartig, und fast zu weichlich.

2. Bey den barbarischen Völkern ist das Gehirn im Ruf gegen Durchfälle; und das getrocknete Blut zur Beförderung der Geburt gelobt.

3. Ob das Fell, und andere Theile zu gebrauchen sind, davon hab' ich nichts gefunden.

4. Die Hörner aber dienen zu sehr mannichfaltigen Vortheilen. Es werden daraus Löffel, Schöpfkellen, und andere Instrumente verfertiget.

Hauptsächlich werden die Hörner in den Wüsten von den Kosaken gesammelt, und für die chinesischen Handelsplätze verkauft. Denn die Chinesen kaufen sie in großer Menge, und wissen daraus die prächtigsten

*) S. Spicileg. XII. T. III. f. 5.

Laternen und Kronleuchter zu verfertigen, und die Hornplatten oder Scheiben, die überaus dünn und durchsichtig, wie Glas sind, so genau zusammenzufügen, daß man es kaum gewahr wird *).

Um dieses Nutzens willen wird von den Einwohnern oft

eine Saiga-Jagd

angestellt.

Außer der etwas seltenen, sie über zugespitzte Rohrstängel zum Spießen zu jagen, ist ihr in Gegenden mit hohem Kraut, und Vertiefungen, die Jäger zu decken, leicht beyzukommen. Nur darf er nichts Weißes oder Rothes an den Kleidern haben. Am sichersten soll es seyn, sich ihnen ganz nackt mit gekrümmtem Leibe zu nähern.

Die Kirgisen jagen sie auch mit Adlern, besonders mit dem gemeinen (Falco *fulvus* L.), die sie an dem ausgestopften, und noch blutigen Felle dazu abrichten.

Durch die neueren Beobachtungen sind auch

einige physikalische Irrthümer

berichtiget worden. Es ist

1. Falsch, daß die Saiga in der Nasenhöhle einen Theil des eingesogenen Wassers, um des künftigen Durstes willen, aufbewahren sollte;

2. daß

*) S. des P. d'Incarville Abhandlung: Sur la maniere singuliere, dont les Chinois soudent la corne à lanternes: mit 10 Kupfern von dieser Arbeit: in den Memoires de Mathematique et de Physique, presentés à l'Academie des Sciences. II. 350.

2. daß sie ihre Gesellschaft bey entdeckter Gefahr durch ein Gezische oder Pfeifen zur Flucht reizen soll. Ein solches warnendes Zeichen fehlt der Saiga gänzlich.

3. Daß sie sich durch eine besondere Pflanze die Kräfte zur Liebe erwecke.

4. Im Naturforscher VII. St. S. 45. ist in den Beyträgen der Naturgeschichte von Japan und Sina, bey Fig. 3. Bergsteiger, eine Verwechselung vorgefallen. Das Thier, von welchem die Rede ist, ist der Tragelaphus *Bellonii*., wobey Gmelins sibirische Reisen I. 368., angeführt sind. Nach diesen Citaten ist es der Argali, das wilde sibirische Schaf, oder Ovis *Ammon*. Gleichwohl stehet dabey, daß die Chinesen die Hörner zu Laternen verarbeiteten, welches doch durchgehends von der Saiga versichert wird.

Die besten Schriften

von der Saiga sind

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. XI. B. S. 123. c. fig. a. b. c. das Thier Saiga.

Hallens vierfüßige Thiere. S. 322. Das Ziegeneinhorn.

Pallas Spicil. zool. fascic. XII p. 21. Tab. I. II. fig. 6 — 12.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 276. (noch ohne Text.)

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 626. No. 8. die Saiga.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Dritte Gattung: die Ziege.

Allgemeine Kennzeichen.

1. Die Hörner sind nicht, wie bey den Hirschen, ästig und höckricht; sondern in die Höhe gestreckt und glatt. Sie sind inwendig hohl, und sitzen, gleichsam wie eine Scheide, auf einer knochichten Substanz.

2. Am Kinn ein langer Bart.

1. Erste Art: der Steinbock *).

Das Hauptunterscheidungszeichen dieses Thieres sind die mondförmig zugerundeten Hörner, die oben knoticht, und nach dem Rücken zu gebogen sind.

Beschreibung.

Der Name Steinbock ist wohl von dem Aufenthalt des Thieres hergenommen, da es beständig auf den höchsten und unzugänglichsten Felsklippen zu hausen pflegt.

Den Alten war es unter dem Namen Ibex, Tragus und *Capricornus* bekannt, und dieser Capricornus ist auch zum Zodiakalzeichen des Steinbocks im Kalender genommen.

An Größe übertrifft es unsern Ziegenbock weit, und wiegt im Alter einige Zentner.

Be-

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 196. Sp. 2. Capra *Ibex*.

Betrachtet man den Kopf gegen den ganzen Körper, so ist er außerordentlich klein; aber dem Hirschkopfe ähnlicher, als der Ziege. Die Schnautze etwas unförmlich dick, und die Nase aufgeworfen. Die Ohren stehen hinterwärts gerade weg, und wenn das Thier den Kopf hoch trägt, mit dem Rücken parallel. Die Augen groß, rund, blitzend und feurig. Der Bart sehr lang.

Die Hörner sind schwärzlich, gegen den Kopf und Körper sehr lang, von anderthalber Elle, und mondförmig gebogen: mit scharfen, nach der Länge gehenden Kanten, die gleichsam eine Vorderfläche bilden. An den Seiten Knotenringe, davon sich jährlich einer ansetzt; also Zeichen des Alters. Man hat sie von 20 Pfund, und von 24 Knotenringen. Oefters gehen drey Maaß Wasser in ein solches Horn.

Die Füße sehr schlank; die Klauen, nach allen Abbildungen, die ich gesehen habe, nicht spitzig; sondern rundlicht, aber mit scharfem Rande; inwendig hohl und gespalten. Der Schwanz kurz, mit langen Borsten.

Die Bartfarbe rothfahl und schwärzlich. Die Haare des Leibes lang, zottichte, röthlichbraun; im Alter grau. Längs dem Rücken ein brauner Streif. Im Winter trägt der Steinbock einen Doppelpelz: unten auf der Haut ein feines dichtes, oben darüber ein langes sprödes Haar.

Die Steinbockziege ist ungleich kleiner, aber doch merklich größer, als unsere Hausziege, hat einen kleinern Bart, eine hellere Farbe, weit kleinere

Hörner *), und zum Unterschiede von den Gemsen nur zwey Zitzen.

Von der Zergliederung

des eigentlichen wahren Steinbocks weiß ich nichts, und vielleicht andere eben so wenig.

Aufenthalt.

Der wahre Steinbock, der sich von allen wilden Ziegen auf den Alpgebirgen, wie auch von dem sibirischen Steinbock, wesentlich unterscheidet, ist ein desto merkwürdiger Thier, da es selbst in seiner Heimath selten, und wenig bekannt ist.

Er wohnt bloß auf den Eisgipfeln der höchsten Gebirge. Seit 200 Jahren hat sich diese Art ganz ausserordentlich vermindert, und wird vielleicht in Kurzem ganz ausgestorben seyn **). In Graubündten, Valois, wie auch in Tyrol und auf den Steyerischen Alpen ist sie seit geraumer Zeit ausgegangen.

Der einzige Ort, wo sich der Steinbock, nach dem einförmigen Zeugniß aller schweizerischen Jäger, noch findet, sind die unbesteiglichen Gletscher des Thals von Aost in Savoyen, — und selbst hier sehr selten. Im 16ten Jahrhundert waren sie in den Schweizer- und Graubündter Gebirgen häufiger, und in Glarus hat

*) Nach Haller und Blumenbach in der 2ten Ausgabe seines Handbuchs der N. G. hat das Weibchen keine Hörner; in der 3ten Auflage aber ist nichts davon bemerkt, weil Hr. B. vermuthlich von dem Gegentheil überführt ist.

**) S. Dr. Grizanners Beobachtungen über den Steinbock: in Lichtenbergs Magazin, fortges. von Voigt IV. 2 St. 32.

hat man noch auf dem Rathhause **Steinbockshörner** von außerordentlicher Länge.

Woher mag wohl dieses seltsame **Verschwinden** kommen? Die Größe des Thieres, die Länge und Schwere seiner Hörner, womit er oft zwischen den Felsklippen stecken bleibt, und umkömmt, scheinen anzuzeigen, daß es die Natur für die Plätze, die es jetzt wirklich bewohnt, nicht bestimmt habe, wo ihm auch überdieß der Lebensunterhalt für die meiste Zeit des Jahres fehlt. Viele sterben an der **Blindheit**, welche durch das starke Zurückprallen der Sonnenstralen vom Schnee entsteht. Ihr natürlicher Aufenthalt scheinen die niedrigen alpinischen Gebirge zu seyn. Bey zunehmender Bevölkerung flüchteten diese scheuen Thiere immer höher, und zuletzt auf die unzugänglichsten Eisgletscher, wo viele vor Frost und Mangel an Nahrung starben die Jungen umkamen, und was noch blieb, von den Raubvögeln genommen wurde. Dieß sind die wahrscheinlichsten Ursachen der Verminderung, und alle Gebirgjäger versichern, daß von diesem Geschlecht in allen kaum noch **hundert Stück** übrig seyn möchten *).

Die Nahrung

des Steinbocks sind die magern und elenden Kräuter, welche die fast erstorbene Natur auf den Eisgebirgen wachsen läßt. Welche eigentlich — läßt sich aus Mangel der Erfahrung nicht bestimmen, weil dieses

*) Zu Hellbrun unterhält der Erzbischof von Salzburg in dem großen Park seines Gartens — auf einem waldichten Berge — eine Heerde Steinböcke, um solche wegen ihrer Seltenheit nachher in den Gebirgen des Landes nachzuziehen. Ob es auch wahre Steinböcke sind?

Thier weit schwerer, als die Gemse, zu beobachten ist. An mürben, kalkartigen, mit Salpeter und Salz beschlagenen Felsen, sollen sie beständig lecken.

Die Fortpflanzung

beginnt im October, und dauert einen ganzen Monat durch. Die Ziege trägt 21 Wochen, und wirft, nach den neuesten und sichersten Nachrichten, niemals mehr, als ein Junges. Die Jungen lassen sich nicht allein bald zähmen; sondern mit der Heerde Ziegen austreiben, und sollen sich auch mit ihnen begatten.

Von der Lebensart

des Steinbocks weiß man nichts weiter, als was man von den Jägern erfahren hat. Er ist erstaunlich scheu, und weit flüchtiger und schneller, als die Gemse. Ungeachtet seines schweren Körpers läuft er eine Felsenwand hinan. In der Flucht setzt er über die fürchterlichsten Abgründe von Klippe zu Klippe, wären sie auch sechs Schritte aus einander, und besteigt die höchsten Felsen, wenn er nur irgend eine kleine Vorragung findet, wo er sich anklammern kann.

Unter allen bekannten Thieren sind es die stärksten Springer. Sie stürzen sich, wie die Gemsen, von den steilsten Klippen herunter, und fallen Stoßweise immer auf die Hörner.

Von der Verbreitung

ist auch wenig bekannt, da die Steinböcke in andern Gegenden, z. B. in Sibirien und Cypern, ganz verschiedene Thiere sind.

Feinde

Feinde

des Steinbocks sind hauptsächlich die Menschen, und die Adler. Andere Raubthiere wagen sich auf die Höhen, und in den Grad von Kälte nicht.

Der Schaden,

den das Thier thut, bestehet zuweilen darin, daß es sich in der äußersten Noth, wenn es keinen Anlauf mehr gewinnen kann, von einem Felsen zu dem andern zu setzen, mit dem gewaltigsten Stoße auf den Jäger zustürzt, und ihn den Hals brechen läßt.

Der Nutzen

ist nicht sehr groß, da das Thier so selten ist. Doch wird

1. sein Fleisch gegessen, ob es gleich sehr zähe und schwer zu verdauen ist.

2. Aus den Hörnern machen sich die Jäger und Hirten Trinkgeschirre. Für große Herren werden sie zierlich ausgeschnitten, und mit Gold und Silber eingefaßt.

3. Aus der Haut wird nicht viel gemacht, weil sie sehr dünne ist.

4. Das Blut wird im Vaterlande, als ein schweißtreibendes Mittel gebraucht *).

Zu

*) Als eine Seltenheit führe ich noch an, daß noch vor einigen Jahren ein Jäger zu Chamouni, Namens Paccard, einen Steinbockskopf mit Hörnern, und ein ausgestopftes Weibchen mit seinen Jungen, gezeigt habe. S. Lichtenbergs Magaz. IV, 2. St. 31.

Zu den physikalischen Irrthümern gehört, daß der Steinbock oft mit andern in andern Gegenden verwechselt werde *), und daß einige das Weibchen hornlos gemacht haben.

Als die sichersten und neuesten

Schriften

kann ich hier anführen:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere: von Otto XI. mit der Abbild. S. 7. wo man ohne Anmerkungen des Hrn. Prof. Otto nicht viel Trost finden würde, da Büffon Steinbock, Gemse und Ziege für eine Art nimmt.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 610. Tab. 13.

Dr. Britanners Beobachtungen über den Steinbock im Lichtenbergischen Magaz. IV. 2. St. 27.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 281. (noch ohne Text.)

Dolndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 656. No. 2. der Steinbock.

Damit wir aber sehen, daß die Alten schon die Natur dieses Thieres sehr richtig gekannt und beschrieben haben; so will ich aus

Seb. Münsters Cosmographie von 1550. p. m. 497.

eine Stelle anführen,

Die Abbildung ist wenigstens, unsers Erachtens, besonders was die zurückgebogenen knorrichten Hörner betrifft,

*) S. Lichtenbergs Magaz. IV. 2 St. 33. wo sich Dr. Britanner gegen die gemachten Einwendungen rechtfertiget.

betrifft, sehr natürlich; nur die Klauen sind spitz, und sehr scharf vorgestellt. Ob dieses Grund habe, kann ich nicht entscheiden.

Zugleich findet sich auch eine Abbildung des Weibchens, von welchem Münster sagt: es heiße in Wallis Ybschen, sey größer als die Gemse, aber kleiner als der Steinbock, habe auch kleinere, nach dem Rücken zu gekrümmte Hörner. Dabey aber hat er einen besondern Umstand angeführt: die Gemsen, sagt er, krümmen ihre Hörner vorn auswärts, welches doch wohl eine genauere Untersuchung verdiente, da sie von allen Neuern mit oben, nach dem Rücken zu gebogenen kleinen Haken, vorgestellt werden; hier aber sind sie so abgebildet, daß die Krümmung der Haken nach der Nase zu gehet.

Die Beschreibung des Steinbocks lautet also: *)

„Die Steinböcke haben ihre Wohnung allein in den hohen Bergen bey den Gletschern. Denn wo sie nicht Kälte haben, da erblinden sie. Ist von Gestalt nicht so groß, wie ein Hirsch, hat ran — schmale dünne — Schenkel, ist schwer von Leib, hat einen kleinen Kopf, schöne Augen; große und schwere Hörner. Die wachsen ihm von Jahr zu Jahr mit Knöpfen, oder knorrichten Ringen, und, wenn sie alt werden, sind die Hörner wohl 16 oder 18 Pfund schwer, mit 24 oder 29 Knöpfen. Sie sind von grauer Farbe, haben scharfe gespaltene Klauen, wie eine Geiß, sind wunderbarlich mit hohen und weiten Sprüngen, das den Menschen kaum glaublich ist.“

„Es ist kein Fels so hoch und jäh, das Thier mag mit etlichen Sprüngen darauf kommen, wenn er etwas rauch

*) Ich werde die alte Sprache bey Seite setzen.

rauch ist, daß es seine Füße daran schlagen kann. Man sagt von ihm, daß es möge eine Mauer hinaufspringen, die fünf oder sieben Mann hoch ist, wenn sie nur rauch und unbeworfen ist.«

»Die Jäger lassen sich mit langen Seilen über die hohen Felsen hinab, wo sie wissen, das Thier zu betreten, und es fleucht nicht; sondern wartet ihrer. Es muß der Jäger hart an selbigem Felsen umher zu dem Thiere gehn, und gute Sorge haben, daß zwischen ihm und dem Felsen kein Durchschein von dem Thiere ersehen wird; anders läuft es an den Jäger, und stößt ihn herab. Sieht es aber nicht zwischen durch; so meynt es, es möge ihn nicht begreifen mit seinen Hörnern, kommt also um sein Leben, oder wird gefangen.«

»Wenn man den Steinbock jung fängt, wird er mit der Zeit ganz zahm, läuft mit andern Geißen auf die Weide, und kommt heim, wie andere zahme Thiere, läßt aber seine Tücke nicht, so er groß wird.«

* * *

2. Zwote Art: der sibirische Steinbock *).

Daß dieser sibirische Steinbock von dem schweizerischen und tyrolischen ganz verschieden sey, und eine eigene Art ausmache, haben Pallas und Gritanner aus augenscheinlichen Gründen dargethan **), und da er noch jetzt in den hohen Alpen von Europa einheimisch ist; so haben wir kein Bedenken getragen, ihn unter den europäischen Thieren mitzunehmen.

Be-

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 196. und bey *Erxleben* Mammal. p. 263. bey *Ibex* als eine Art.

**) S. Lichtenbergs Magaz. IV. 2 St. 34.

Beschreibung.

Der Steinbock in Sibirien ist kleiner als der Mouflon *), und hat mehr die wahre Bockgestalt, kürzere Füße, und schwerere Vorderschenkel.

Ein Alter ausgeweideter wog vier russische Pud, oder 176 und ein halb medizinische Pfunde; ein Junger über 130 Pfund.

Der Kopf vollkommen bockartig, mit dicker gebogener Schnauze; schmal erhabener Stirn, und hohem zottichten Scheitel.

Die Oberlippe durch eine scharfe Furche getheilt.

Die Schneidezähne schmal, die vier mittlern länger; die übrigen kleiner; bey Alten sehr abgeschliffen.

Der Bocksbart vom Kinn über zwey Zoll zurückgestrichen, gegen den Hals ausgebreitet und wild. Bey Alten die Haare unter der Kehle neunthalb Zoll lang, wie an einer schwarzen Pferdemähne.

Die Augen nicht groß; über und unter denselben schwarze, rückwärts stehende Borsten.

Eine Thränenhöhle ist gar nicht vorhanden.

Die Ohren mittelmäßig, und weit kürzer als beym Ibex, inwendig bis zur innersten Höhlung, mit dichten Haaren ausgefüttert.

Die Hörner schwarzgrau, am Grundstück, oder bey der Wurzel gerade abgeschnitten, sichelförmig zurückgebogen, von einander stehend, und zusammengedrückt; am Rücken breiter, ziemlich platt, mit Querknoten abgesetzt, überdieß leicht gerunzelt, und der Länge nach gefurcht. Die äußere Seite platter; das Ende glätter, und zusammengedrückter.

Das

*) S. Ovis *Ammon*, oder der *Argali*.

Das längste Horn, welches man einzeln bekommen, hatte 18 Querknoten *), und ein anderes von einem alten Bock wog acht Pfund. Also sind sie bey weitem nicht so groß und schwer, als bey dem alpinischen Ibex.

Die Vorderschenkel zum Aufhalten im Sprunge mächtig gebauet. Die Spaltung der Füße geht vorn bis zwischen die obern Glieder des Unterfußes herauf, damit die Klauen sich vorn desto weiter auseinander geben können. Die Afterklauen gleichen nur Warzen, und sind an den Hinterfüßen größer und platter.

Der Schwanz ist kurz, aber mit langen Haaren behangen.

Bey den Alten das Haar schwarz, mit graubräunlich gemischt. Der Rückenstrich geht nicht ganz bis an den Schwanz fort.

Zur Zergliederung

hat man nicht kommen können, weil die Thiere immer ausgeweidet gebracht sind.

Aufenthalt.

Die liebste Weide dieses Thieres ist an den höchsten Schneekoppen, und an den bis in die Wolken reichenden Felsengipfeln. Nur der strengste Winter treibt es in die untern Waldungen am Fuß der Gebirge. Noch immer hat es in den rauhen Gebirgen, die sich vom Taurus an ostwärts durch Asien erstrecken, und Sibirien von der Mongoley scheiden, einen sichern Aufenthalt.

Selbst

*) S. *Pallas* Spicil. zool. XI. tab. V. f. 4. von der innern Seite: die Uebersetzung: Naturgeschichte merkwürdiger Thiere: Büffons N. G. XI. S. 98.

Selbſt innerhalb der ſibiriſchen Gränzen hat man dieſe Steinböcke noch in den gebirgichten Gegenden oſtwärts vom Lenaſtrom, und auf Kamtſchatka angetroffen. Sie ſind aber daſelbſt entweder ſo dünn geſäet, oder ſie halten ſich in ganz unzugänglichen Gegenden auf, daß ſelbſt Gmelin, der doch zehn Jahre lang in Sibirien reiſte, durch die Jäger kein Stück erhalten konnte.

Allein nachher fand Pallas am Jeniſei einzelne Hörner, die an den Ufern dieſes, aus hohen Schneegebirgen herabſtrömenden Fluſſes, bemerkt wurden. Die dortigen Jagdliebenden Tartaren verſicherten ihn zugleich, daß es in dem ſibiriſchen Gränzgebirge noch immer Steinböcke genug gäbe. Daher ſchonte er keine Koſten, ein ſolches Thier zu bekommen, und erreichte 1773 ſeine Abſicht, daß ihm von den halbwilden, und recht unter dem hohen ſajaniſchen Gebirge wohnhaften Karagaſſen, zwey Steinböcke, ein junger und alter, auf Rennthieren, gebracht wurden.

Der ganze Bau des Thieres, die Stärke ſeiner Hörner, des Genicks und der Glieder, ſonderlich der Vorderfüße, welche im Sprunge den meiſten Widerſtand thun; die Bildung und Härte der Klauen, wie auch das ganze, wilde Anſehen deſſelben, zeugen offenbar, zu was für einer rauhen und gefährlichen Lebensart es von der Natur beſtimmt worden. Eigentlich entfernt ſich der Steinbock nie von den höchſten Schneegebirgen. Nur, wenn alles verſchneyet iſt, kommt er etwas niedriger herab. Seine liebſte

Nahrung

ſind Felſenkräuter und Gebirgſträucher. Daher hauſet er am erſten da, wo Zwergbirken, Alpweiden, Alpen-

rosengestrippe, allerley Steinkräuter und Felsenmoose wachsen. Bey dieser Weide wird er im Herbst so fett, daß er es den Winter über bey Birken- und Weidengesträuch wohl aushalten kann.

Die Lebensart

dieses Thieres ist die einsamste und gefährlichste, die sich denken läßt, und hat ihre besondern Eigenheiten.

Die Karagassen, welche die Steinböcke brachten, wußten von der Verwegenheit derselben im Felsenklettern, von ihren entsetzlichen Sprüngen, und der Steifheit ihrer Füße, der sie sich im Springen so vortheilhaft bedienen, auch ihrer Härte ohne Schaden von den höchsten Felsen herabzustürzen, unglaubliche Dinge zu erzählen.

Bey einem solchen Sturz nehmen sie den Kopf zwischen die Vorderfüße und wissen sich immer auf die Hörner zu werfen. Auf diese Art hatte der alte Steinbock, der gebracht wurde, das rechte Horn, nicht weit vom Kopfe, rein abgebrochen, und der Stumpf war mit einer hornartigen Narbe überwachsen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß solche verstümmelte Steinböcke, die auch unter den sibirischen Völkern bekannte Fabel vom Gebirgeinhorne, zum Theil mit veranlaßt haben.

Die Fortpflanzung

muß wahrscheinlich im Dezember geschehen, da die Ziege zu Ausgang des Mayes wirft. Die Jungen sind von dunkler Farbe.

Die Ziege ist ungleich kleiner als der Bock, hat einen viel kleinern Bart, und kaum anderthalb Spannen

lange

lange Hörner. Den Bock nennen die Karagassen Töghe oder Teke; die Ziege Himä, und die Jungen Bitschinjä.

Die Böcke sollen zahm gemacht werden können, wie denn verschiedene derselben unter den Heerden dieser Hirtenvölker vorkommen. Ein solcher Sultan präsidirte über eine kleine Ziegenheerde in dem Dorfe Spaskoi, und zeugte mit ihnen häufige, abartende, fruchtbare, jedoch den Müttern ähnlichere Bastarte.

Sehr zahlreich mögen diese Thiere wohl nicht mehr seyn, da nach allen Berichten die größten Heerden von Steinböcken aus ungefähr zehn Stücken bestehen sollen.

Die Verbreitung

dieses Thieres erstreckt sich, wie die des wilden Schafs, in der ganzen Kette der Gebirge, welche Europa und Asien von Westen nach Osten unter dem gemäßigtern Himmelsstrich durchlaufen. Von Afrika läßt sich solches nicht versichern, ob es gleich daselbst eine andere Art Bergziegen giebt. Auch sind sie im Gebirge Taurus anzutreffen, und fehlen vielleicht in den Gebirgen des nördlichen Indiens nicht; das Thier aber, das die Indianer unter dem Namen des Gebirgbocks kennen, möchte wohl nur die Bezoarziege allein seyn. In der großen asiatischen Tartarey giebt es ebenfalls um alle hohe Gebirge Steinböcke. Die Karaisen kennen sie unter dem Namen Tau-Töke: Bergböcke.

Feinde

hat dieß Thier an seinen Verfolgern, den Menschen: auch an sich selbst, da es nicht fehlen kann, daß nicht

manche, bey dem Herabstürzen von den Felsen, den Hals brechen sollten.

Der Schaden

dieser Thiere ist völlig unbekannt, und

der Nutzen

bestehet darin, daß die Hörner gesammelt, und an Chineser und Türken verkauft werden, welche sie zu Verfertigung der besten und stärksten Bogen suchen. Sie dienen ihnen auch zum medicinischen Gebrauch, sonderlich zum Räuchern in hysterischen Zufällen, welches auch die Kalmückischen Aerzte sehr empfehlen.

Schwer und gefährlich ist

die Jagd

dieser Thiere. Am leichtesten gelingt sie im Winter, wenn sich das Thier auf den höchsten Gebirgen nicht mehr halten kann, oder wenn man an den salzhaften Felsen, wohin sie zum Lecken kommen, auflauert, welches auch die sibirischen Jagdvölker wohl beobachten.

Die einzige hieher gehörende

klassische Schrift

ist *Pallas* Spicil. zool. XI. p. 31. Tab. III. et V. f. 4. *Cornu.* In der Uebersetzung der Naturgeschichte merkwürdiger Thiere XI. S. 32. Tab. III. und V. (die richtigste und beste Abbildung.) Fig. 4. der sibirische Steinbock: im Büffon der Auszug. XI. B. S. 60. Schrebers Säugthiere V. Tab. 281. (Pallas) noch ohne Text.

3. Dritte Art; die Bezoarziege *).

Dieſes Thier iſt beynahe ganz wieder in Vergeſſenheit gerathen, ob es gleich hin und wieder bekannt war, aber von den beyden größten Naturforſchern dieſes Jahrhunderts: Büffon und Linné, mit einigen Antilopenarten verwechſelt wurde. Pallas iſt der einzige, der ihm ſeine rechte Stelle wieder angewieſen, und es unter dem Namen Bezoarziege (Aegagrus), als eine eigene Gattung wilder Bergziegen, gleichſam wieder ans Licht gezogen, und die Schriftſteller nachgewieſen hat, welche dieſes Thier, obwohl unter unrichtigen Benennungen, gemeynt haben **).

Büffons Paſangazelle ***) iſt eine bloße Antilope oder Gazelle. Der perſiſche Name Paſan, welcher der Bezoarziege eigen iſt, hat ihn verleitet, und Pallas ſelbſt iſt dadurch anfänglich irre geführt worden.

Kämpfer ****) hat auf ſeiner Rückreiſe aus Perſien den wahren Paſeng, oder die Bezoarziege unter dem Namen *Cervicapra* am umſtändlichſten beſchrieben.

*) *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. XIII. I. p. 193. Sp. Capra *Aegagrus*. *Erxleben* Mammal. p. 260. *Aegagrus*.

**) S. Spicil. zool. XI. p. 45. t. 5. f. 2. 3. Ueberſ. S. 44. t. 5. f. 4. 5. die Hörner.

***) Naturgeſchiche der vierfüßigen Thiere XI. S. 266.

****) Amoen. exot. p. 392. 398. Gmelin des Jüngern Reiſe durch Rußland im nördlichen Perſien III. S. 394. mit einer Abbildung.
Schrebers Säugthiere V. Tab. 282. (Noch ohne Text). Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. S. 647. No. 1. Capra *Aegagrus*, der wilde Ziegenbock.

Dieſes Thier, welches wegen des orientaliſchen Bezoarſteins in ſeinem Magen, Bezoarbock oder Ziege heißt, iſt etwas kleiner als der Steinbock; jedoch weit größer als der größte Hausbock. Der Kopf vollkommen ziegenartig, und vorn ſchwarz. Der Ziegenbart ſehr anſehnlich. Der übrige Körper gleicht an Leichtigkeit und Farbe dem Hirſchgeſchlecht.

An der Ziege entweder gar keine, oder doch ganz kleine Hörner.

Der Schädel des Bocks ſo groß, als vom größten Schafwidder. Die Schneidezähne ſchmäler als bey dieſem. Die Augenhöhlen beträchtlich groß. Backenzähne in jeder Reihe ſechs.

Die Hörner dunkelgrau, aber ihrer anſehnlichen Größe ungeachtet, ſehr leicht, ſo daß beyde Hornſcheiden von ihren Knochen abgenommen nur drey Pfund ſechs und ein halb Loth wiegen. Sie ſind rückwärts gleichförmig gebogen. Ihre Form platt mit ſcharfer Kante, ungefähr mit vier dicken Knoten. Außerdem ſehr enge geringelt, als wenn eine Falte über die andere geſchoben wäre. So viele Knoten das Horn an der Schärfe hat, ſo viele größere Runzeln laufen auch um daſſelbe herum, die gleichſam Jahrwüchſe vorſtellen.

Aufenthalt.

Dieſes Thier iſt nicht allein in den aſiatiſchen Gebirgen zu Hauſe, wo es in Perſien, in der großen Tartarey, und am Caucaſus angetroffen wird; ſondern es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es ſich noch in den europäiſchen Alpen aufhalte; aber entweder verkannt, oder verwechſelt ſey.

Es

Es läßt sich daraus erklären, warum die Schriftsteller wegen des Steinbocks so wenig übereinstimmen, und manche Abbildungen, z. B. die Riedingerschen, die jenen vorstellen sollen, dem Aegagrus am ähnlichsten sind. Hörner aus Creta und Cyprus beweisen, daß daselbst zweyerley Steinböcke wohnen, und Plinius unterscheidet seine wilde Ziegen (Caprae ferae) ganz ausdrücklich vom Steinbock, und der Gems, und versteht darunter eine eigene Art, wovon unsere Hausziegen entsprossen wären.

Dieses Thier ist darum höchst merkwürdig, weil unsere Hausziege davon eigentlich entsprossen, und nur zufällig durch Vermischung mit dem Steinbock verbastartet ist. Da sich der letztere gern mit den Hausziegen begattet, und mit ihnen fruchtbare Junge zeuget; so ist es sehr wahrscheinlich, daß unsere Hausziegen eine, von uralten Zeiten her schon verbastartete, aus der Bezoarziege und dem Steinbock, ja vielleicht mit Zuziehung einer dritten, auf dem Caucasus entdeckten, Art *), erzeugte Race sind, die nach Maßgabe der Vermischung abgeändert worden, immer aber noch die Formen der Bezoarziege am stärksten erhalten zu haben scheint.

Hieraus ist es nicht schwer zu erklären, woher die große Verschiedenheit der Ziegengestalten in verschiedenen Gegenden unseres Erdbodens entstanden seyn kann. Denn bey den Schafen ist die Abweichung nicht so beträchtlich.

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 197. Sp. 3. Capra *caucasica*. Pallas neue nordische Beyträge IV. S. 386. Tab. II. Büffon von Otto XI. S. 102. Anhang vom kaukasischen Steinbock.

Es kann aber auch seyn, daß die Ziege als ein, für die kältesten Gebirggegenden erschaffenes Thier, unter menschlicher Hut in warme und ebene Gefilde versetzt, den Einfluß der äußern Umstände stärker, als die zahme Nachkommenschaft des für gemäßigtere Striche bestimmten Mouflons, oder wilden Schafs, empfunden hat. Ja! es kann auch die Vermischung des Schafs mit der Ziege zufällige Eindrücke gemacht und fortgepflanzt haben, welches wenigstens der Fall bey der angorischen Ziege scheint gewesen zu seyn.

Der Nutzen.

Dieses Thieres ist durch den Bezoarstein berühmt worden, der in seinem Magen aus zähen, und allmählich verhärteten Säften, aus Mangel der Verdauungskraft entsteht. Der ächte ist sehr rar, weil er bey wenigen angetroffen wird. Er sieht bläulich oder grünlich aus, und hat einen starken Geruch, vermuthlich von den gefressenen würzhaften Kräutern. Selbst im Orient, wo er noch im Brauch ist, zahlet man für die Unze mehr als zehn Thaler.

Irrthümer.

Weil man den natürlichen Ursprung dieses Steins, so wenig als der Haarballen in dem Magen des Rindviehes, kannte; so fand der Aberglaube darin viel Wunderbares. Man schreibt daher diesem Steine viel außerordentliche medizinische Kräfte zu, die aber jetzt, besonders in Europa, sehr aus der Mode gekommen sind.

4. Vierte Art: unsere Hausziege *).

Dieses so allgemein bekannte und nützliche Hausthier hat, nicht den Steinbock, Ibex; sondern den Bezoarbock (Aegagrus), wie wir vorher gezeigt haben, zum Stammvater **). Die allgemeinen Kennzeichen der ganzen Art sind

gekerbte, hohle, unebene Hörner, die mit den Spitzen fast Ellenweit von einander stehen, und am Kinn der sogenannte Bocks- oder Ziegenbart.

Beschreibung.

Die Größe des Ziegenbocks ist gewöhnlich über vier Fuß lang, und anderthalb Fuß hoch.

Der Kopf ist schmal, kurz, sehr haaricht, und hat davon ein wildes Ansehen. Die Nase hat schiefe Löcher, und die Oberlippe hängt über die untere herab. Beyde sehr drüsicht.

Das Thier wechselt die Vorderzähne, wie die Schafe, zu eben der Zeit und in derselben Ordnung. Das Alter ist also, wie bey den Kühen, nicht nur nach den Hörnerknoten; sondern auch nach diesen Zähnen zu berechnen.

Die Augen sind groß, eyrund, und schielen unter den langen Haaren hervor. Die Ohren stehen, wie die Hörner, weit von einander ab.

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 193. Sp. 1. β. Capra (*Aegagrus*) *Hircus*.

**) S. Lichtenbergs Magazin von Voigt V. 4. St. 140. über den Ursprung der Hausziegen vom Hrn. von Berchem.

Die Hörner sind bey manchen über 2 Fuß lang, wie denn die Beugung und Länge derselben bey dem Ziegengeschlecht sehr verschieden ist. Mehrentheils sind sie geringelt, und spiralförmig, oder bloß zurückgekrümmt. Bis kurz vor der Spitze sind sie hohl, und stehen als Scheiden, über einem knorplichten Zapfen.

Der Bart unter dem Kinn besteht aus langen zottigten Haaren. Der Schwanz ist sehr kurz, mit welchem der Bock, besonders wenn er meckert, beständig spielt.

Der Körper hat eine doppelte Schicht von Haaren. Dicht auf der Haut liegt eine weiße Wolle; über derselben aber das fünf Zoll lange Haar, das sich auf dem Rücken scheitelt.

Die Farbe der Haare ist sehr verschieden. Die gewöhnlichste ist schwarz oder weiß; doch hat man auch aschgraue, blaulichte, schwarzbraune, und gefleckte.

Die Ziege hat einen längern und glättern Kopf, auch einen schmälern Hals, schmächtigern Leib, kürzere und feinere Haare, wie auch kürzere und geradere Hörner.

Bey der Zergliederung

habe ich nichts ungewöhnliches, auch in den Gedärmen keine Würmer gefunden.

Der Aufenthalt.

Die Ziegen mögen in einem Stalle allein, oder unter anderm Vieh gehalten werden; so verlangen sie ein reinliches und trockenes Lager. Feuchtigkeit und Unreinlichkeit macht sie bald krank. In einem Schweinstalle würden sie nicht gedeihen. Kälte können sie wenig vertragen; aber die heißesten Sonnenstralen zwischen den

Bergen,

Bergen, vor welchen sich andere Thiere verkriechen, sind ihnen angenehm.

Die Böcke werden von den Knechten gern in den Pferdeställen gehalten, weil die Pferde, ihrem Vorgeben nach, dabey gedeihen, und diese mögen ihn auch gern bey sich haben. Wahrscheinlich aber ist wohl die Ursache, weil durch seinen fatalen und widrigen Geruch die Ratzen verjagt werden, daß sie den Pferden das Futter nicht aus der Krippe holen. Es scheint auch dieser Geruch den Pferden angenehmer, als den Menschen zu seyn. Ich habe es selbst auf einem Amte gesehen, daß die Kutschpferde des Abends in ihren Stall gebracht wurden, und Hans, der Bock, ihre Gesellschaft, hatte sich aus langer Weile anderswohin begeben. Sie waren so lange äußerst unruhig, bis der Kutscher Hansen pfiff. Sobald der getreue Hans wieder im Stalle war, waren die Pferde ruhig, und ließen alles mit sich machen.

Ihre Nahrung

sind fast alle Kräuter, welche die Erde trägt. Daher sind sie im Sommer durch leicht zu erhalten. Brombeerstauden, und wilde Roßkastanien, sammt der Frucht dieses letztern Baums, lieben sie sehr. Das fette Wiesengras fressen sie nicht so gern, als die etwas trockenern Bergkräuter. Sie fressen sogar Wolfsmilch, die sie purgirt, und ganze Bündel Schierling, der andern Thieren tödtlich ist *). Hingegen ist ihnen Flöhkraut, und Blätter und Frucht des Spindelbaums

*) Davon will man doch gegenseitige Erfahrungen haben, daß sie von der Cicuta sterben. S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. VIII. 168.

baums ein wahres Gift, wie sie auch von zu vielen Eicheln Krämpfe bekommen sollen.

Man hat den Versuch gemacht, ihnen 576 verschiedene Kräuter vorzulegen, und sie haben davon 449 Arten gefressen, 127 aber liegen gelassen.

Es ist in der That zu bewundern, daß sie das nasse bethaute Gras, oder den zu feucht aufgewachsenen Klee, welches beydes dem Schaf- und Rindvieh so ungesund ist, nicht nur ohne Schaden; sondern als eine Arzeney genießen. Ein Beweis, der noch in ihrer Natur liegt, daß sie zu Bergthieren bestimmt waren, und im Anfange, ehe sie als Hausthiere verzärtelt wurden, das härteste Klima ertragen konnten.

Ob sie gleich in der Freyheit nicht delikat sind; so sind sie es im Hause desto mehr, wie denn das Naschen und Befressen einer ihrer Hauptfehler ist. Sie stöhren alles im Hause durch. Sie klettern gern auf die Malzböden, und sind im Stande so viel zu fressen, daß sie dabey liegen bleiben. Ein alter verschlagener Bock, der des Hauses Gelegenheit recht ausgekundschaftet hat, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, versteckt sich des Abends im Hause, und wenn alles zu Bette ist, schneckert er im Hause herum, und sucht die Malzstube. Ist sie nicht verschlossen; so springt er auf den Drücker, daß sich die Thür öffnet. Solche nächtliche Malzvisiten haben oft zu den fürchterlichsten Spukereyen Anlaß gegeben; und wenn eins oder das andere den Bock im Dunkeln gesehen hat; so ist es ein Männchen mit langem Barte gewesen.

Kommen sie in den Garten; so richten sie in den Blumenbeeten greuliche Verwüstungen an, und pflegen am liebsten nach Nelken und goldenem Lak zu gehen;

ja

ja ſie ſchälen die junge Bäume, wenn ſie nicht mit Dornen verwahrt ſind, ſo weit rein ab, als ſie reichen können.

Nach Rhabarber gehen ſie ſtark, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß eine Ziege des Abends vom Felde in eine offene Krankenſtube kam, darin mit der Naſe herumwitterte, endlich auf die Bank ſprang, ſich aufrichtete, und von dem Kannrück ein Rhabarberpulver ſammt dem Papiere verſchlang.

Sie lecken gern Salz, daher ſieht man ſie öfters an den Wänden den Kalk abnagen. Sie ſaufen weit öfter als die Schafe.

Um ſie unfähig zu machen, auf der Weide, oder ſonſt Schaden zu thun, pflegt man ihnen in der Jugend zwey Vorderzähne auszubrechen, und einen Hinterfuß durch Zerſchneidung einer Sehne zu lähmen.

Was die Lebensart

dieſer Thiere betrifft; ſo zeigen ſie bey aller Gelegenheit, daß die Herrſchaft unter den Menſchen ihre Sache nicht ſey. Sie lieben die Freyheit außerordentlich, und ihr ganzes Naturell ſcheint recht zum Muthwillen, Eigenſinn und Trotz eingerichtet zu ſeyn.

Es iſt ſchwer, daß ein Hirte 40 oder 50 unter der Heerde regieren, oder beyſammen halten kann. In der Ebene geht es zur Noth noch; aber im Holze, oder in einer gebirgichten Gegend ſcheint es gleichſam, als ob ſie ſich abſichtlich zerſtreuten, um den Hirten das Nachſuchen zu erſchweren. Oft beſchäftigt ihn eine einzige Ziege mit dem Hunde Stundenlang. Sie ſpringt über Berg und Thal, über Zäune und Gebüſche, und läßt den Hund nahe an ſich kommen. Alsdann flieht ſie

wieder;

wieder; aber immer weiter von der Heerde fort, recht, als wenn sie den Hirten vexire; so daß er sie oft verlassen, und nach der Heerde zurückkehren muß *).

Ich weiß das Beyspiel von einer Ziege, die bey guter Wartung mitten im Winter, aus dem Hause entflohe, zur Stadt hinaus eilte, und sich in vier Wochen nicht wieder sehen ließ. Endlich fand man sie ganz verhungert in einer Sandhöhle, wo sie sich, weil alles verschneyet war, von einigen dürren Kräutern hingehalten hatte.

So sehr streben diese Thiere nach Freyheit!

Noch ein Paar Eigenheiten muß ich von diesem Thiere anführen.

1. Bey den meisten Ziegen, auch bey manchen Böcken, findet man vor dem Halse zwo Verlängerungen der Haut die den Namen: Eicheln, auch Glöckchen führen. Insgemein finden sie sich zween Zoll unter dem untern Kinnbacken, und stehen anderthalb Zoll aus einander, sind auch gleich den andern Theilen mit Haaren bedeckt. Sie entstehen bloß aus der Haut und pflegen nicht länger, als zween Zoll zu werden.

2. Sonderbar ist es, daß man bey dieser Thiergattung ungleich häufiger, als bey andern Säugthieren, Beyspiele von Böcken antrifft, die neben dem großen Hodenbeutel mit einem ordentlichen Euter versehen sind, und Milch wie die Ziegen geben. Schon Aristoteles hat dergleichen melkbare Böcke von der Insel Lemnos

*) Schon der alte Dichter Hans Sachs hat in der Fabel St. Peter mit der Geis auf diese Eigenschaft des Thieres angespielt. S. Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ꝛc. III. S. 424.

lemnos beschrieben. Blumenbach *) sahe einen auf einem benachbarten Amte bey Göttingen, und im Jahr 1763 bekam man die Nachricht, daß sich auch auf dem Gute Waldau, nahe bey Bischofswerder in Ostpreußen, ein solcher Melkbock befände.

3. Daß es in einigen Gegenden, als in Thüringen, ungehörnte Ziegen und Böcke giebt. Zur Zucht wählt daher der Landmann lieber diese, als die gehörnten, weil die letztern durch ihren Muthwillen, Stoßen und Bohren in den Lehmwänden, die Ställe beschädigen.

4. Da der Bock weiß, daß seine größte Kraft in der Stirn und in den Hörnern steckt, so ist er darauf stolz. Er rüstet sich gegen seines Gleichen, und wenn zwey an einander gerathen, so nehmen sie einen starken Zulauf, und stoßen sich dergestalt mit den Köpfen gegen einander, daß man das Klappen weit hören kann.

Insonderheit pflegt sich der Bock, wenn er stoßen will, hoch aufzurichten, und dann von oben, mit einer schrägen Richtung des Körpers, damit er mit voller Kraft stoßen kann, auf den Feind, selbst gegen Menschen, niederzufahren.

Die Fortpflanzung

geschiehet gewöhnlich in den Monaten September, Oktober und November, und man kommt der Natur dadurch zu Hülfe, daß man, nach der Sprache des Landmanns, den Bock nicht eher unter die Heerde läßt, bis man vorher sehen kann, daß die Ziegenlämmer zu einer Zeit fallen, da ihnen Wetter und Futter zuträglich ist.

Es

*) S. Handbuch der N. G. 4te Aufl. S. 108.

Es ist erstaunlich, was die Natur in einen einzigen Bock für Kräfte gelegt hat, daß er im Stande ist, eine Heerde von 150 Ziegen fruchtbar zu machen. In Norwegen vermehren sie sich so stark, daß jährlich aus Bergen auf 80000 rohe Bockfelle, ohne die bereiteten, ausgeführt werden.

Die Ziege trägt etwa 22 Wochen, und wirft gewöhnlich zwey, selten drey oder vier Lämmer, die sie bis fünf Wochen säuget. Dieß Thier hat fast unter allen Hausthieren die schwersten Geburten, ja es erfolgen oft unzeitige, wenn sie während der Trachtzeit zuviele Eicheln im Holze gefressen haben. Daher die **Harzziegen** diesen Unfällen am meisten unterworfen sind.

Der **Bock** ist schon im zweyten Jahre fähig, sein Geschlecht fortzupflanzen, und die Hörner keimen bereits im zweyten Monat, ja die Ziege kann im siebenten Monat ihres Lebens trächtig werden. Allein man gestattet dem Bocke das Werk der Natur nicht eher als im dritten, und der Ziege nach dem zweyten Jahre, weil sie sich vor der Zeit verderben würden, wie denn auch bey der Zucht solches bey dem Bock nach dem fünften, und bey der Ziege nach dem siebenten Jahre aufhören muß, wenn man gute Nachzucht behalten will.

Wenn man im Winter die Ziegen unter die Schafe läßt; so werden dieselben von den **Widdern**, oder **Schafböcken** belegt, und es fallen davon sonderbare **Bastarde**, die beyderley Aeltern ähnlich sind.

Ueber **zwölf** Jahre wird eine Ziege nicht leicht alt werden.

Junge Ziegenlämmer sind die possierlichsten Geschöpfe im Thierreich. Wenn junge Katzen mit einander spielen;

ſpielen, ſo muß auch Cato lachen; aber dieſe übertreffen ſie faſt an Poſſierlichkeit. Ihre Sprünge ſind ſo bunt und kraus über einander her, und über alles, und auf alles, was ihnen vorkommt, daß man nicht müde wird, ſtundenlang ein Zuſchauer zu ſeyn.

Zwey kleine Ziegenembryonen von ungefähr anderthalb Monaten, beyderley Geſchlechts, die ich im Weingeiſt verwahre, haben ſchon, beſonders wegen des ſpitzigen Maules, das völlige Anſehen der Ziege.

Zu den Feinden

dieſer Gattung gehören

1. verſchiedene Krankheiten, denen ſie wegen ihrer naſchhaften Gefräßigkeit unterworfen ſind. Man hat Beyſpiele, daß eine Ziege einen ſilbernen Löffel, und einen ledernen Geldbeutel mit einigen Dukaten verſchluckt hat. Sie wurde kränklich, und geſchlachtet. Da fand man die Urſache der Krankheit, wodurch verſchiedene Perſonen von dem Verdacht des Diebſtahls frey wurden.

Von allzufetten Kräutern bekommen ſie öfters Durchfall und Ruhr.

Als etwas ganz neues, und in unſern Gegenden unbekanntes, muß ich noch anführen, daß die thüringiſchen Ziegen, die Drehkrankheit, wie die Schafe, von dem in dem Hirnmark wohnenden vielköpfigen Blaſenwurm, bekommen *), wovon ich aber auch nicht eine Erfahrung gehabt hat.

Die

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchl. I. 623. Ob Hr. Bechſtein Augenzeuge von dem aus dem Hirnmark gezogenen Blaſenwurm geweſen iſt?

Die Wassersucht zwischen Fell und Fleisch ist ihnen auch eigen. Es wird ihnen an der Vorderschulter die Haut aufgeschnitten, daß das Wasser ausläuft, und die Wunde mit weißem Pech verstrichen.

Zuweilen werden die Euter bey großer Hitze steinhart.

2. Ihre eigentliche Feinde sind der Wolf, in den Gegenden, wo noch Wölfe sind: in den Harzgebirgen der Steinadler, und Kolkrabe, welche die Jungen holen; die wilde Katze, u. s. w.

Im Felle wohnt oft die Zangenlaus, (Acarus *Ricinus*), und in ihren Gedärmen sollen sie Madenwürmer, oder Askariden beherbergen, wovon ich aber keine Erfahrungen habe.

Der Schaden,

den diese Thiere thun, ist bereits oben bey ihrer Nahrung und Lebensart angeführt, und kann durch gute Aufsicht verhütet werden.

Der Nutzen

aber ist in der Haushaltung von großem Werth.

1. Das vorzüglichste an der Ziege ist ihre fette, würzhafte und nahrhafte Milch, wodurch schon mancher Schwindsüchtige seine Gesundheit wieder erlangt hat. Denn sie ist dünner und leichter als die Kuhmilch.

Es ist sogar versucht worden, die Ziegen, deren Milch solche Personen zur Kur gebrauchen wollen, im Frühjahr mit Gänseblumen, Huflattig, Lungenkraut, Nesseln, u. s. w. *) zu füttern, und die Milch hat eben dadurch

*) Ob sie nicht das Isländische Moos fressen sollten?

dadurch noch mehr Heilkräfte bekommen. Ja! man hat alle mögliche zu Pulver gestoßene Arzeneyen unter das Futter gemischt, und die Milch hat davon eben die Wirkung gethan, als die Milch einer Amme bey dem Säugling, wenn ihr Arzeneyen gegeben sind.

2. Wie schön und wohlschmeckend sind die **Ziegenkäse**, wenn sie gehörig zubereitet werden?

3. Das Fleisch der Ziegenlämmer ist zart, schmackhaft, und leicht zu verdauen; aber von alten Ziegen und verschnittenen Böcken, wegen des Bocksgeschmacks, kaum zu genießen.

4. Die **Ziegenfelle** haben den mannigfaltigsten Nutzen. Es wird daraus in andern Welttheilen, und in Europa **Korduan**, **Saffian**, **Pergament**, eine Art **Juften**, **Chagrin**, und gewöhnliches weißgegerbtes **Leder** verfertiget.

Die **Bockfelle** geben vortrefliche **Beinkleider**, die alle Strapazen aushalten, und gute **Handschuhe**. Aus den Fellen ungeborner Ziegenlämmer macht man das feinste **Pergament**. Man spricht auch von dem sogenannten **Hühnerleder**, als einem besondern Geheimniß, und es ist nichts anders, als die oben abgezogene, weiß gelassene, oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfells, woraus die feinen **Sommerhandschuhe** verfertiget werden, wie denn die **glasirten dänischen Handschuhe** nichts anders sind, als das Leder junger Ziegen.

5. Die **Ziegenhaare** werden mit andern Haaren vermengt, und von den Hutmachern zu **Hüten** verarbeitet. Aus puren Ziegenhaaren aber macht man **Stricke**, **Bürsten**, **Magenbürsten**, **Pinsel**, und dergleichen. Die langen werden zu **Perüken** genommen.

nommen. Die kürzern verspinnen die Landleute zu Strümpfen und Socken *).

6. Der Talg, davon eine gemästete Ziege oft zehn Pfund giebt, wird von den Gerbern zur Zubereitung des Leders genutzt, und er giebt auch gute Lichter. Er soll auch denen, die sich wund geritten haben, fast bessere Dienste, als Hirschtalg, thun.

7. Aus den Hörnern können die Drechsler allerley verfertigen.

8. Der Mist ist eine gute Düngung auf kalten und nassen Aeckern, und soll ein bewährtes Mittel zur Vertreibung der Maulwürfe seyn.

Einige physikalische und medizinische Irrthümer.

Zu den ersten gehört die, sich so lange gehaltene Fabel, daß sich ein gewisser Nachtvogel des Nachts den Ziegen an die Euter hänge, und die Milch aussauge, der auch davon, selbst im System, den Namen *(Caprimulgus)* **), Geismelker, Ziegensauger, bekommen hat, welche nunmehro durch die neuesten und sichersten Erfahrungen gänzlich widerlegt ist ***). Auf der

*) Es ist immer die Frage, ob die Ziegenhaare nicht durch Vermischung der gemeinen Ziegen mit angorischen Böcken sehr verfeinert werden könnten. Warum ist es bey den Schafen mit spanischen Widdern gelungen?

**) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. II. p. 1027. Sp. I. Caprimulgus *europaeus*. Büffons Naturgesch. vierfüßiger Thiere: von Martini II. 23.

***) S. das nützliche Allerley, neue Aufl. III. 295. Ob es einen Vogel gebe, der die Ziegen und Kühe aussauge?

der Insel Sardinien werden beständig über 60000 Ziegen auf freyem Felde gehalten, und man weiß nichts vom Ziegenmelker.

Es ist ein offenbares **medizinisches Vorurtheil**, daß die **Ziegengalle** ein bewährtes Mittel gegen die fallende Sucht sey. Die Verfahrungsart zeigt es schon. Wenn der Kranke durch Abführungen gehörig gereinigt worden; so muß er die **neun ersten Tage des Mayes** hindurch die Galle von einem jungen Ziegenbock in Honig aufgelöst, einnehmen, und sich, nicht nur während der Kur, sondern auch das ganze Jahr hindurch, alles Weins enthalten. Mit dem getrockneten **Blute** gegen Quetschungen wird es wohl gleiche Beschaffenheit haben.

Schriften,

welche hierbey zu Rathe gezogen werden können, sind:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, von Martini. II. 4. Tab. 13. 14.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 616.

Funke Naturgeschichte und Technologie I. 67.

Schrebers Säugthiere. V. Tab. 283. Capra *hirtus vulgaris* (noch ohne Text.) Tab. 287. Capra hircus *ecornis*. (Noch ohne Text).

Cetti Naturgeschichte von Sardinien I. 109. die Ziege. Ihnen fehlen beyde Eicheln unter dem Kinn.

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 646. die Ziege.

5. Fünfte Art: die angorische Ziege *).

Obgleich diese Ziegenart nicht europäisch ist; sondern die Stadt Angora in Klein-Asien zum Vaterlande hat; so ist sie doch wegen ihrer vortreflichen seidenartigen Haare in Europa so bekannt, daß wir ihre Naturgeschichte nicht wohl übergehen können.

Wegen der langen Haare führt diese Ziege auch den Namen der Kameelziege, und Seidenziege. Sie gehört offenbar zu der Art unserer Hausziegen, weil sie sich in unsern kältern Gegenden mit denselben begattet und fortpflanzt.

Beschreibung.

Sie unterscheidet sich von den unsrigen bloß durch einen kürzern Leib, höhere Beine, und lang herab hangende Ohren. Die Hörner des Bocks haben eine ganz unförmliche Gestalt. Sie stehen von beyden Seiten des Kopfs weit ab, und winden sich in tiefen Schneckenlinien auswärts, so daß die Enden weit aus einander stehen. Fast haben sie die Gestalt eines großen Korkziehers. Die Ziege hat kürzere Hörner. Sie winden sich hinten in einem geraden halben Monde herum, und kommen mit den Spitzen wieder bey den Augen zu stehen. Die Stirne ist ganz frey, und man weiß nicht, wie die Thiere bey dieser Stellung der Hörner stoßen können.

Das Haar ist bey diesen Ziegen die Hauptsache. Es hängt an beyden Seiten in acht Zoll langen feinen Locken

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. 194. Sp. 1. V. Hirous *angorensis*.

locken herab, so daß die Beine bis zur Hälfte damit bedeckt sind. Man hat sie zwar von verschiedenen Farben; die wahren angorischen Ziegen aber sind schneeweiß.

Aufenthalt und Nahrung.

Diese Ziegen werden in ihrem Vaterlande als Hausthiere in großen Heerden gehalten, und machen den ganzen Reichthum von Angora aus. Größtentheils aber sind sie auch schon in Europa, und in verschiedenen Provinzen Deutschlands einheimisch. Im Jahr 1723 sind sie zuerst nach Schweden gekommen. Nach dem Beyspiel der Holländer, Engländer, Venetianer und Schweden, hat man sie auch in Deutschland im Oesterreichischen, auf den fürstlich Lichtensteinischen Gütern; in Bayern, Franken, um Anspach herum, in der Unterpfalz, ohnweit Heidelberg, zu Toffenheim an der Bergstraße, und an andern Orten, einzuführen gesucht.

Sie gewöhnen sich leicht an unser Klima, und nehmen mit allem, wie unsere Hausziegen, vorlieb. Schwerer dürften sie doch am Harze zu erziehen seyn.

Es ist besonders, daß sie im Sommer an den magersten und unfruchtbarsten Oertern am liebsten weiden, und vorzüglich die Spitzen der besten Kräuter fressen; im Winter verlangen sie nichts weiter, als trockenes Heu. Nur müssen sie wegen der Haare sehr reinlich gehalten, und oft gewaschen und gekämmt werden.

Fortpflanzung.

Sie vermehren sich in unsern Gegenden sehr gut, und pflanzen sich nicht allein unter einander selbst fort, sondern sie machen auch unsere gemeinen Ziegen

fruchtbar, — und in der vierten Generation fallen schon Junge mit seidenen Haaren.

An sich selbst sind sie sehr fruchtbar, und werfen alle Frühjahre zwey, auch wohl drey Junge. Es könnte wirklich ein ganzes Land in kurzer Zeit mit diesen nützlichen Thieren bevölkert werden.

Groß ist der

Nutzen

dieser Thiere.

1. Ihre Häute verschaffen uns den schönsten morgenländischen Saffian und Korduan.

2. Ihr Fleisch und Milch ist so gut, als von unsern Ziegen.

3. Durch ihr Haar haben sie den größten Werth. denn dieß ist wie wahre Seide: weich, wie Sammet; glänzend, wie Silber, und weiß, wie Schnee. Ob die Decke des Heiligthums, nach 2 Buch Mos. 25 Kap. V. 4. 26 Kap. V. 7 ff. von diesen Haaren gewesen sey, will ich nicht entscheiden.

Sie werden im Jahre zweymal geschoren, und geben das eigentliche schöne Kameelgarn, welches man nicht geradezu Kameelgarn, sondern Kämelgarn nennen sollte, weil diese Ziegen in ihrem Vaterlande Kämel heißen.

Das eigentliche Kameelhaar kommt auch wirklich von den asiatischen und afrikanischen Kameelen, denen die Haare im Frühjahr gewöhnlich ausfallen. In Europa kostet das Pfund 2 Gulden, und es wird zu Kamelotten und Hüten verarbeitet; doch mehr zu diesen, als jenen, weil es sich der Kürze wegen besser filzen, als spinnen läßt.

Das

Das Kämelziegenhaar aber ist von ungleich gröſserem und feinerem Werth, und es werden daraus Borten, Schnüre, Plüsch, und die glänzenden festen Beinkleiderzeuge, Serge de Berry, u. s. w. verfertiget. Die Schneider benähen damit die Knopflöcher, und es wird auch zu Knöpfen selbst genommen. Das Pfund gilt in Amsterdam acht Thaler.

Die Türken lassen es nicht ungesponnen und ungezwirnt ausführen, weil sich die Einwohner ganz davon ernähren. Es muß auch, ehe man es spinnen kann, mit einem gewissen Leim aus Wallwurz zubereitet werden. Die feinste Sorte bleibt für den Hof des türkischen Kaisers. Davon gewebte Strümpfe sind fester und glänzender, als seidene.

Unsere Frauenzimmer tragen jetzt Müffe von langen, weißen seidenen Haaren, welche sehr weich, leicht und bequem sind. Man giebt sie für angorische Ziegenhaare aus, allein sie sind wahrscheinlich von den angorischen Seidenkaninchen, die jetzt in ganz England einheimisch sind *).

Hier wird auch das angorische Ziegenhaar unter die Perüken gemischt.

Schriften

darüber, sind:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, nach Martini: II. B. 24. Tab. 15. 16.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 629.

Funke Naturgeschichte und Technologie I. 67. 812.

*) S. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. S. 554. Lepus cuniculus *angorenſis*.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 284. (noch ohne Text.)

Zimmermanns geogr. Zool. I. 167.

Donndorffs zoologische Beyträge I. 651. V. die angorische Ziege.

Der fünften Ordnung: der wiederkäuenden Thiere

vierte Gattung: Das Schaaf.

Allgemeine Kennzeichen.

Die Wolle statt der eigentlichen Haare. Die Hörner hohl, zusammengedrückt, einwärts gedrehet, fast an den Seiten der Backen, an Zahl und Gestalt sehr verschieden.

1. Erste Art: Das gemeine Schaaf *).

Das bekannte wolletragende Thier! Doch ist die Wolle nicht das wesentlichste Kennzeichen desselben, weil sie unter sehr heißen Himmelsstrichen in Haare ausartet. Da schon der dritte Mensch nach der Bibel, sich von der Zucht dieses Thieres nährte; so ist auch Asien wahrscheinlich sein ursprüngliches Vaterland. Was sind aber seit der ersten Schöpfungszeit unter diesen Thieren durch Vermischung mit andern, durch Veränderung des Klima und der Nahrung, für Abarten entstanden? Wer kann die verfolgen? Zu leugnen ist es nicht, daß sich z. B. mit den Ziegen, die Schaafe

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. 197. Sp. 1. Ovis *Aries* mit 10 Unterarten.

Schaafe ohnlängſt vermiſcht haben, und wie viele andere verwandte Arten mögen nicht ebenfalls dazwiſchen gekommen ſeyn? Giebt es nicht noch in Sardinien, Griechenland, Sibirien, und in einigen andern Gegenden eine Art wilder, und erſtaunlich flüchtiger und ſcheuer Schaafe, in der Größe eines mittelmäßigen Kalbes, mit ſtarken gewundenen Hörnern, die man Argälis und Mouflons nennet, und von denen man die Abſtammung unſeres gemeinen Schaafes nicht ohne Grund herleitet?

Beſchreibung.

Die gewöhnliche Höhe eines guten und geſunden Schaafs, z. B. im Thüringiſchen, wo man das beſte Schaafvieh in Deutſchland hat, iſt zwey Fuß, und die Länge von der Naſenſpitze an beynahe drey und einen halben Fuß.

Schön kann man dies Thier unmöglich nennen, ob es gleich wegen ſeiner Wolle und anderer Vortheile einen vorzüglichen Werth hat. Ein recht bewachſenes Schaaf ſieht nicht anders aus, als ein dicker Wollklumpen, an dem man kaum die vier magern ſteifen Füße, Kopf, Augen, Ohren und Naſe unterſcheiden kann.

Der Kopf iſt kurz und dicke; die Naſe unmerklich gebogen; die Oberlippe hängt über die untere her, und die Stirn iſt breit. Die Augen außerordentlich groß, und weit von einander. Gewöhnlich iſt der Stern gelb, und die Pupille länglicht.

Ich habe verſchiedene Schaafaugen zergliedert, und die inwendige Netzhaut ſehr faltigt gefunden.

In den Augen der Schaafes zeigt ſich gewiß das Feuer des Luchſes nicht. Sie ſind überaus matt, und

ſcheinen

ſcheinen ſehr trübe zu ſeyn, wie ich denn glaube, durch verſchiedene Erfahrungen überzeugt zu ſeyn, daß die Schaafe nicht ſcharf und weit in die Ferne ſehen können, und ihr Auge nur ſo gebauet ſey, daß ſie vor ſich nieder- und die kleinen Erdkräuter ſehen können.

Die **Ohren** ſtehen weit aus einander, und ſie ſcheinen ein ziemlich ſcharfes Gehör zu haben, weil ſie bey einem Schuß in der Ferne, oder bey einem andern Geräuſch, ſogleich ſtutzen, und ſcheu werden.

Das männliche Schaaf heißt **Widder**, der im erſten Jahre verſchnittene Widder oder **Schaafbock Hammel**; das weibliche **Schaaf, Schaafmutter**, und das Junge **Lamm**.

Die gelblichten **Hörner** des Widders ſind in die Rundung herumgekrümmt, und haben die Geſtalt der **Ammonshörner**, oder der wie Bockshörner gewundenen Muſcheln, die man noch oft in Kalkbergen findet. Den **Schaafmüttern** fehlen ſie entweder ganz, oder ſie ſind dünner. In **Thüringen** fehlen die Hörner dem Schaafvieh faſt ganz, und wenn ja einem Lamme Hörner wachſen, ſo haben ſie doch keine Feſtigkeit, und fallen bald wieder ab.

Die **Farbe** iſt gewöhnlich ſchmutzig, weiß, oder weißgelblich; doch giebt es ſchwarze, braune und gefleckte.

Die **Wolle** beſteht eigentlich aus dünnen, feſten, biegſamen, weichen, gekräuſelten und ſehr fettigen Haaren. Der **Schwanz** hängt bis über die Kniekehle herab, iſt ſehr wollicht, aber wenig beweglich.

Die **Stimme** iſt ein widriges **Blöken**, welches ſich durch die ganze Heerde hören läßt, wenn ſie des Morgens aus- und des Abends wieder eingeführet worden; beſonders wenn ſie im Frühjahr zum erſtenmal

mit

mit den Lämmern ausgehen, wovon ich unten noch etwas sagen werde.

Aufenthalt und Nahrung.

Da ich bloß die Naturgeschichte des Schaafs, nicht aber die Schaafzucht, und Futterung beschreibe; so werde ich mich hierbey kurz fassen können.

In ganz Deutschland ist es Sitte, den Sommer über die Schaafe auf die Weide zu führen, bis zum spätesten Herbst, da es friert, in Horden auf dem Felde zu halten, und den Winter durch in einem großen Stalle auf einem dicken Misthaufen einzusperren.

Die Natur hat in dem Pflanzenreiche auf eine recht wohlthätige Art für das Schaafvieh gesorgt. Man kennt auf 387 Kräuterarten, die das Schaaf gern frißt, und 141, die es nicht berührt. Durch Kunst hat man ihnen noch verschiedene andere Arten von Wiesenfutter zu verschaffen gesucht. Dahin gehören

1. alle Kleearten,
2. die Esparcette, die 20 Jahre lang abgemähet werden kann,
3. die Luzerne,
4. Pimpenell,
5. Täschelkraut, (Thlaspi bursa pastoris), welches auch die Wanzen vertreibt,
6. Schaafschwingel,
7. Zaunwicken,
8. Bocksbart,
9. Mariengras, u. s. w.

Schädliche Kräuter aber, die den Schaafen tödtlich sind, müßten billig alle Landleute und Hauswirthe kennen lernen.

1. War-

1. Warzenkraut (Euphorbia),
2. Mausöhrlein (Piloſella),
3. Sonnenthau (Droſera),
4. Schachthalm (Equiſetum),
5. Butterkraut (Pinguicula),
6. Stumpfhahnenfuß (Ranunculus),
7. Binſenkraut,
8. naſſes Gras.

Die Schaafe können lange Zeit, ohne Saufen, hinbringen. Es iſt ihnen ſehr ſchädlich, an flache Teiche, oder modrichte Gräben geführet zu werden. Von ſchlechtem Waſſer entſtehen die meiſten Schafkrankheiten. Einen Kübel voll reines Waſſer müſſen ſie täglich in in ihrem Stalle haben, und man muß ſie nach Belieben ſaufen laſſen. Zu gewiſſen Zeiten wird Oelkuchen darin eingeweicht, wornach die Wolle erſtaunlich wächſt.

Salz iſt ihnen ungemein heilſam. Daher ſind die Weiden unweit des Meeres die beſten, und die ſalzichten Kräuter bekommen ihnen vortreflich. Bey der verbeſſerten Schaafzucht wird ihnen alle acht Tage in Salzrinnen eine Quantität Salz gegeben, ſo daß auf 20 Schaafe ein Pfund gerechnet wird.

Als etwas Beſonderes muß ich noch anführen, daß ſie bey trockener Witterung nach dem Gänſekoth erſtaunlich begierig ſind. Sie laufen in vollem Jagen über einen Platz, wo Gänſe geweſen ſind, um einander zuvorzukommen, und freſſen ihn mit der größten Begierde. Eben ſo begierig ſind ſie auch nach den Spinnen, die ſie aufſuchen und verſchlucken *). Von den

Meyer-

*) S. Pennant Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer, von Zimmermann I. 135.

Meyerspinnen (Phalangium Opilio) hab ich es auf dem Felde selbst oft mit Augen gesehen.

Lebensart und Eigenschaften des Thieres.

Unter allen vierfüßigen Thieren des Erdbodens hat keins weniger Affekten, als das Schaaf. Wirklich scheint es die einfachsten Naturtriebe bekommen zu haben, wozu allerdings seine Hauszucht das meiste beygetragen hat.

Das ganze Naturell des Schaafs ist gutmüthig, sanft, geduldig, ohne Zorn, und gegen andere Thiere, selbst gegen die verwandten Ziegen, etwas dumm und einfältig: dabey wehrlos, hülflos, schüchtern und blöde.

Aus Furcht und Dummheit drängen sie sich oft in großen Haufen zusammen, besonders bey Blitz, Donner und Platzregen, alle mit den Köpfen zur Erde, und lassen sich nicht von der Stelle bringen. Wenn ein Feuer in dem Hofe entsteht, wo Schaafe sind; so suchen sie sich auf keine Weise zu retten, und nach dem Dunklen zu fliehen; sondern sie werden so verdüstert, daß sie im Stande sind, gerade ins Feuer zu rennen. In den Horden haben die Schäfer des Sommers durch, des Nachts ihre große Noth, wenn ein Gewitter kommt. Sie rennen und drängen sich mit solcher Gewalt gegen die Pfähle und Flechten, daß, wenn der Schäfer nicht beständig herumgeht, und die Pfähle festschlägt, sie endlich durchbrechen, und in alle Welt gehen.

Man muß sich in der That wundern, wenn die Heerde ausgeführt wird, wie leicht es dem Hirten ist,

durch

durch den sogenannten Leithammel, der stets vorangeht, und durch einen gut abgerichteten Hund die ganze Heerde nicht nur zum ordentlichen Gehen zu bringen; sondern auch zu regieren. Ganz mechanisch folgt sie dem ersten, und wenn er in den Abgrund gienge: sie gewiß mit. Kommt die Heerde vor einen schmalen Steg, der übers Wasser geht; so stutzt sie, und es bleibt alles stehen, bis der Hirte den Leithammel nimmt, und vor sich hinstoßt. Dann folgt alles. So geht es ein-, so geht es allemal.

Wie klug ist dagegen der einzige Schäferhund gegen eine ganze Heerde Schaafe? Auf den Wink der Augen seines Herrn, auf den Wurf mit dem Schäferstock, weiß er, was zu thun ist, ob er die Heerde zusammentreiben, oder ein einzelnes zurückholen, oder sich auf die Wache anstellen soll.

Alle Thiere, auch die schwächsten und furchtsamsten, lassen das Leben für die Jungen. Das Schaaf nicht so. Es beweiset in diesem Stück die größte Unempfindlichkeit. Wenn das Lamm an der Mutter gesogen hat, und sich entfernt; so bekümmert sie sich nicht weiter um dasselbe, bis es wieder kommt. Ja! ohne Vertheidigung und Widerstand, läßt sie sichs nehmen, ohne die mindeste Betrübniß zu äußern. Eine lebendig sezirte trächtige Hündin leckte ihre Jungen noch mit der größten Zärtlichkeit, und vergaß alle ihre Schmerzen; die Schafmutter läßt ihr Lamm vor ihren Augen schlachten, und frißt indessen wohl neben der Schlachtbank, ohne das mindeste zu empfinden.

Das

Das Schaaf ſpielt zuweilen den Poltron. Es iſt einen Augenblick dummdreiſt, und in dem andern äußerſt furchtſam. Geht man vor einer Heerde vorbey; ſo kommt öfters ein Schaaf muthig heraus, und ſieht den Fremden trotzig an. Mit einemmal fährt es zuſammen, und ſtürzt wieder in die Heerde, die dann eben ſo zuſammen fährt, und eine Strecke fortläuft.

Der Vermehrungstrieb iſt unſtreitig bey allen Thieren die heftigſte Regung, bey welchem oft das ſcheueſte und furchtſamſte alle Gefahren vergißt; allein auch dieſer kann die Schaafe kaum aus ihrer phlegmatiſchen Gelaſſenheit bringen. Nur zu dieſer Zeit wird der Widder etwas lebhafter, als ſonſt. Alles was er thut, iſt dieſes, daß er ſich mit andern herumſtutzt, daß die Köpfe klappen. Das Schaaf aber läßt ſich ganz kalt zu ſeinen Abſichten gebrauchen, ohne ſonderliche Empfindungen zu äußern.

Gleichwohl iſt es zu verwundern, daß die Schaafmütter unter einer zahlreichen Heerde ihre Lämmer kennen, und dieſe ihre Mütter wieder finden können. Ich habe darauf beym Ausführen der Heerden, und im Felde auf der Weide, oft Achtung gegeben. Wie verſchieden iſt alsdann das Gebläke der Alten, und das Meckern der Lämmer durcheinander? Es können zehn verſchiedene Lämmer zu einer Mutter kommen: ſie wird ſie nicht annehmen, wenn das ihrige nicht darunter iſt. Ihr Blöken iſt alsdann ganz anders, als wenn das rechte kommt. In einem kurz abgebrochenen tiefern Ton blökt ſie dann, und hört mit einemmal auf, um ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und das Lamm hängt auch ſchon am Euter. Nicht der Geruch iſt es;

ſondern die Stimme mit verſchiedenen Tönen, woran ſich Mutter und Kind einander erkennen *).

So dumm die Schaafe ſind, ſo ſchwächlich ſind ſie auch. Das Herz pocht ihnen ſchon, ehe ſie zu laufen anfangen, und ſie ſind gleich außer Athem. Im Magen haben ſie auch oft die ſogenannten Bälle oder Kugeln, die inwendig aus Wolle, Moos und Wurzeln beſtehen, auswendig aber mit einer kalkichten Materie überzogen ſind. Gewöhnlich ſind Lunge und Leber bey ihnen im ſchlechten Zuſtande, und mehrentheils mit Würmern angefüllt.

Dieß führt mich

auf die Zergliederung.

1. Nichts iſt merkwürdiger, als die Struktur des Uterus einer Schaafmutter, worin die Jungen in ihrem Waſſerhäutchen liegen. Es beſtehet faſt ganz aus lauter Saugwarzen, die ſich an der drüſichten Subſtanz angeſogen haben, und abgezogen werden können. Seine Schlüpfrigkeit iſt ſo groß, daß man ihn ſchlechterdings zwiſchen den Fingern nicht halten kann.

2. Ich habe die Ungebornen faſt von allen Monaten in Weingeiſt, und man kann das ſchwimmende Körperchen von einem Zoll in ſeinem Waſſerhäutchen nicht genug bewundern. Bey dem ſtärkſten Stoß iſt die Bewegung kaum zu merken. So hat die Natur in den unſichtbarſten Theilen für die Sicherheit und Erhaltung der Geſchöpfe geſorgt!

3. Das

*) Ich habe davon umſtändlicher gehandelt, im nützlichen Allerley, neue Aufl. I. 346. Woran die Lämmer unter der ganzen Heerde ihre Mütter kennen.

3. Das Schaaf aber ist in der That eine rechte lebendige Wurmwelt, und ich wüßte, außer dem Frosch, auf der Erde kein Thier, das mit mehreren Gattungen von Würmern geplagt wäre, als das Schaaf. Doch davon werde ich unten bey den Feinden desselben mehr sagen können.

Die Fortpflanzung

geschiehet vom Anfange des Novembers bis zu Ende des Aprils, und ein guter Schaafbock kann oft in einer Nacht 70 Mütter fruchtbar machen.

Diese geht, wenn nicht Krankheiten oder schlechte Futterung Ausnahmen machen, 22 Wochen, und da sie an sich sehr weichlich und empfindlich ist; so muß sie in dieser Zeit vorzüglich in Acht genommen werden, weil sonst nichts leichter, als das Verwerfen erfolgt. Ein einziger Donnerschlag kann sie so erschrecken, daß sie auf der Stelle verwirft.

Gemeiniglich wirft sie nur ein Lamm, selten zwey. Indessen hab' ich hier am 27sten Jänner 1791 auf einem Ackerhofe die Erfahrung gehabt, daß eine Schaafmutter vier lebendige Junge zur Welt brachte, die aber kaum einen Tag lebten.

In unsern und in allen kalten Gegenden werfen sie im Jahr nur einmal; in wärmern wohl zweymal. Mißgeburten fallen häufig unter den Schaafen vor, und der besondern Seltenheit, daß eine Schaafmutter ein Reh, das nur von der Mutter Schwanz, Augen und Geschlecht hatte, geworfen habe, ist schon oben bey dem Reh gedacht. So bekam ich auch einmal den Kopf eines Lammes, dem die ganze Unterkinnlade mangelte, wie auch einen andern, der gar kein

Maul hatte, und dem die Augen unter dem Halse saßen.

Merkwürdig ist auch das Schaaf zu London 1754 mit einem großen Horn an der Kehle, welches im vierten Jahre schon 26 Pfund wog *).

Die meisten Schaafe der Hottentotten haben vier, auch wohl sechs Hörner, weil sie ihnen in der Jugend gespalten werden. Dergleichen finden sich auch in Island. Möglich ist es, daß sie endlich erblich werden **).

Im 18ten Monate ist der junge Widder schon fähig, sein Geschlecht fortzupflanzen, und beym Schaaf zeigt sich diese Kraft am Ende des ersten Jahres. Doch läßt man den ersten gern drey, und das letzte zwey Jahr alt werden, ehe man sie zu dieser Absicht gebraucht.

Zur Verfeinerung der Wolle hat man jetzt folgende Vortheile erfunden. Man darf nur drey bis vier Jahre hinter einander alle Jahre neue englische oder spanische Widder zu den alten Müttern lassen. Die aus dieser Zeugung entspringenden Bocklämmer werden geschlachtet, und überhaupt muß man die Vorsicht gebrauchen, daß sich die nächsten Verwandten nicht wieder vermischen; so ist im dritten Jahre bereits die ganze Heerde umgeschaffen, und trägt die feinste Wolle, wobey aber die Kleefütterung, wie in Spanien und England, als eine Hauptsache, nicht bey Seite zu setzen ist.

Zwölf

*) S. Müllers Linn. Natursystem I. S. 425. Tab. 25. Fig. 1.

**) S. Meister im orientalischen Kunstgärtner. S. 245. Anderſons Island, S. 34.

Zwölf bis vierzehn Jahre kann ein Schaaf alt werden. Vom zweyten bis sechsten Jahre wechseln sie die Zähne, und an diesem Wechsel der Vorderzähne ist das Alter bis ins sechste Jahr zuverlässig zu erkennen.

Die Verbreitung

des Schaafs, nachdem es Hausthier geworden, gehet nun durch alle Welttheile, und in Amerika hat man die Gewohnheit, die Aecker durch den Schaafmist in kurzer Zeit zu düngen. Es werden einige tausend Stück zusammengetrieben, und des Nachts durch Feuer, oder Geschütz einigemal in Schrecken gesetzt, da sie sich denn alle auf einmal der Natur entledigen, und eine solche allgemeine wiederholte Düngung muß nothwendig den Acker reichlich düngen.

Was übrigens die Abstammung unseres gemeinen Schaafs vom Argali, Mouflon, oder dem wilden Schaafe betrifft; so sind unsere neuesten Beobachter darüber vollkommen einig *).

Feinde.

Dieß Thier ist

1) so vielen Krankheiten unterworfen, daß man davon ein ganzes Register machen kann. Ich will sie bloß anführen, ohne mich auf ihre Kur einzulassen, die man in allen Büchern von der Schaafzucht findet **).

*) S. Zimmermanns geogr. Zool. I. 169.

**) S. Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands I. 655.

1. Lungen- und Leberfäulniß, wenn die Schaafe auf nasse Wiesen getrieben werden, oder das bethauete Gras fressen.

Von der Menge der Egelwürmer sieht die Leber öfters ganz vereitert aus.

2. Verstopfungen der kleinen Gedärme, daß sie ganz blau aussehen. Ebenfalls von verdorbenem Futter. In ihrem Ursprunge schwer zu erkennen.

3. Das Blutharnen, von gewissen noch unbekannten Kräutern.

4. Die Maulsucht, bey nasser Witterung, da ihnen Kopf, Lippen, Augen und Ohren schwellen.

5. Das sogenannte Feuer, bey zu nasser Witterung, daß sie zusammenkriechen, am ganzen Leibe zittern, und nicht fressen.

6. Das Erhitzen im Sommer bey allzugroßer Hitze, wenn sie unter Mittage nicht an schattichte Oerter getrieben werden, da sie das Maul aufsperren, und Blut aus Maul und Nase schäumen.

7. Die Pocken raffen oft ganze Heerden weg, weil sie so ansteckend sind. Sie bekommen dicke Köpfe, und werden über und über mit Blattern, wie Kinderpocken, übersäet.

8. Der Zungenkrebs, wie bey den Kühen.

9. Die Kolik, daß sie steif da stehen, nicht fressen, tief Athem holen, zittern und aufschwellen.

10. Die Wassersucht, und der Keichhusten.

11. Die Ruhr und Gelbsucht.

12. Die Drehkrankheit, daß sie entweder nach der linken oder rechten Seite schwindeln, oder sich im Kreise drehen, und mit dem Kopfe gegen die Wand laufen:

laufen: von dem **Blasenwurm** im Hirnmark, daß das Gehirn zuletzt ganz Wasser wird. Auch wohl von den **Oestruslarven** in der Nase, wenn sie zu weit bis in die Stirnhöhle des Nasenbeins hinaufkriechen, und mit ihren Haken die empfindlichsten Theile angreifen.

Wider die Seuche Rot ist die **Petersilie** eines der besten Mittel, wenn man sie die Woche ein Paarmal davon fressen läßt.

2) Andere **Feinde** sind

a. von Alters her der **Wolf**, der in Deutschland kaum noch existirt.

b. Die **Blasenwürmer** im Hirnmark, die mit ihrer Blase, bald hinten am Gehirn, bald nach der Nase zu, bald an den Seiten liegen. Oft zwey Blasen zugleich zwischen den beyden Hirnmarklobis, recht in der Mitte ihrer Höhlung *). Bloß die **Jährlinge** sind damit geplagt. Man hat aber sogar Beyspiele, daß Lämmer **drehend** zur Welt gekommen sind **).

*) Taenia vesicularis *multiceps* S. meinen Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer ꝛc. S. 249. Tab. XX. Was diese Würmer, und das Drehen der Schafe betrifft; so sind jetzt der Hr. Prosektor Fischer in Leipzig, und der Herr Commissionsrath Riem in Dresden in Untersuchung derselben am weitesten gekommen, und haben sogar die Kunst erfunden, durch ein besonderes Instrument: den Gehirnsaugetrokar, das Wasser aus dem Gehirn des Schaafs zu ziehen, und das Thier zu kuriren. S. Anzeige der Leipziger ökonomischen Sozietät von der Ostermesse 1789. S. 45. und von der Michaelismesse 1790. S. 111.

**) S. Riems neue Zugaben zur praktisch Ökon. Enzyklopädie 1. Heft, vom Drehen der Schaafe.

c. In den Eingeweiden die Leberegeln, welche ihren Körper, wie eine Tute, formen, und sich mit ihrem Vordertheile, der wie ein Schweinsrüssel gestaltet ist, hohle Gänge und Gallerien in der Substanz der Leber machen, wo sie hinten in der weiten Oeffnung mit Brut und Jungen, in einer schwarzbraunen, schmierichten Gauche liegen *). Da diese in der Würmerwelt ein zahlreiches Geschlecht, mit vielen verschiedenen Gattungen und Arten ausmachen, und fast in allen Thieren, und zwar bloß in der Leber, als in Eseln, Schweinen, Rindern, Kälbern, u. s. w. sogar in den Lebern der Frösche und Fische, angetroffen werden, so möchte wohl der Beweis sehr schwer fallen, daß sie die Schaafe, durch die, mit unreinem Wasser eingesoffenen Eyer, bekämen.

d. Außerdem noch der körnerichte Blasenwurm mit tausendfachem Gesäme in den Knorpelblasen der Schaaf- und Hammellebern **), dessen ganze Natur noch immer ein Geheimniß ist.

e. Der gewöhnliche kugelförmige Blasenbandwurm am Netze, wie bey den Schweinen ***).

f. Im Gedärme der, besonders enge gerieste und außerordentlich lange Schaafbandwurm, der diesen Thieren

*) S. meinen Versuch über die Eingeweidewürmer ꝛc. S. 168. Planaria, Plattwurm. S. 170. ff. Tab. XIV. Eine der neuesten Schriften ist Joh. Friedr. Bilhubers, Stadt- und Amtsphys. zu Veyhingen an der Enz, Sammlung von Beobachtungen über die sogenannte Egelkrankheit unter dem Rindvieh und den Schafen. Tübingen. 8. 1791.

**) Daselbst S. 258. Tab. XX. B.

***) Taenia visceralis, hydatigena, *orbicularis*, der kugelförmige. S. meinen Versuch über die Eingeweidewürmer. S. 194. Tab. XVII. A. B.

Thieren ganz eigen zu seyn scheint. In einem vierwöchentlichen Lamm oft ein Bandwurm von einigen 50 Ellen *).

3) An mancherley **Insekten** haben die Schaafe ebenfalls geschworne Feinde.

a. Die **Schaafteken** in der Wolle **).

b. Die großen sogenannten blinden Fliegen, oder **Ochsenbremen** †) verfolgen sie sehr, und saugen ihnen unter dem Halse, an den Augen, und an den Eutern, das Blut aus.

c. Vor Kurzem will man auch eine besonders neue Entdeckung gemacht haben, und einer kleinen bräunlichen Art **Spinnfliegen**, Hippobosca, die Entstehung der Wasserblasen im Gehirn zuschreiben. Es legen, wie man sagt, diese sehr kleinen Fliegen ihre Eyer in die noch offene Fontenelle des jungen Thieres, und in den Wasserblasen fänden sich nachher die kleinen Larven. Wer einmal den Blasenwurm aus dem Hirnmark der Schaafe, mit seinen kleinen, an der Blase, schaarenweise, ansitzenden gerieften Bandwurmkörperchen, deren jedes den Hakenkranz besitzt, gesehen hat, wird kleine **Fliegenmaden** davon bald unterscheiden können. Ich habe davon noch keine Erfahrung ***)

*) Taenia *ovina*, Schaafbandwurm. Das. S. 369. Tab. XIIX.

Von Palisadenwürmern in Schaafen weiß ich nichts.

**) Acarus *Ricinus* L.

†) Tabanus *bovinus* Linn.

***) S. freymüthige Briefe über die Schaafzucht in Böhmen und Oesterreich von Franz Strunz. Wien 8. 1788. S. 179. von der Entstehung des Schwindels durch Larven der Spinnfliege, *Hippobosca L.* Der Wurm

Der Schaden,

den die Schaafe thun können, wäre der, daß sie die Saat abweideten, oder sonst die Feldfrüchte und Bäume benagten, welches bloß der Unvorsichtigkeit der Hirten beyzumessen wäre.

Der Nutzen

aber ist von solchem Umfange, daß man ihn kaum von einer Thiergattung größer erwarten kann. Denn an dem

Wurm soll, wie es heißt, S. 180. in des großen Ritters Linné Thierreich. Tab. 25. Fig. 2. lit. E. abgebildet seyn. Wo ist das? Ist das richtig angegeben, wie man es von einem Naturforscher erwartet? Sollte nicht hier eine große Verwirrung in Ansehung des Subjekts der angegebenen Fliege vorgefallen seyn? Denn S. 184. redet der V. wieder von den Larven des Oestrus Ovis, und sagt, daß Naturkundige dafür hielten: die Spinnfliege sey die Mutter dieses Insekts, krieche den Schaafen in die Nase, und setze ihre Brut in die Stirn- und Nasenhöhlen. Welcher Naturkundiger hat dieß je von der Hippobosca L. behauptet, da Linné ausdrücklich von dem Oestrus Ovis versichert: habitat in Ovium *sinu frontali*. Das Citatum sind die in Müllers Linn. Natursystem I Th. Tab. XXV. f. 2. E. abgebildeten Eyern, und die Larve des Oestrus.

Der V. scheint überhaupt mit den Synonymen der Insekten nicht recht bekannt, noch weniger in der neuern Geschichte der Eingeweidewürmer bewandert zu seyn. Ich habe wenigstens über 100 Köpfe drehender Schafe zergliedert und allezeit die Blasen mit den Wurmkörperchen gefunden; aber nie die Spur eine Insektenlarve. Ob es in Böhmen und Oesterreich anders ist? Man vergleiche hierbey die Anzeige der Leipziger ökonom. Gesellschaft in der Ostermesse 1789. S. 45. wo Herr Strunz über seine Spinnfliege zurechtgewiesen ist.

dem Schaafe ist beynahe alles, was es in sich und an sich hat, nützlich und brauchbar.

1. Den Hauptnutzen gewähret die **Wolle**. Ein gutgefütterter Hammel in Thüringen giebt sechs bis sieben Pfund Wolle, und ein Schaaf vier bis fünf Pfund *).

Was kann nicht alles von Zeugen, Handschuhen, Strümpfen, Hüten u. s. w. aus dieser Wolle verfertiget werden, und der Kürschner verarbeitet die Felle auch mit der Wolle, gefärbt und ungefärbt, zu Pelzen, Handschuhen, Decken, u. s. w. Wie wollte sich der Schäfer, ohne seinen **Schaafpelz**, des Nachts in der Karre bergen?

Die mit der Wolle zubereiteten **Lämmerfelle** geben das weiche zarte Unterfutter unter den Pelzen, die man **Küre's** nennt, und werden unter falschen Namen, **ungeborner Lämmer**, aus Rußland zu uns gebracht. Wo sollten wohl alle ungeborne Lämmer herkommen?

2. Die **Schaafhaut** gerbt der Roth- und Weißgerber, und der Pergamentmacher, der Schuster, der Beutler, der Buchbinder verarbeitet sie zu mancherley Bedürfnissen. Aus den **Lämmerfellen** macht man die dänischen glasirten Handschuhe; aus den **Hammelfellen** Pergament und Oelhaut; aus den **Schaaffellen** ebenfalls Pergament, und das feinste Pergament geben die Felle der **ungebornen Lämmer**.

3. **Lamm**- und **Hammelfleisch** ist zu bekannt, als daß ich weiter davon reden sollte. Einige Städte sind wegen der Mästung der Hammel berühmt. Vormals war es **Aschersleben** im Fürstenthum Halberstadt, und

ich

*) Von der Wollschur, und den verschiedenen Arten der Wolle, s. Bechsteins Naturgeschichte Deutschl. I. 662.

ich weiß es mich noch aus meiner Jugend zu erinnern, daß die Braten, oder Hammelviertel öfters an den berliniſchen und an andere Höfe geſchickt wurden, davon zuweilen eins allein 24 bis 30 Pfund hatte. Gewiſſe Fleiſchhauer hatten ein Geheimniß, die Hammel ſo fett zu machen.

4. Die Schaafmilch wird von vielen der Kuhmilch vorgezogen, wie auch die Schaafbutter, wenn ſie vor dem Herbſt gemacht wird. Und was iſt die ſogenannte, über dem Feuer gehitzte dicke Milch im Sommer für eine kühlende Speiſe? Sie wird aber nicht eher dicke und köſtlich, als bis die Aernte angegangen iſt, und die Heerden auf die Stoppel gehen *). Schaafkäſe iſt ebenfalls in der Haushaltung eine nützliche Sache.

5. Den Talg gebrauchen die Seifenſieder, und, wenn man Eyer lange und friſch erhalten will; ſo zieht man ſie durch dieſen zerlaſſenen Talg.

6. Die Eingeweide des Schaafs haben einen vielfachen Nutzen.

Lungen, Herz, Nieren, Leber und Kaldaunen werden gegeſſen, und eine fette Hammelkaldaune mit Mohrrüben, Peterſilie, und Chalotten iſt ein herrliches Gericht.

Einige Därme geben die bekannten Darmſaiten und Raketen. Von den Därmen der Lämmer werden die

*) Da viele Perſonen die dicke Schaafmilch nicht gut vertragen können; ſo will ich ihnen aus eigener Erfahrung ein Mittel ſagen, daß ſie nicht das geringſte Ungemach nach dem Genuß empfinden. Sie dürfen nur gleich nachher ein Paar Gläſer guten Franzwein trinken; ſo iſt es, als hätten ſie gar keine Schaafmilch gegeſſen.

die feinen Violin- und Harfenſaiten gemacht. Man kehrt ſie um, wäſcht ſie rein, und drehet ſie auf einer Maſchine zuſammen.

7. Aus den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, das Fett aber, was bey der Zubereitung des Leims abgeſchöpft wird, noch zu verſchiedenen Vortheilen, z. B. das Leder geſchmeidig zu machen, gebraucht.

Das weißgebrannte Pulver von dieſen Knochen iſt ſehr gut, die Roſtflecken von polirtem Stahl wegzubringen. Die Flecken reinigt man erſt mit Branntwein, und reibt ſie hernach mit dieſem Pulver trocken ab.

8. Ein Hauptnutzen des Schaafviehes iſt der Dünger oder der Miſt. Dieſer giebt den Aeckern eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Daher hat man die Horden auf denſelben angelegt, ihnen den Nachtdünger zu geben. Zwey Jahre hindurch geben ſie die reichſten Aernten, und ſechs Jahre laſſen ſich noch die Spuren der Düngung merken.

Zum Walken gebraucht man auch den Schaafmiſt mit Oehl, und die Egypter in Kairo bedienen ſich des Rußes vom gebrannten Schaafmiſt zu Salmiack. Getrocknet und pulveriſirt in die Wunde geſtreuet, heilet er ſehr, und friſch, mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, giebt er eine gute Brandſalbe.

Noch heut zu Tage gebraucht der gemeine Mann bey Pockenkindern den Miſt, den Aufguß davon zum Heraustreiben der Pocken trinken zu laſſen. Es iſt ein ſehr hitziges, und treibendes Mittel, und den Kindern mehr ſchädlich als nützlich. Um die Kinder deſto leichter

zu bewegen, ſolchen Trank zu nehmen, giebt man ihm den Namen: Schaafslorbeeren.

9. Hörner, Klauen, die abgenutzten Knochen, die Abgänge von Wolle und Felle, z. B. die Pechzeichen, geben ebenfalls auf den Aeckern noch eine vortrefliche Düngung.

10. Endlich können die Schaafe auch noch die Stelle lebendiger Barometer vertreten. Denn ſie haben ſtarke Vorempfindungen vom Wetter. Vielleicht wirkt in ihrem Gehirn die Luft auf eben die Art, wie auf den Merkurius im Glaſe.

Laufen ſie ſchnell zuſammen, ohne daß man weiß was ihnen fehlt; trennen ſie ſich eben ſo ſchnell wieder, und ſpringen einzeln in die Höhe; ſo iſt ein Gewitter auf dem Wege. Laufen ſie aber des Abends auf Anhöhen und Berge, und ſpringen munter herum; ſo folgt anhaltendes trockenes Wetter.

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen bey dieſer Thiergattung gehört

1. der Einfall eines gewiſſen Doktors zu Montier, Gachet de Beaufort, daß er in den Lebern ſeiner Alpenhammel, weiße Schmetterlinge mit völlig ausgewachſenen Flügeln, mit halb eyrunden rauchen Kopfe, von der Größe der Seidenwürmer, gefunden haben will. Durch Zuſammendrücken der Leber habe er mehr als 70 Stück herausgebracht. Sicher ſind es Plattwürmer, oder Leberegeln geweſen, die er für Schmetterlinge angeſehen hat. Denn wenn dieſe recht ausgebreitet liegen; ſo ſehen ſie weiß aus, und man

man ſollte ſie eher für Blätter, als Würmer halten *).

2. Bey den vielen und verſchiedenen Krankheiten dieſer Thiere, die ſich der gemeine Mann aus natürlichen Urſachen nicht erklären kann, findet der Aberglaube noch immer ſeine Rechnung, und es muß Hexerey ſeyn, was oft die gemeinſten Kräuter gewirkt haben.

3. In ältern Zeiten wurde alles von den Schaafen, ſogar die Schaafläuſe, in der Medizin empfohlen. Das Vorurtheil, die Schaafslorbeeren bey den Pocken zu gebrauchen, habe ich ſchon oben bemerkt.

4. Faſt möchte ich die Meynung: daß ihnen der ſogenannte fliegende Sommer, eine Art Spinnengewebe, womit öfters im Herbſt alle Wieſen und Geſträuche überzogen ſind, die Fäule verurſache, zu den Vorurtheilen rechnen. Denn man hat davon ſehr wenig ſichere Erfahrungen, und am Ende wird es wohl dahinaus laufen, daß man von koexiſtirenden, und auf einander folgenden Dingen, eins zur Urſache des andern gemacht hat.

Die beſten Schriften

zur Naturgeſchichte des Schaafes ſind:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, von Martini I. 286. Tab. 12.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 631.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 23.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 290. A. Ovis *aries*, Mas cornutus; B. Femina.

Linn.

*) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere, von Martini I. 307.

Linn. Amoen academ. IV. 169.

Cetti Naturgeſchichte des ſardiniſchen Schaafs, ſ. Naturgeſchichte von Sardinien I. 85.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 660. No. 1. das gemeine Schaaf.

Man kennt in Europa noch vier Abänderungen des Schaafs, die ich aber nur kurz anführen will.

1. Das ſpaniſche, welches wegen der feinen Wolle berühmt iſt, und unſer Klima ſehr gut aushält. An den Hörnern zeichnet ſichs durch einen auswärts gebogenen Haken aus, und iſt etwas kleiner, als das unſrige.

Linn. Amoen. acad. IV. 174.

Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 667. Tab. XIII. b. Fig. 2.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 663. γ.

2. Das engliſche mit kleinen Hörnern. Ein zweyjähriges liefert jährlich 6 Pfund, ein Widder 8, und ein Hammel bis 9 Pfund.

Beyde bleiben Winter und Sommer im freyen Felde.

Linn. Amoen. acad. IV. 174.

Bechſteins N. G. Deutſchl. I. 668.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 663. α.

3. Der ruſſiſche Kurzſchwanz, oder das Palla ſiſche Landſchaaf.

Linn. amoen. acad. IV. 174. Ovis ruſtica.

Pallas Naturgeſch. merkwürdiger Thiere. XI. 59. Tab. 4. Fig. 1. a. b. Abänderungen des Schaafviehes.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 664. β.

4. Das

4. Das vielhörnichte Schaaf mit vier und sechs Hörnern.

Gmelin Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 198. β) Ovis *Polycerata*.

Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere XI. 74. Tab. IV. Fig. 1. c. Fig. 2. b. Tab. V. Fig. 5.

Schrebers Säugthiere. V. Tab. 289.

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 666. f.

Wir wollen uns bey diesen Varietäten nicht aufhalten; sondern uns mit einigen allgemeinen Anmerkungen über dieselben begnügen.

1. Pallas theilet die russisch-asiatischen Schaafe in drey Familien:

in Langschwänze;
in Kurzschwänze; und
in Fettschwänze.

2. Bey den Kirgisen und Kalmücken werden auf 1000 Schaafe 40 bis 50 Widder gerechnet, und die Schaafmütter werfen gemeiniglich zwey, öfters drey Junge. In allen salzigen Gegenden und der Nachbarschaft der See sind die Schaafe fetter und fruchtbarer.

3. Bey den Hirtenvölkern dieser Gegenden sind Heerden von einigen tausenden, besonders den Fettschwänzen, deren Schwanz oft 40 Pfund wiegt, eines Eigenthümers gar keine Seltenheit. Ja! zu Orenburg allein werden in einem Sommer gemeiniglich 150000 bis 200000 Stück solcher Schaafe von den Kirgisen erhandelt, und des Talgs wegen geschlachtet. Die Zahl derer, welche die russischen Kaufleute am Irtisch, und in andern Gegenden, von den Kalmücken erkaufen, beläuft sich unendlich höher.

Alle wegen des Talgs. Das Fleisch wird für ein Spottgeld, und fast umsonst hingegeben. Von diesen Schaafen kommt der bekannte russische Talg, in den besondern länglicht runden Tonnen, zu uns, für unsere Seifensieder und Lichtzieher.

4. Die merkwürdigste Race sind die vielhörnichten Schaafe. Sonst glaubte man, daß solche nur in Island gewöhnlich wären; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß auch in diesen Gegenden von Rußland vielhörnichte Schaafe fallen, und diese Eigenheit auf die ganze Nachkommenschaft fortgepflanzt werde.

Klima und Nahrung wirken allerdings auf die Größe, Gestalt und Zahl der Hörner. Denn das ungehörnte Rindvieh ist nirgend häufiger als im nordlichen und östlichen kalten Sibirien.

Selbst in England hat sich diese Race erhalten. Sie war aus andern Gegenden dahin gebracht, und hatte sich in einem Park beständig mit vier Hörnern fortgepflanzt, wovon die obern wie Ziegenhörner standen, die untern aber gleich Widderhörnern gewunden waren *).

2. Zwote Art: das wilde Schaaf, oder der Argali **).

Unstreitig der Stammvater unserer zahmen Schaafe, und mit dem sardinischen und korsikanischen Mouflon, obgleich mit einigen Abänderungen, einerley Race. Ob der Argali von dem Mouflon herkomme,

*) S. Leighs Description of Lancashire. p. 12.

**) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 202. Sp. 2. Ovis *Ammon*.

komme, oder dieſer von jenem, iſt wohl ſchwerlich auszumachen. Plinius kannte den letztern ſchon unter dem Namen *Musmon et Ophion* *). und es iſt auch der ſtreitige *Tragelaphus* des Bellonii **). Büffon hat in ihm den Stammvater der Schaafe wieder gefunden, und Linné ſelbſt hat die nahe Verwandtſchaft dieſes Thieres mit dem Argali eingeſehen, beyde aber noch zu dem Ziegengeſchlecht gerechnet, und unter dem Namen Ammonsziege †) aufgeführt.

Man muß doch von den Meynungen und Nachrichten der Schriftſteller über manche Thiere etwas wiſſen, weil man ſich ſonſt aus den Verwirrungen nicht herausfinden kann.

Beſchreibung des Ammons.

So wollen wir einſtweilen das wilde urſprüngliche Schaaf nennen, und es ſoll uns vorerſt der Argali in Sibirien, und der Mouflon in Sardinien ein Thier ſeyn.

Die Größe gleicht einem mäßigen Rennthiere, und es iſt ſchwerleibiger, als die Thiere aus dem Hirſchgeſchlecht. Die Widder durchgängig größer und ſtärker, als die Mutterſchaafe.

Der Kopf völlig Widderkopf. Die Stirn, wie bey dieſem, zwiſchen den Hörnern breit und platt. Die Naſenlöcher länglicht, und ſehr weit.

Die Lippen haaricht. Die untere ragt etwas über die obere hervor. Die Innenſeite der Backen im

*) Hiſt. nat. VIII. 49. XXIX. 9. 15.

**) Obſ. p. 54.

†) Syſt. Nat. ed. 12. I. 97. Sp. 12. Capra *Ammon*.

Maule mit Stachelzotten besetzt. Der Gaumen ein und zwanzigmal gefurcht.

Die Augen nahe bey den Hörnern, und haben nur oben Wimpern.

Die Sackhöhlen vor den Augen etwas tiefer, als bey dem Widder.

Die Ohren kleiner, als bey diesem, mit haarichten Rändern fast geschlossen.

Hörner bey beyden Geschlechtern; bey dem Widder von ungeheuerer Größe, den Widderhörnern gleich gewunden, aber mehr aufrecht, dreykantig, stark geringelt. Bey dem weiblichen Geschlecht sichelförmig.

Die Klauen, wie Schaafklauen, und der Schwanz wie ein kurzer Zapfen.

Sommer- und Winterhaar in der Farbe verschieden.

Bey der Zergliederung

eines Mutterschaafs hat man gefunden

1. eine dicke, harte Leber von zwey Pfunden; eine ansehnliche Gallenblase, ohne Egeln.

2. Eine Milze von einem halben Pfunde.

3. Der Magen mit einem breiten Jagdpfeile durchschossen: übrigens wie ein Schaafsmagen.

4. Das dünne Gedärme zwey und siebenzig und einen halben Fuß lang.

5. Die rechte Lunge fünf- die linke zweylappicht. Im Herzen kein Knochen.

6. Von Würmern weder im Leibe, noch in der Leber, noch unter der Haut eine Spur zu finden; in den Stirn- und Rachenhöhlen der Nase aber dicke, mit chagrinirten Reifen geringelte, und am Hinterleibe

zwey

zwey schwarze Luftpunkte zeigende Larven einer Bremsenart, vermuthlich der nämlichen, die sich bey den Hausschaafen einnistelt, (Oestrus Ovis).

Der Mouflon aber soll eben die Drehkrankheit, und eben den Blasenwurm im Hirnmarke, wie unsere Schaafe haben.

Der Aufenthalt

des Argali oder Ammons sind die felsichten Vorgebirge der, ganz Asien durchlaufenden Bergketten. Ob es gleich am liebsten gemäßigtere Gegenden sucht; so hat es sich doch, vielleicht aus Noth und Furcht vor den Menschen, durch das kalte östliche Sibirien ausgebreitet, und ist der, ihm angenehmen Bergweide, gefolgt. Da es in der Lebensart mit der Gemse, und dem Steinbock, viel ähnliches hat, so hält es sich, wie diese, in vollkommenen Einöden auf, und hat sich aus allen Gegenden, die man zu bevölkern angefangen hat, völlig weggezogen.

Sicher hätte das der Mouflon in Sardinien, Corsika und Creta auch schon gethan, und wäre vor den Menschen gewichen, wenn ihn nicht die auf allen Seiten befindliche See genöthigt hätte, mitten in bewohnten Ländern auf den wildesten Gebirgen Zuflucht zu nehmen.

Noch im Jahr 1724 konnte man jenseits dem Baikal, um den Ingoda und Salenga, auf die Argalijagd gehen; jetzt aber ist in diesen Gegenden weit und breit nichts mehr von diesen Thieren anzutreffen, und sie haben sich ganz in die songarische gebirgichte Wüste zurückgezogen. Zwischen dem Onon und Argun sind die Wüsten, und die mit Felsen versehenen

kräuterreichen Steppen die einzige Gegend, wo man noch Argalis antrifft.

Nach verschiedenen Nachrichten scheint der Argali mit andern Bewohnern des nördlichen Asiens, auch nach Nordamerika übergegangen zu seyn. Wenigstens wird in verschiedenen Beschreibungen der amerikanischen Inseln, bey den wilden Thieren, auch der wilden Widder gedacht *).

Ihre Nahrung

finden sie vom Frühjahr bis zum Herbst in den Thälern und an den klippichten Berglehnen, wo kräftige Alpenpflanzen und Gestripp so reichliche Nahrung geben, daß sie im Herbst vor Fett dem Jäger nicht lange Arbeit machen.

Im Winter ziehen sie sich wegen des in den Thälern gehäuften Schnees auf die freyesten Höhen, und steilsten Gebirge, wo der Schnee nicht lange liegen bleibt, und finden auch da an dem trockenen Grase, an einigen dürren Sträuchern, und wintergrünen Kräutern, nothdürftige Nahrung. Sie behelfen sich auch wohl mit Schurf, und andern Moosen, fallen aber im Winter so sehr ab, daß sie im Frühjahr bey dem Haarwechsel, alles Fett zugesetzt haben. Alsdann weiden sie häufig die Küchenschellen, und andere scharfe Frühlingspflanzen, die wie reinigende Purgiermittel auf sie wirken. So bald aber die Rasen grünen, kommen sie auch bald wieder zu Kräften. Zu allen Zeiten finden sie sich fleißig

*) S. Nachrichten von der amerikanischen Halbinsel Californien von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Mannheim 1773. 8. S. 62.

fleißig auf den Salzplätzen ein, und lecken das ausgeschlagene Salz an den Felsen ab.

Was die eigentliche

Lebensart

der Ammons betrifft; so ziehen sie nur in kleinen Heerden, die selten aus zehn Stücken bestehen. Die Mütter aber, wenn sie gebähren wollen, sondern sich von den Widdern ab, und erziehen die Lämmer allein. Sie werfen im Anfange des Märzes, ein, auch wohl zwey Lämmer, wornach

ihre Fortpflanzungszeit

leicht zu bestimmen ist.

Die dießjährigen, im März gefallenen Lämmer, sind im Sommer noch mit ihrem angebornen, wollichtkrausen, grießen Haar bedeckt. Wenn es Jährlinge sind; so wechseln sie die Vorderzähne.

Schon im zweyten Monat bekommen die Lämmer die breiten, wie eine Säbelspitze gestalteten Keime der Hörner, woraus nachher bey den Widdern so ungeheuere Hörner erwachsen, daß ein jedes oft funfzehn Pfund wiegt, und diese großen Hörner sind es vorzüglich, wodurch sich das wilde Schaaf von allen andern Racen unterscheidet. Man könnte es daher auch das Großhorn nennen.

Mit diesen Hörnern kämpfen die Widder, sonderlich zur Brunstzeit, so heftig mit einander, daß oft einer den andern von dem Felsen herunterstürzt, oder sie verwickeln sich dergestalt mit denselben, daß beyde auf dem Platze bleiben, und so ihr Leben endigen. Daher

werden in den Thälern der Gebirge, wo die Argali's hausen, nicht selten Gerippe und Hörner gefunden.

Die Mutterschaafe haben nur halbmondförmige, platte, runzlichte Scheiden auf dem Kopfe, und werden auch nie so groß und schwer als die Widder. Von diesen hat man Stücken von 300 Pfund; von jenen selten über 200 Pfund.

Der Schaden

dieser Thiere kann kaum in Betrachtung kommen, da sie den Menschen so sehr fliehen; dieser aber ihnen doch mit Lebensgefahr nachstellt, indem oft verschiedene von den Kamtschadalen, die vorzüglich der Argalijagd ergeben sind, zwischen den Felsen und Schneelawinen umkommen. Ob andere Raubthiere ihnen nachstellen, davon fehlen die Nachrichten.

Ihr Nutzen

ist für die Einwohner der elenden und armseligen Gegenden, wo sie wohnen, nicht zu verachten.

1. Das Fleisch, und sonderlich das Fett dieser Thiere ist den Kamtschadalen der herrlichste Leckerbissen, so daß sie ihn oft mit Lebensgefahr erkaufen.

2. Die Winterfelle sind bey ihnen in großem Werth, wegen des dicken, und mit zarter Wolle untergewachsenen Haares. Sie gebrauchen sie theils zu Oberkleidern, theils zu Matratzen, darauf zu liegen.

3. Aus den Hörnern machen sie allerley Hausgeräthe: Schöpfkellen, Löffel, Tobackshörner und Reisebecher.

4. Das

4. Das Fleiſch der Lämmer iſt ſehr zart und wohlſchmeckend, ohne merklichen Wildgeſchmack: gebraten, wie Hammelfleiſch. Das Fett iſt talgicht, im Herbſt auf dem Rücken Handbreit dick.

Wegen des Nutzens wird dieſem Thiere doch

durch beſtändige Jagden

nachgeſtellt.

Dieſe aber ſind äuſſerſt ſchwer, und erfordern ungemeine Vorſicht. Am Freiſch wiſſen die ruſſiſchen Jäger, daß ſich der Ammon beym Anblick der Menſchen, gern auf höhere Berge zieht, wo er freyere Ausſicht, und hinter den Klippen Schutz gewinnen kann. Einer verbirgt ſich alſo unten im Thal; die andern aber ſuchen durch verdeckte Wege die Höhe des Berges zu gewinnen, und geben dem zurückgebliebenen ein Zeichen, der ihnen dann durch ſeine bloſſe Annäherung das Wild zutreibt. Sie werden auch in Wildgruben gefangen. Bey den Tunguſen werden im Herbſt, wenn die Pferde raſch ſind, zugleich mit Hunden, Klopfjagden angeſtellt.

Der Ammon hat ein eben ſo ſcharfes Geſicht, als ſeine Witterung. Die Jäger müſſen daher ſuchen, ihm ſo verdeckt, als möglich, und jederzeit gegen den Wind, beyzukommen. Mit Pferden und Hunden iſt in felſichten Gegenden nicht viel auszurichten, da das Thier äuſſerſt ſchlau, und ſchnell im Laufen iſt.

Es läuft ohne Sprünge, hält ungemein lange aus, und flüchtet nie gerade vor ſich hin, wie die Rehe und Gazellen; ſondern macht allerley Umſchweife und Seitenſprünge; ja! oft ſucht es rückwärts, die Jäger

vorbey, zu entkommen. Es klettert auf die gefährlichsten Klippen, und geht auf den schmalsten Felsenabsätzen, wohin ihm niemand folgen kann; ja es setzt über die hervorragenden Felsen glücklich weg. Die Mütter treiben die Lämmer beständig vor sich her, die fast noch flinker auf den Beinen sind, als die Alten.

Wie ist doch dieses Thier in seinem wilden freyen Zustande ein ganz anderes, muthigeres, und gewitzteres Geschöpf, als unsere schwachen, keichenden und blödsinnigen Schaafe?

Wenn ein Kamtschadalischer Jäger einen Ammon antrifft; so stellt er ihn durch seinen Hund. Er vergißt den Jäger, und setzt sich gegen den Hund zur Wehr, läuft wieder eine Strecke, und stellt sich abermal gegen den Hund, bis er unwegsame Klippen gewinnen kann. Inzwischen hat der Jäger oft Zeit, zum Schuß zu kommen.

Gerade so verhalten sich unsere zahme Widder gegen die Hunde. Sobald sie von einem verfolgt werden, ist das erste, sich umzukehren, und sich gegen ihn zum Stoß zu stellen.

Diese Jäger wissen ihnen auch durch eine besondere List beyzukommen. Wenn der Ammon vor dem Jäger läuft; so gewinnt dieser oft Zeit, indem sich das Thier nicht umsieht, seinen Pelz abzuziehen, und auf einer erhabenen Stelle auf einen Stock zu hängen. Alsdann sieht das Thier beständig mit unverwandten Augen nach dieser Stelle, und läßt den, auf der Erde ankriechenden Jäger ganz nahe kommen.

So machen es die Hottentotten in Afrika, wenn sie des Abends von einem Löwen verfolgt werden. Sie retiriren sich an einem bergichten Abhange in eine Höhle,

und

und pflanzen vor dieſelbe ihren Pelz auf einem Stock. Der Löwe kommt, ſieht den Popanz, denkt, es iſt der Hottentotte, ſpringt drauf zu, und ſtürzt in den Abgrund.

Ja! man hat Exempel, daß ein flüchtiger Ammon, längſt einem ganz ſchmalen Felſenabſatz, ſo weit hinausgerennt iſt, daß er endlich nicht mehr mit allen Füßen ſtehen, noch weniger ſich wenden könnten, und ſo eine Zeitlang am Felſen gelehnt, gleichſam in der Schwebe geharrigen hat, bis er endlich von der Höhe herabgeſtürzt iſt.

Ueber breite Felſenklüfte wagen ſie die gefährlichſten Sprünge, wobey ſie den Kopf weit zurückziehen, und die Hörner gegen den Rücken legen, um durch deren Schwere nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Sie haben auch eine ſo bewundernswürdige Standfeſtigkeit in den Füßen, daß ſie auf den ſchmalſten Felſenabſatz ſpringen, und gleich unbeweglich ſtehen bleiben.

Gefangen iſt das Thier ſo unbändig und wild, daß es zehn ſtarke Leute kaum zwingen können *).

Ein Paar phyſikaliſche Irrthümer

ſind hier zu berichtigen:

1. Den erſten haben wir ſchon bey der Saiga gerügt. Er ſteht im 7ten St. des Naturforſchers S. 45, wo die angeführten Schriftſteller, als Gmelins ſibiriſche Reiſen I. 368. den Argali beſchreiben, und der Umſtand von den chineſiſchen Laternen von der Saiga zu verſtehen iſt.

2. Daß,

*) *Severini* tentamen zoologiae hungaricae. Poſonii 8. 1779. p. 38. e. *Argalis.*

2. Daß, nach Stellers Bericht *) der Bär die Ammons auf steile Klippenabsätze treibe, alsdann auf einen hohen Ort zu klimmen, und diese Thiere, entweder mit heruntergewälzten Steinen zu tödten, oder zu einem tödtlichen Sprunge zu zwingen suche. Ein artiges Mährchen!

Klassische Schriften

sind

1. Gmelins sibirische Reise I. 368.
2. Derselbe in den Novis Commentar. Petropol. IV. 388. Summ. 53. Tab. 8. b. Fig. 2. 3.
3. *Pallas* Spicil. zool. XI. p. 3. Tab. 1. 2. Naturgeschichte merkwürdiger Thiere. IIte Sammt. I. Tab. 1. 2. das Argali, oder sibirische wilde Schaaf.
4. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere nach Otto IX. 249. Tab. 1. 2. 3.
5. Schrebers Säugthiere V. Tab. 282. (noch ohne Text.)
6. Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 678. No. 2.

Anhang von dem sardinischen Mouflon.

Dieß ist in diesem Lande die größte Seltenheit; doch findet er sich auch auf Corsika. Wenn man alle Nachrichten über den Mouflon und den sibirischen Ammon vergleicht; so ist der erste doch nichts weiter, als eine Abänderung des letzten; im Grunde aber eine und eben dieselbe Art.

Der ganze Körper- und Hörnerbau von beyden, kommt mit einander überein, nur sind die Hörnerspitzen des

*) S. Kamtschatka. S. 127.

des Mouflons etwas hakenförmiger gekrümmt. Was aber den größten Unterschied ausmacht; so ist das Weibchen, oder Mutterschaaf des Mouflons ganz ohne Hörner: übrigens sind Kopf, Ohren, Nase, Füße und Schenkel, wie bey dem Widder. Ob dieses ein entscheidender Grund sey, sie für zwo ganz verschiedene Arten zu halten, mögen andere ausmachen.

In der Gestalt findet sich zwischen ihm und unserm gemeinen Widder einiger Unterschied. Die Haut eines vollkommenen Schaafwidders ist 44 Zoll lang, und 25 breit; von einem ausgewachsenen Mouflon aber die Länge 46, und die Breite 27 Zoll. Ein guter Widder hält ohne Kopf und Eingeweide 50 Pfund am Gewicht. So schwer ist selten ein Mouflon. Wie viel schwerer der Argali! Der Widder an 300 Pfund, die Hörner des letztern, beyde 30 Pfund; des Mouflon etwa 9 Pfund. Ein ganzer Mouflon mit Kopf und Eingeweiden ohne Haut, nur 80 Pfund.

Der Schwanz kaum drey Zoll lang, ohne Wolle, nur mit steifen kurzen Haaren bedeckt. Daher ihn manche zu den Dammhirschen gezählt haben. Das Haar ist in der Farbe veränderlich, und nicht hinreichend, eine Thierart zu bestimmen.

Die Wolle und ganze Bedeckung des Mouflons und des gemeinen Schaafs hat sehr viel übereinstimmendes. Sie ist bey demselben so reich und gedrängt, daß man kaum die Haut siehet, wenn man sie mit den Fingern zertheilt. Legt man die Hand auf den Rücken; so glaubt man ein wollenes Küssen anzufüllen.

Die innere Lage der Mägen weicht von den Schaafen ab, wie solches aber bey allen wilden und zahmen

Haus-

Hausthieren der Fall ist. Eine gleiche Struktur der Gehörwerkzeuge aber findet sich beym Schaafe und Mouflon, da beyden ein scharfes Gehör eigen ist. Die Stimme des Blökens ist auch einerley. Daher sich die Jäger in einen Busch legen, und wie die Schaafe blöken, um den Mouflon anzulocken. Das Fleisch schmeckt wie Schaaffleisch, und von den Gedärmen, die wie ein Strick zubereitet werden, macht man in Sardinien ein leckerhaftes Gericht Corda.

In dem ersten Magen des Mouflons findet man einen Ballen, der anfänglich weich ist, und nach und nach verhärtet. Er wird als ein schweißtreibendes Mittel gebraucht, und etwas davon in die Suppe geschabt.

Das Skelet des Mouflons gleicht völlig einem Widdergerippe, bis auf die Schwanzknochen, da man in dem ersten zwölf Wirbelbeine, bey dem Schaafe aber neunzehn bis zwanzig findet.

In dem Naturell: Begierden, Trieben, Neigungen, Leidenschaften, und in der ganzen Lebensart dieses Thieres findet sich auch viel ähnliches mit dem Schaafe.

Der Mouflon ernähret sich bloß aus dem Pflanzenreich; sogar frißt er gebrannte Kaffeebohnen, das Gummi von den Bäumen, und Papier; aber durchaus kein Fleisch, und keine Fische.

Er ist eben so furchtsam, wie ein Schaaf, und zittert bey der geringsten Bewegung vor Schrecken. Auf der Flucht macht ers, wie der Widder, von welchem Linné sagt: pellit hostem *urina*: er wehrt sich mit seinem Urin. Schnell ist er im Laufen; er kann es aber so wenig, als das Schaaf, lange aushalten.

Sie

Sie leben in Rudeln von hunderten bey einander, und der älteste und stärkste ist Anführer. Sie sind leicht zu zähmen, und man hält sie, wegen ihrer großen Lebhaftigkeit, zum Vergnügen neben den Wohnungen. Sie folgen Menschen und Pferden nach, und kommen wieder. In den Häusern aber treiben sie allen Muthwillen, stören die Winkel durch, und verüben manchen Unfug. Können sie in die Speisekammern und Küchengärten kommen; so bleibt nichts, was pflanzenartig ist, vor ihrer Näscherey verschont.

Sie sind auch, wie das Schaafvieh, der Würmerplage in der Leber, und im Gehirn unterworfen.

Von dem korsikanischen Mouflon sagt man, daß sein Kopf und seine Hörner so fest seyn sollen, daß er eine Höhe von 50 Fuß, ohne Schaden herabfallen kann, wenn er sich auch geradezu mit dem Kopfe auf Felsen stürzte.

Aus diesen allen erhellet, daß der Mouflon, der Argali und das Schaaf in Ansehung ihrer überwiegenden Aehnlichkeit im Grunde nur ein einziges Thier, ihre Verschiedenheiten aber bloß zufällig sind. Höchstwahrscheinlich hat der Urheber der Natur anfangs nur eine dieser drey Arten hervorgebracht, aus welcher in der Folge die andern beyden entstanden sind; entweder, daß das zahme Schaaf in das wilde ausartete, oder dieses letztere zum zahmen gebildet, und für den Menschen verbessert wurde.

Cetti Naturgeschichte von Sardinien I. 142 — 184. Tab. III. IV.

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere IX. 249. Tab. II. III.

Pallas Naturgesch. merkwürdiger Thiere XI. 15 ff.

3. Dritte Art: Das wallachiſche Schaaf *).

Wir nehmen dieſe Art noch mit, ob ſie gleich urſprünglich in Creta, und auf den Inſeln des Archipelagus zu Hauſe iſt; aber doch in Ungarn, Oeſterreich und der Wallachey häufig gezogen wird. Man verwechſele dieß Thier aber ja nicht mit dem kapenſiſchen Condoma oder Kuduthiere, welches auch ſchneckenförmig gewundene Hörner hat, und unter die Antilopen gehört **).

Dieſe Schaafe gehen in Creta Heerdenweiſe, vornämlich bey dem Berge Ida, und werden von den Schäfern *Striphocheri* genannt. Sie ſind ganz unſern Schaafen ähnlich, und unterſcheiden ſich bloß durch die Hörner. Beyde Geſchlechter ſind gehörnt. Das Schaaf hat ganz gerade, aufwärts ſtehende, und ſchraubenförmige; der Widder aber längere, etwas krummere, und mehr gedrehete Hörner.

In Ungarn, ſelbſt in Oeſterreich, hält man große, von den gemeinen Schaafen abgeſonderte Heerden derſelben, und ſchlachtet ſie häufig in Wien. Sie ſind etwas größer, als unſere Schaafe, haben größere und längere Wolle, die von den Slavoniern zu Pelzen, oder grob geſponnen, zu Mänteln gebraucht wird. In Ungarn heißen ſie Zeckel- oder Zickelſchaafe, vermuthlich wegen ihrer langen und hohen Hörner, und bey Dresden hat man ſie oft unter den gemeinen Heerden der Fleiſchhauer gefunden.

Im

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 202. Sp. 3. Ovis *Strepſiceros*.

**) Ibid. p. 192. Sp. 21. Antilope *Strepſiceros*, welches Müller im Linn. Naturſ. I. Tab. 26. Fig. 1. 2. am beſten abgebildet hat.

Im Jahr 1781 wurden einige fremde Thiere in Deutschland herumgeführet, bey welchen ein wallachischer Widder mit schraubenförmigen Hörnern war, den man an der türkischen Gränze nach Landesgebrauch auf der Nase gebrannt hatte.

Er gleicht einem hiesigen großen Schaafbocke vollkommen, weicht aber darin ab, daß er gerade, von einander gesperrte Hörner hat, und langhaarichte Wolle trägt, die an der Haut kraus und filzicht ist, auswendig aber, und besonders am Halse und an den Seiten des Rumpfs, wie dünne, geschlängelte Haarlocken herabfällt.

Die Farbe des Körpers schmutzig weiß, das unterste Fußglied kastanienbraun, und die Klauen rußigschwarz.

Das bloße Unterscheidungszeichen sind die seltsamen Hörner, die zwar gerade stehen, aber an den Seiten schief in die Höhe steigen, und wie eine offene Scheere auseinander gesperrt sind. Auf dem Kopfe sind sie einen halben Zoll, an den Spitzen aber zwey Fuß und einen Zoll weit von einander entfernt. In der Länge anderthalb Fuß, in der Breite nahe am Kopfe zwey Zoll, und an der Spitze nur vier Linien.

In der Form gleichen sie einer zugespitzten Schraube mit sieben weitläuftigen Gängen. Sie haben also auch zwey gegen einander über stehende eingekerbte Ränder, wovon der eine scharf, der andere stumpf, auch viel dicker ist. Diese sind von außen nach innen gedrehet, so daß sie an dem rechten Horne rechts, an dem linken links, wie eine Wendeltreppe, bis an die Spitze in die Höhe steigen, und sich mit einer stumpfen Spitze endigen.

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Otto IX. 258. Fig. 1. 2. der wallachische Widder; das wallachische Schaaf, wo aber die Hörner nicht schraubenförmig genug vorgestellt sind.

Beschäftigungen der berlinischen Gesellschaft naturforsch. Freunde IV. 624. Tab. 20. das Horn. Anmerkungen von Thieren mit schraubenförmigen gewundenen Hörnern; insonderheit vom Schraubhornwidder.

Wallbaums Beschreibung des kretischen Widders: im II. B. der allerneuesten Mannigfaltigkeiten. 321. mit der Abbildung des Kopfs und der Hörner.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 291. A. B. Ovis *Strepsiceros* L. (noch ohne Text).

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 680. No. 3. das kretische Schaaf.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Fünfte Gattung: Der Ochse.

Allgemeine Kennzeichen.

In der Unterkinnlade acht Schneidezähne. Hundszähne fehlen gänzlich.

Die Hörner sind inwendig hohl, aber nicht bis an die Spitze. Diese ein voller Kern. Die Form halbmondförmig gebogen, und auswendig glatt.

Die gespaltenen Hufe stärker und breiter, als bey allen vorigen Gattungen.

Die Weibchen, wie die Männchen, gehörnt.

Der Körper kurzbehaart.

Da unſer zahmes Rindvieh nicht urſprünglich das war, was es iſt; ſo müſſen wir die Stammväter deſſelben nicht vergeſſen. Dieſe ſind, wie die erfahrenſten Naturforſcher erwieſen haben, der Auerochſe, der Bonaſus und Biſon der alten Welt. Da auch der erſtere, nämlich der Auerochſe, ſich noch bis auf den heutigen Tag in verſchiedenen Provinzen von Europa erhält; ſo ſehe ich nicht ab, warum wir ihn nicht, als eine beſondere Art betrachten ſollten.

1. Erſte Art: Der Auerochſe, *).

Beſchreibung.

Alle, die den Auerochſen kennen, und geſehen haben, beſchreiben ihn, als ein Thier, das ſich noch jetzt von unſerm zahmen Ochſen unterſcheidet, ob er gleich als deſſen Stammvater anzuſehen iſt. Er hat ein weit wilderes und grimmigeres Anſehen, ganz mit Haaren bezottelte und bemähnte Schultern, Genick und Bruſt. Seine Farbe iſt ſtandhaft, nämlich allezeit ſchwarzgrau-lich, mit einem mauſefahlen Rückenſtrich.

Wenn wir bedenken, was Mangel der Freyheit, oder Zähmung, Verſchiedenheit des Klima und der Nahrung, für Ausartungen unter den Thieren zuwegebringen können; ſo werden wir uns über die jetzige Abweichung unſeres Rindviehes von dem Auerochſen ſo ſehr nicht wundern. Giebt es doch jetzt in einigen Provinzen Englands und in Island Ochſen, denen

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 202. Bos TAVRVS *ferus* (Vrus).

sogar ihr vorzüglichstes Kennzeichen? die Hörner, fehlen *).

Der Name Auerochse bedeutet nichts, als ein Wald- oder wilder Ochse, von dem altdeutschen Worte: Ur, welches einen Wald bezeichnet, wie der Auerhahn, Waldhahn.

Das Auszeichnende dieses Thieres ist seine Größe, und der ganze Vorderbau des Körpers. Einige sind sieben Schuh hoch; am Halse, an der Brust, und an den Blättern, außerordentlich breit und stark; das Hintertheil läuft schmäler zu. In dem Kopfe, Halse und Vorderboge haben sie die meiste Stärke.

Ich kann meine Leser mit einer der allergenauesten Beschreibungen beschenken, die wir einem Manne zu danken haben, dessen bloßer Name für alles, was er liefert, Gewähr leistet **).

Die

*) S. Pallas neue nordische Beyträge I. S. 1. Tab. I. der tangutische ungehörnte Büffel. Die Hörner sind den vorigen Racen abgesägt, wodurch nach und nach eine ganz ungehörnte Abart entstanden ist. In Gmelin's 13ter Ausgabe des L. S. p. 205. unter Sp. 4. Bos *grunniens*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 299. B. Dieß scheint mir glaubwürdiger, als daß nach dem 19ten Th. der allgem. Reisen. S. 20. nur die Ochsen in Island ungehörnt seyn sollen, welche aus Mangel der Weide mit einem Teige von faulen Fischen gefüttert werden.

**) Pallas in seinen neuen nordischen Beyträgen, die nicht in Jedermanns Händen sind. I. S. 6. 7. vom preußischen und litthauischen Auerochsen, nach den Papieren des Prosektor Wilde bey der petersburgischen Akademie: nach einem sehr alten, starken Stier, und mehreren vom Könige von Preußen nach Petersburg geschenkten, und im Jahr 1739 an der Viehseuche gestorbenen Kühen.

Die Länge des Stieres, von der Schnauze bis zum After, zehn englische Fuß und drey Zoll; die Höhe des Vordertheils bis auf den Rücken sechs Fuß.

Der Kopf zwey Fuß sechs Zoll lang, und im größten Umfange fünf Fuß. Der senkrechte Durchmesser durch die Brust drey Fuß, zehn Zoll, des Hintertheils aber nur zwey Fuß, acht Zoll. Die Schnauze acht Zoll breit; der Abstand der Augen einen und einen halben Fuß, nach der Krümmung gemessen; der Abstand der Hörner einen Fuß.

Jedes Horn bey der Wurzel dreyzehn Zoll im Umfange, und einen Fuß lang. Die Fußklauen einen halben Fuß lang; die kleinen Hinterklauen, die bis an die Erde reichen, drey Zoll; die Schwanzrübe zwey Fuß; die Haarzotten daran ein Fuß, vier Zoll.

Das Kopfhaar grau vor Alter. Von der Kehle bis zur Wamme von den herabhangenden fußlangen Zotten eine Art von Bart, wie am Ziegenbock. Am Kopfe nur die Schnauze, und der Umkreis der Augen mit kurzen glatten Haaren bewachsen; auch das ganze Hintertheil, und der größte Theil des Rumpfs bis an die Schultern nebst den Füßen, kurzschlichthaaricht und braunschwarz.

Die Länge einer Kuh sieben Fuß; die Höhe bey den Schultern vier Fuß, neun Zoll, und der Durchmesser der Brust zwey Fuß, acht Zoll. Am ganzen Vordertheile bis über die Schultern fußlange Zotten. An der Haut das Haar wollicht, sanft und gräulich; nach außen zu hingegen grob, straubicht und dunkelbraun.

Ueberhaupt haben die Kühe am Vordertheile nicht völlig so lange Zotten, auch keinen so starken Kopf, und sind überall schwächer gebauet.

Zergliederung

Im innern Bau alles wie bey dem zahmen Rindvieh. Die Länge des Darmkanals beym Stier 158 Fuß. Das Zeugungsglied desselben in seiner ganzen Länge vier Fuß, acht Zoll.

Bey einer Kuh eine doppelte Gallenblase, in einer gemeinschaftlichen äußern Hülle, mit vier Gallengängen aus der Leber.

Der Aufenthalt

der Auerochsen ist jetzt in Europa nicht mehr so zahlreich, als in ältern Zeiten, wie wir unten bey der Verbreitung näher anzeigen wollen. Je mehr die Wälder in unserm Welttheile, besonders in Deutschland, ausgerottet, und urbar gemacht sind; desto stärker hat sich die Zahl dieser Thiere vermindert.

Von der Nahrung

dieses Thieres, zumal wenn wir es für eine Art mit unserem Rindvieh ansehen, kann ich nichts weiter sagen, als daß sie mit dem, was dieses frißt, und wovon ich unten das Nöthige anführen werde, völlig einerley ist.

Die Lebensart

ist zu versteckt, als daß wir davon mehr wissen könnten, als was uns ältere Schriftsteller hinterlassen haben. Wegen seines äußerst wilden Naturells hat sich der Auerochse immer dem Auge der Beobachter entzogen, und wenn er gleich noch in den Thiergärten und Menagerien einiger großen Höfe außer Deutschland gehalten wird; so ist es doch immer schwer, ihm gehörig beyzukommen, und seine Eigenschaften auszuforschen. Gleichwohl sind

ei-

einige bey der Auerſcheune in Königsberg ſo zahm geworden, daß ſie niemand angefallen; ſondern ſich auf der Stirn kratzen laſſen, und aus der Hand gefreſſen haben *).

Einige beſondere

Eigenheiten

deſſelben ſind uns indeſſen doch bekannt geworden. Dahin gehört

1. ſeine außerordentliche Größe.

Aus ihrem Cäſar, meine jungen Freunde! haben ſie ſchon gelernt, daß er in Deutſchland Auerochſen gefunden habe, von welchen er ſagt: ſie wären beynahe in der Größe der Elephanten: von ungemeiner Stärke und Geſchwindigkeit **). Die Hörner waren unſerer Vorfahren Trinkpokale, und der ältere Plinius, der ebenfalls in Deutſchland geweſen war, ſagt ausdrücklich: daß die Hörner der Auerochſen Deutſchlands ſo groß geweſen, daß ein Horn eine Urne, das iſt, ungefähr ſechzehn Maaß, enthielt ***). Darnach zu urtheilen, muß das Thier von erſtaunlicher Größe ſeyn. An einem andern Orte verſichert er: daß Deutſchland zwar wenig; aber deſto ſchönere Thierarten zeuge: wilde Ochſen, Biſonten mit Mähnen, und überaus ſtarke und ſchnelle Auer-

*) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 194.

**) Julius *Caeſar* de bello gallico lib. VI. c. 28.

***) Hiſt. natur. Lib. XI. c. 37. *Urorum* cornibus Barbari ſeptentrionales potant, *vrnusque binis* capitis vnius cornua implent. Nach Großen's Ueberſ. 3. B. XI. B. §. 45. S. 248.

ochsen, welche das unwissende Volk Büffel nenne *). Sagt doch Pallas selbst **): der preußische und lithauische Auerochse sey, nächst dem Rhinozeros, eins der größten vierfüßigen Thiere, und den stärksten zahmen Büffeln überlegen.

Der Kopf und die Stirne mancher Stiere ist so breit, daß zwischen beyden Hörnern drey Männer von mäßiger Statur haben sitzen können, wovon König Sigmund in Polen eine Probe hat anstellen lassen ***). Der Marggraf Georg Friedrich hat 1595 den 28ten Febr. bey Friedrichsburg einen Auer geschossen, der drey und eine halbe Elle hoch, sechstehalb Ellen lang gewesen, und neun Centner fünf Pfund gewogen ****).

2. Seine außerordentliche Stärke, besonders im Kopfe, Brust und Halse, wie man bey den Thierhetzen und Stiergefechten sieht, wovon ich unten mehr sagen werde. Denn wenn ihm ein Bär, Löwe, oder andere dergleichen starke Thiere vorkommen; so ist er im Stande, wenn er sie unter dem Bauche recht auf die Hörner nehmen kann, sie gerade von der Erde aufzuheben, und hoch in die Höhe zu werfen. Dazu gehört in der That viel. Sagt man doch, daß er Roß und Mann in die Luft schleudern kann, und wenn er angefangen habe, einen Baum auszureißen; so lasse er nicht eher nach, als bis er mit der Wurzel herausgezogen sey.

3. Der

*) Naturgeschichte nach Großen Uebers. II. B. 8. B. S. 267.

**) Neue nordische Beyträge I. Band. S. 6.

***) S. Bocks Naturgeschichte von Preußen IV. 193.

****) Das. S. 194.

3. Der Moschusgeruch seiner Haare. Alle Kopfhaare über den Augen, an und zwischen den Hörnern, auch die langen am Halse hangenden, geben den angenehmsten Geruch von sich, wenn man sie ausrupft, reibt, und vor die Nase hält. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß dieser Biesamgeruch von einem gewissen Grase entstehe, das denselben habe, nach welchem sich die Auerochsen hinziehen, und es gern fressen sollen. Der Geruch ist nicht nur den Haaren vor der Stirn; sondern der ganzen Hirnschaale des Thieres eigen, und bleibt hundert und mehrere Jahre daran, wie die im Kabinet zu Königsberg befindlichen Stücke in einer offenen Büchse beweisen *).

Ihre Fortpflanzung

ist selbst in ihrem Vaterlande nicht sehr stark, und ob sie gleich alle Jahr brunsten, so sollen sie doch vielfältig unfruchtbar bleiben. Ihre gewöhnliche Brunstzeit fällt in den September, und die Kuh trägt vierzig Wochen. Sie sollen vierzehn bis funfzehn Jahr alt werden.

Die Verbreitung

des Ochsen ist sehr ansehnlich, und erstreckt sich auf alle Welttheile, ob er gleich die Kälte nicht so gut, als der Hund ertragen kann.

Da sich der Höker- oder Buckelochse: der wahre Bison **) von Afrika und Amerika, mit unserem zahmen

*) S. Bocks Naturgeschichte von Preußen IV. 196.

**) *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 203. Sp. 1. Taurus c) *Bison*. Büffons N. G. IX. S. 120. Schrebers Säugthiere V. Tab. 296.

Rindviehe fortpflanzt; so ist er höchstwahrscheinlich eine und eben dieselbe Art mit demselben, und der Buckel ist nur etwas zufälliges, welches mit der Quantität der Nahrung ab- und zunimmt, und durch Verführung des Thieres in fremde Klimate gänzlich verschwindet. Der Buckel des Ochsen, der in Madagaskar gegen funfzig Pfund wiegt, verliert sich nach und nach völlig.

Dieß bringt mich auf die Gedanken, daß der Auerochse eine ältere Race als der Bison, und dieser mit dem Buckel allmählich ausgeartet sey, und von dem Auerochsen abstamme.

In Südamerika geht der Ochse bis gegen Patagonien herunter. Das dahin gebrachte Rindvieh hat sich nicht nur zahm sehr gut vermehrt; sondern die dort wild gewordenen, sind in unbewohnten Ebenen von Paragay in so erstaunlicher Menge vorhanden, daß man zuweilen gegen 80000 Stück, bloß der Häute wegen, gefangen und getödtet hat.

Im wilden Zustande findet sich der Auerochse noch in einigen großen Wäldern von Lithauen, Preussen *), Polen, Moskau, Schweden, u. s. w. wie auch in Sibirien; allein in Deutschland ist keiner mehr vorhanden **).

In den Gebirgen von Andalusien giebt es noch eine Art wilder Stiere, welche in Spanien zu dem bekannten Stiergefechte gebraucht werden; aber vermuthlich

*) wo sie sich bis 1738. erhalten haben. S. Bocks Naturgeschichte von Preußen IV. 191.

**) Nicht weit von der Stadt Mansfeld in der Grafschaft Mannsfeld heißt noch jetzt ein Berg Auersberg, wo sonst viele Auerochsen gehauset haben.

muthlich wegen des wärmern Klima kleiner sind, als die Auerochsen *).

Feinde,

außer dem Menschen, kann dieses gewaltige und streitbare Thier nicht viel haben, da es Löwen und Bären bezwingt. Da seine Nahrung bloß in Gras und Kräutern besteht, und es nichts aus dem Thierreiche genießt, so kann auch

der Schaden,

den es in der Freyheit thut, nicht beträchtlich seyn, ob gleich bey den Stiergefechten viele Menschen und Thiere beschädiget werden, welches aber nicht auf die Rechnung des Thieres zu schreiben ist.

Sein Nutzen

ist ebenfalls nicht sehr groß, weil die Anzahl der eigentlichen Auerochsen in Europa nicht mehr beträchtlich ist.

1. Das Fleisch ist mittelmäßig. Ehemals war es in größerem Werth, weil ein König in Polen, Sigmund I., dem Kaiser Karl V. einigemal zur großen Ehre ein Geschenk mit Pökelfleisch von einem Auerochsen gemacht hat.

2. Die Hörner, wie oben schon gesagt, gebrauchten die alten Deutschen als Trinkgefäße. Auch beschlugen sie damit vorn ihre Spieße. Wir, meldet Plinius **), zerschneiden sie in dünne Scheiben, und gebrauchen diese zu Laternen, und noch zu mehreren Dingen — zur Pracht:

*) Das übrige von der Verbreitung in Zimmermanns zool. Geographie I. 151.

**) Naturgeschichte nach Große III. Band XI. Buch §. 45. S. 248.

Pracht. Man färbt sie, überzieht sie mit Firniß, und brennt mit dem Grabstichel eingegrabene Mahlerey darauf ein.

Noch jetzt werden in Polen von den Hornarbeitern daraus Nachtwächterhörner, Kämme und andere Kunstsachen verfertiget.

3. Die Haut ist sehr stark, auf dem Rücken einen guten Finger dick, und es wird daraus ein überaus festes Leder gemacht, dem man, nebst den nach Moschus riechenden, von der Stirn genommenen Stückchen die besondere Eigenschaft, leichte Geburten zu machen, zuschreibt. Daher wird in Polen nicht leicht eine Dame seyn, die nicht einen Gürtel von diesem Leder trägt, welches den Preis der Häute sehr erhöhet.

4. Die alten Aerzte empfohlen die Hörner, und den kreuzförmigen Herzknochen gegen verschiedene Krankheiten, in der Medizin.

5. Die **Hottentotten** bewachen ihre Heerde durch abgerichtete Ochsen, welches doch auch Abkömmlinge der Auerochsen sind, die den Hunden am Verstande gleich kommen, und im Lande **Bakkaleyer** heißen. Sie kennen nicht nur ihren Herrn, sondern auch alle, die zu dem Dorfe gehören. Das verlaufene Vieh treiben sie wieder zusammen, und sind ein Schrecken der Räuber und Raubthiere. Jedes Dorf hält gewöhnlich sechs solcher Ochsen. Sie gehören mehrentheils zu dem **Büffelgeschlecht**.

6. Ob wir die **Stiergefechte** der Spanier, zu dem **Nutzen**, oder zu dem **wilden Vergnügen** einer verwöhnten Nation rechnen sollen, läßt sich leicht entscheiden.

Es

Es ist erstaunlich, mit welcher Pracht, und Lebensgefahr diese Thierkämpfe angestellt, und was dabey öfters für kühne Stücke von ambitiösen Wagehälsen gemacht werden. Ich will jetzt das nicht alles wiederholen, was davon geschrieben ist *); sondern nur die That eines beherzten Indianers von Buenos-Aires anführen, der in solchen körperlichen Uebungen Meister war.

Er fieng den grimmigsten, und durch allerley Neckereyen erst recht aufgebrachten Stier, von seinem Pferde mit einem Strick am Hinterfuße, ritt um ihn herum, und verwickelte ihn in der Linie, daß er stürzte, worauf er ihm den Dolch ins Genicke stieß. Einen andern, auf eben die Art gefangenen, zog er an einen Pfahl, und band ihn so fest daran, daß er sich nicht rühren konnte. Hierauf legte er ihm einen Sattel auf, gürtete ihn fest, zog ihm mit einer großen Nadel einen Strick durch die Nase: setzte sich darauf, band ihn los, und ritt auf dem unbändigen Thiere, welches lauter Luftsprünge machte. Ja! er wehrte sich noch zwey anderer auf ihn losgelassenen Stiere, auf diesem seinem Reitpferde ab, stieß es zuletzt mit dem Dolche nieder, fieng den einen von den andern, und behandelte ihn auf gleiche Art, und ob ihn gleich der dritte überraschte, und gewaltig auf ihn losstieß; so wußte er seinen Stössen durch geschickte Wendungen zu entgehen, und wurde zuletzt doch sein Oberherr.

Wegen seines Nutzens wird er noch in den Lithauischen Wäldern gefangen, nur

sein

*) S. berlinische Mannigfaltigkeiten I. 529. III. 577. ff. 593. ff. Allerneueste I. 441.

sein Fang

ist schwer und gefährlich. Weil ihm wegen seiner Wildheit und Stärke nicht beyzukommen ist; so wird er in Gruben gefangen, oder durch Feuer hinein getrieben, und alsdann erlegt.

Ist er angeschossen; so ist mit seiner Wildheit nichts zu vergleichen. Zwey Jäger sind immer beysammen, und wenn er in voller Wuth auf den Baum zubohrt, hinter welchen sich der, welcher ihn angeschossen hat, retirirt; so giebt ihm der andere von der Seite den Fang.

Es ist doch besonders, daß der Auerochse die **rothe Farbe** so wenig leiden kann, als unsere Bullen. Daher gebrauchen die Jäger die List, ihn dadurch anzulocken. Einer steigt auf einen Baum, und der andere auf einen benachbarten, von welchem er einen roth angekleideten Strohmann an einem, über einen Ast geworfenen Seile, zu dem andern hinzieht. So bald ihn der Ochse gewahr wird, bohrt er auf den Baum zu, hinter welchen der Popanz gezogen ist, und wird von oben herunter geschossen.

In **Lithauen** wird er mit Pfeilen angeschossen, und, da er von einem Jäger auf den andern losgeht, so lange getrieben, bis er ermüdet liegen bleibt.

Zu den **Irrthümern** und **Vorurtheilen** gehört die bereits oben angeführte Eigenschaft der Haut in Gürteln, die Geburt zu befördern. Ehemals wurden in Königsberg von den Hörnern und Klauen **Krampfringe** und Halsbänder verfertiget. Der **Herzknochen** ist aus der Mode gekommen. Das Gras, welches den Haaren und dem Gehirn den Moschus-

geruch

geruch geben soll, würden unsere Botaniker kennen *). Eher müßte das Fleisch, in welches sich die verdaueten Säfte ziehen, diesen Geruch haben, wie man bey andern Thieren wahrnimmt, daß sie nach der Nahrung, die sie genossen haben, riechen, z. B. der Specht, wenn er die in den sauren Feuchtigkeiten des faulen Weidenholzes lebende Cossusraupen geschmauſt hat.

Endlich gehört auch wohl hieher die Legende des Schottus, daß der Auerochse mit seiner scharfen Zunge Menschen an sich ziehen könne.

Die besten hieher gehörenden

Schriften

sind

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere: nach Otto IX. B. 112. Vom Bonasus, Auerochsen und Bison.

Hartknochs Alt- und Neupreußen. S. 211.

Deutliche und gründliche Beschreibung der Natur und Eigenschaft eines Auerochsen, aus dem Lateinischen übersetzt von E. Hüniken. Berlin 1705. 4. mit Kupfern.

Vornämlich Masecovii zwo Dissertationes. Königsberg 1718. de *Uro*.

Hallens Naturgeschichte der Thiere. S. 280.

Die

*) In den Breßlauer Sammlungen 1719. Febr. 192. wird das Gramen paniculatum odoratum, latifolium, welches häufig bey Angerburg in der Ogoeschen Heide in Preußen wächst, und wo sonst die meisten Auerochsen gewesen, dafür ausgegeben. Es heißt noch in der polnischen Sprache der Einwohner Turza trawa, Auergras, von Tur *Urus* oder Auer.

Die beste Abbildung in Schrebers Säugthieren V. t. 295.

Donndorffs zoologische Beyträge rc. I. 684. ff. der Auerochs.

* * *

2. Zwote Art: Der gemeine Ochse *).

Beschreibung.

Diese, in allen Theilen von Europa so bekannten und nützlichen Thiere, haben fast keine Beschreibung nöthig, da auch der gemeinste Knecht versteht, was man durch Stier oder Bullen, Kuh und Kalb meynt.

Indessen giebt es wieder nach Verschiedenheit der Länder und Provinzen so viele verschiedene, bessere und schlechtere, Racen, daß es gut ist, davon einige Kenntnisse zu haben.

1. Die Dänischen und Jütländischen Ochsen sind sehr dickleibig, mit kurzen Füßen, und wenig ausgebogenen Hörnern. Ihre Farbe ist schwarz und weiß, oder auch weiß und roth. Man mästet sie auf zehn Zentner.

Wo ich nicht irre, sind diese besonders im Hamburgischen Gebiet sehr gemein, und geben das schöne geräucherte Hamburger Rindfleisch. Diese südbeinichten, wie man sie daselbst nennt, werden allen andern vorgezogen.

2. Die Polaken haben weit höhere Beine, weit aus einander stehende Hörner, und mehrentheils eine blaufahle Farbe. Unsere Branntweinbrenner pflegen sie

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. 203. Taurus *domesticus*.

ſie auf neun Centner zu mäſten. Aus meiner Jugend weiß ich mich zu erinnern, daß in Aſchersleben einmal ein Fleiſchhauer zwey polniſche Ochſen gemäſtet hatte, die als ein Wunder angeſehen wurden, davon der eine ausgeſchlachtet 2000 Pfund wog.

3. Die Ungarn ſind den Dänen gleich, haben aber mehrentheils eine weißliche Farbe.

4. Die Schweizer ſind groß, lang und hoch, mehrentheils ſchwarz von Farbe, und werden vorzüglich gerühmt. Sie weiden, wie in Steyermark, den ganzen Sommer durch, Tag und Nacht auf den Alpen.

5. Die Frieſen haben niedrige Füße, aber einen lang geſtreckten Körper, meiſt roth von Farbe. Eine Kuh ſoll wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Maaß Milch geben.

6. Die Franken ſind hochbeinicht, langgeſtreckt, roth von Farbe, und gehen mehrentheils nach Frankreich.

Im Jahr 1775 wurde zu Nürnberg ein Ochſe von 25 Zentnern und 40 Pfund geſchlachtet. Er hatte 340 Pfund Talg und die Haut wog 70 Pfund. Im Jahr 1692 wurde zu Lincolnſhire ein Ochſe gezeigt, der 35 Zentner, 77 Pfund hatte *).

7. Die Böhmen ſind untergeſetzt und ſtark, mehrentheils von ſchwarzbrauner Farbe.

8. Die Thüringer ſind von mittler Statur, kurz gebauet, haben einen ſchweren Kopf, und kaum gekrümmte

*) Mehrere Beyſpiele von ſolchen ſchweren Maſtochſen in Danzig hat Hanow in ſeinen Seltenheiten der Natur und Oekonomie I. 218. 223, und Bock in ſeiner Naturgeſchichte von Preußen IV. 171. 172.

krümmte Hörner. Besonders aber ist es, daß sich das Waldvieh von dem Landviehe merklich auszeichnet. Die Kühe, welche in den tiefen Wäldern Thüringens weiden, haben lange, spitzige, rückwärts gebogene Hörner, einen langen dünnen Hals, den sie, wie die Hirsche, hoch tragen, dünne Beine, und einen hohen Nacken, eine breite Brust und Kreuz, sind gestreckt, und meist roth von Farbe. Das Landvieh hingegen hat einen großen Kopf, der im Gehen mit dem Halse und Rücken in einer Linie fortgeht.

Ein gleiches hab' ich an dem Rindviehe des Unterharzes bemerkt. Die Kühe in Thale, eine Stunde von Quedlinburg, welche täglich im Holze und auf den Bergen weiden, sind ungleich kleiner, als die unsrigen, haben fast alle vorher angeführten Merkmale; geben aber gleichwohl mehr Milch, als die im Lande.

9. Die Sicilianer, die am Aetna weiden, haben eine vorzügliche Größe, und diejenigen, die in der mittlern Region des Berges weiden, haben unter allen Ochsen in der Welt die längsten, und am stärksten gewundenen Hörner. Diese sind es, welche unsere Hirten, die etwas vorstellen wollen, auf der Leipziger Messe auf mancherley Art eingefaßt, bekommen.

Ich besitze ein solches, unbeschlagenes, spiegelglattes Horn, welches von der Spitze bis zur Wurzel, in gerader Linie, die Krümme ungerechnet, eine und eine Viertel Elle lang ist.

Die Farbe des Rindviehes ist mehrentheils roth, ob sie gleich sehr variirt. Doch hat sie keinen Einfluß auf die Güte des Thieres, wenn die Haare nur dicht, weich und glänzend sind, welches ein Kennzeichen der Gesundheit ist.

In

In den waldichten Gegenden liebt man das graue, weiße, blasse, gefärbte und gefleckte Rindvieh deswegen nicht, weil es von Fliegen, Bremsen und anderem Ungeziefer weit mehr, als das braune, rothe und schwarze gequält wird, wovon ich doch den Grund noch nicht einsehe: es müßte denn seyn, daß entweder die Farbe den Insekten mehr in die Augen fiele, oder daß es von Natur Schwächlinge wären, denen, wie bey den Pflanzen, die Insekten am meisten nachzugehen pflegen.

Bekanntermaßen haben diese Thiere acht Schneidezähne in der Unterkinnlade, welche schmäler und beweglicher ist, als die obere. Statt der Vorderzähne in der obern, ist das Zahnfleisch mit einer harten Haut überzogen, auf welche die Zähne der untern so genau passen, daß auch nicht das kleinste Gräschen beym Fressen durchkommen kann. Auf jeder Seite der beyden Kinnladen sitzen sechs Backenzähne, daß also das Maul, bey Ermangelung der Eckzähne, mit 32 Zähnen besetzt ist.

Die Zunge, die von vielen mehr dem Gaumen und Wohlgeschmack, als dem Auge und der Betrachtung gewidmet wird, hat den weisesten und wunderbarsten Bau. Man darf nur ein Stückchen von der Oberfläche abziehen, und unter dem Vergrößerungsglase betrachten; so wird man sich über den vortreflichen Gegenstand nicht genug wundern können. Es finden sich darauf dreyerley kleine Erhöhungen, als hakenwarzen- und pfifferförmige.

Die hakenförmigen bedecken mehrentheils den vordersten und größten Theil der Zunge. Sie sind sehr elastisch und rauh, welches man nicht besser empfinden

kann, als wenn man mit der flachen Hand von unten bis nach der Spitze zu darüber fährt.

An der Wurzel der Zunge sitzen die warzenförmigen Erhöhungen, jede gleichsam in einem Graben vertieft.

In der Mitte und an den Seiten stehen die runden Papillen, wie kleine Erdschwämme.

Dieß der Obertheil der Hechelhaut, an welcher alles so eingerichtet ist, daß daran das Gras und anderes Futter gleich hängen bleibt, und darauf, wie auf einer Reibe, zermalmt wird.

Zieht man diese ab, so folgt die glatte Schleimhaut, in welcher man die Gänge zu den hornförmigen Spitzen sehen kann. Was darunter in dem Fleische für ein künstliches Gewebe von Nerven, Drüsen und Blutgefäßen liegt, ist kaum zu beschreiben, und man ist nicht im Stande, die Absicht aller dieser Theile anzugeben, da wahrscheinlich das Rindvieh keinen gar zu hohen Gout hat, und das Futter sehr einförmig ist *).

Zergliederung.

Ich habe sehr oft Gelegenheit gehabt, die innern Theile und Eingeweide dieser Thiere zu untersuchen.

Das erste, was mir auffiel, war die große Luftröhre mit den Lungen. Wie wollte der Stier und die Kuh sonst so erstaunlich brüllen, brummen und bölken können?

Das

*) Die umständlichere Beschreibung und Abbildung der Theile der Rindszunge findet sich in Ledermüllers mikroskopischen Gemüths- und Augen-Ergötzungen I. Hundert. S. 181 — 188. Tab. 94. 95. 96.

Das zweyte betrifft die wunderbare Einrichtung der vier Magen, welche gegen den kleinen Pferdemagen von ungeheuerer Größe sind, und das wichtige und merkwürdige Geschäfte des Wiederkäuens verrichten.

Die zween ersten Magen bestehen aus einem einzigen Sack von sehr großer Weite, worin auf einmal viel Futter beherbergt werden kann. Dieser wird auch am geschwindesten gefüllt, und daraus das Wiederkäuen desto gemächlicher angestellt.

Der zweete Magen heißt der Panzen, oder die sogenannte Mütze, woraus das Futter wie gehackter Spinat gesammelt wird.

Aus diesem geht es in den dritten, oder in den Faltenmagen, der es in seine Falten aufnimmt, und darin aufbewahret, bis es so weit verdauet ist, daß es

in den vierten, oder in den sogenannten Lab übergehen, und seine völlige Auflösung erfahren kann *).

Wie sonderbar ist die Einrichtung der Natur, daß ein Pferd nicht wiederkäuen, noch sich erbrechen kann, da das Wiederkäuen bey dem Ochsen so leicht von statten geht, und als ein leichtes Erbrechen anzusehen ist, welches durch die Gegenwirkung des ersten Magens auf die darin enthaltenen Nahrungsmittel verursacht wird **).

*) S. Metzgers Untersuchung des Magens und der Gedärme beym Rindvieh, in Vergleichung mit den menschlichen: in den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. IV. 421.

**) Von dem Wiederkäuen der Thiere s. den 5ten Theil von Natur, Menschenleben und Vorsehung: 22tes Stück.

Im Netze der Gedärme haben die Rinder zuweilen den gewöhnlichen großen Blasenwurm. Von demselben hat Sander artige Bemerkungen geliefert. Seit langer Zeit kennt man dieß Uebel schon in Schwaben, und weiß die Blase glücklich herauszunehmen, welche Operation ausführlich beschrieben ist *). In der Leber die Egeln mit dem Doppelloch, und in den Lungen Fadenrundwürmer. Eigentliche Bandwürmer aus Kühen, Stieren und Kälbern sind mir noch nicht vorgekommen **).

Der Aufenthalt

unseres Rindviehes in unsern Gegenden ist entweder der Stall oder die Weide; doch bleiben sie des Nachts nie auf dem Felde. Es wird von vielen die Stallfütterung für nützlicher gehalten, worauf wir uns hier nicht einlassen können. Dabey aber ist hauptsächlich nöthig, daß sie oft auf den Hof und in die frische Luft gelassen, auch überhaupt am ganzen Körper reinlich gehalten werden, und öfters zum frischen Wasser kommen können,

Stück. Ferner Mechanisme de la *Rumination* des bêtes à laine — par Mr. *Daubenton*: in der *Gazette* salut. 1769. No. 26. 27. *Bomare* Dict. d'Hist. nat. Tom. X. p. 126. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini, I. B. S. 260.

*) S. Beckmanns Beyträge zur Oekonomie ꝛc. V. 194.

**) S. meinen Versuch einer N. G. der Eingeweidewürmer 91. Tab. II. Fig. 6. 7. Fr. von Paula Schrank Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer nach dem Thierreich. S. 56. IV. *Pecora*. Rind. No. 38. 56. 93.

können, weil ihnen sonst das Horn an den Klauen zu groß wächst, und den Gang beschwerlich macht.

In großen Ställen ist es unumgänglich nöthig, daß durch **Dampfröhren** mit einem Schieber öfters frische Luft hereingelassen, und der Stall selbst reinlich gehalten wird. Das **Federvieh** darf schlechterdings nicht in die Kuhställe kommen, weil die verlornen Federn sich leicht mit dem Futter vermischen, und den Kühen, wie den Pferden, schädlich sind, ihnen einen langwierigen Husten, ein Aufschwellen des Wanstes, und den Tod verursachen.

Auch müssen die Mägde, die das Vieh füttern, sich hüten, keine **Nadeln** unter das Futter fallen zu lassen, weil man Beyspiele hat, daß davon einige krank geworden, und langsam gestorben sind, welches man, bis sichs entdeckte, wohl gar für Hexerey ausgegeben hat.

Das **Uebrige**, wie das Vieh zu halten und zu füttern sey, gehört zur **Oekonomie** *).

Nur einen **besondern Umstand** will ich noch anführen. Wenn die Hörner drey oder vier Zoll lang sind, pflegt man sie an einigen Orten durch ein ausgehöhltes, mit heißem Wasser angefülltes erwärmtes, wieder ausgeleertes, und so warm übergesetztes Gefäß zu erwärmen, hernach aber allmählig täglich zweymal zu beugen, um ihnen die rechte Form zu geben, daß sie schön und wohl wachsen.

*) S. Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands I. 681. Bocks Naturgesch. von Preußen IV. 162. ff.

Was die Nahrung betrifft; so kommt alles darauf an, daß der Oekonom mehr verstehe, als der Hirte, und insonderheit die Kräuter kenne, die dem Rindvieh nützlich und schädlich sind. Auch muß die Fütterung bey der Weide, und die Sallfütterung verschieden; anders auch im Winter, als im Sommer, eingerichtet seyn. Das Vieh satt und gut zu füttern, ist die erste Pflicht des Oekonomen.

Eine Milchkuh muß vor allen Dingen viel Wasser haben, wenn sie viel Milch geben soll. Der große schwarze Rettig und die Pastinake sollen die Milch ungemein vermehren.

Unser großer Linné hat auch bey dem Rindvieh den Versuch gemacht, daß es 276 Kräuter fraß, und 218 unberührt ließ. Es ist insonderheit nöthig, wenn die Kühe blaue, oder rothe Milch — Blutmilch geben, nach der wahren Ursache zu forschen, und die Weideplätze zu untersuchen, weil es gemeiniglich von gewissen Kräutern herrührt, welche dem Viehe schädlich sind. Wenn der unwissende und halsstarrige Landmann sich nicht will weisen lassen, und in dergleichen Fällen lieber zu dem Schlottenpulver, oder Zaubermitteln gegen angethane Hexerey, als zu vernünftigen Mitteln seine Zuflucht nimmt; so muß er erfahren und fühlen, daß sein Aberglaube das Vieh tödtet, wenn es der vernünftige Oekonom zu retten weiß.

Schierlingskraut, gelber Sturmhut, das blaue Eisenhütlein, Bilsenkraut, Tobakskraut, Wasserrispengras (Poa aquatica) sind ihm Gift. Von zu nassem Klee im Herbst schwillt es dicke auf. Das Bluthamen bekommt es von zu frischem Eichenlaube

im

im Frühjahr *), und die blaue Milch ist mehrentheils eine Folge des dumpfen Gemachs, und der säuerlich gewordenen Gefäße **).

Die Fortpflanzung

dieser Thiere ist bekannt. Die Kuh trägt neun Monate, und bringt im zehnten ein, selten zwey Kälber zur Welt ***). Sie sind den unzeitigen Geburten, schweren- auch Mißgeburten sehr unterworfen.

Ich besitze ungeborne Kälber von verschiedener Größe in Weingeist, und man kann, ohne Einbildung, das Ochsenkälbchen an den Stellen, wo die Hörner des Bullen keimen wollen, und an dem wirklich schon grämlichen Gesicht, von dem Kuhkälbchen unterscheiden. So besitze ich auch in meinem Kabinet ein ausgestopftes Kalb mit zwey völlig formirten Köpfen an einem Halse ****).

*) S. Goezens nützliches Allerley II. 73. 49. neue Aufl.

**) Das Uebrige von der Fütterung in Bechsteins N. G. Deutschl. I. 681.

***) In Preußen warf eine Kuh 1782 im März drey vollständige Kälber, die aber mit der Mutter nach vier Tagen starben. S. Bocks N. G. von Preußen. IV. 169.

****) In Jena auf dem Naturalienkabinet habe ich eine ausgestopfte Kuh gesehen, deren fünfter Fuß vom Rücken herunter hieng, womit das Thier lange gelebt hatte.

Die Mißgeburt in Pomerellen, im Dorfe Polaski, an welcher Kopf und Schwanz vom Hecht, der Leib vom Kalbe und ohne Füße war, scheint wohl durch die Einbildung vergrößert zu seyn. S. Bocks Naturgeschichte von Preußen IV. 189.

Das Kalben geschiehet fast mehrentheils in den letzten Wintermonaten: im Februar und März; doch kann der Trieb zur Vermehrung des Geschlechts, und zum Nutzen des Oekonomen, fast zu allen Jahreszeiten rege gemacht werden, wenn den Kühen einige kleine Gründlinge *), auch vierzehn Tage hinter einander gestoßene Hanfkörner in kleinen Portionen, oder Oehlkuchen von denselben, zu fressen gegeben werden.

Ein einziger rüstiger Ochse, wenn er gut gehalten wird, ist vermögend, 60 Kühen genug zu thun; allein man läßt ihm nur mit größerem Vortheil die Hälfte zu.

Sonderbar ist es doch, daß die Kuh beym Kalben überaus begierig ist, die Nachgeburt zu verschlingen. Warum? das ist noch unbekannt. Wenigstens ist es ihr keine Arzeney, und muß sorgfältig verhütet werden, weil darauf insgemein eine langsame Verzehrung folgt.

Was übrigens das Ziehen der Kälber, das Verschneiden und andere ökonomische Vortheile betrifft; so kann ich mich dabey nicht aufhalten **).

Das Alter dieser Thiere läßt sich aus den Zähnen und Hörnern beurtheilen. Im zehnten Monat fallen die ersten Vorderzähne aus, und ihre Stelle wird gleich durch breitere, aber nicht so weiße ersetzt. Im 16ten Monat

Das Kalb mit zwey Köpfen, vier Augen und zwey Ohren, welches in den Jeux de la Nature No. 10. abgebildet ist, hätte ich wohl sehen mögen *).

*) Cobitis *barbatula*. L.

**) S. Bechsteins N. G. Deutschlands. I. 686. 690. 691. ff.

*) S. Beckmanns phys. Bibl. VI. 348.

Monat fallen die nächsten beyden mittelsten Zähnen aus, und wachsen gleich wieder.

In drey Jahren hat der Ochse lauter neue Beiß- und Schneidezähne. Weder das Geschlecht, noch das Verschneiden hat einen Einfluß auf den Wachsthum, auf das Ausfallen der Zähne, oder auf das Abwerfen der Hörner. Denn diese pflegen beym Stiere so wohl, als bey den verschnittenen Ochsen, und der Kuh, nach dem dritten Jahre abzufallen, und neuen Platz zu machen, die hernach so wenig als die zwote Schicht von Zähnen, weiter abfallen. Doch wachsen sie vom vierten Jahre immer fort, so lange das Thier lebt, und setzen alle Jahre einen ringförmigen Wulst oder Knoten, wonach sich die Jahre leicht abzählen lassen. Man rechnet die Spitze des Horns bis an den ersten Ring für drey Jahre; jeden Strich aber zwischen den übrigen Ringen für ein Jahr *). Sie erreichen ein Alter von zwanzig, und mehreren Jahren.

Unser hiesiges Rindvieh kann durch neue Rekruten beyderley Geschlechts aus der Schweiz und Ostfrießland sehr verbessert werden.

Lebensart, Naturell und Eigenheiten.

Das Rindvieh ist nicht viel klüger, als die Schaafe. Daher es zum Sprichwort geworden: dummes Rindvieh,

*) Die Kaffern haben die Gewohnheit, den Hörnern ihres Rindviehes allerley künstliche Bildungen zu geben. Sie spalten in der Jugend die hervorkommenden Hörner verschiedentlich, und bewirken dadurch, daß sie vier oder sechs Hörner zu haben scheinen. S. Voyage de M. le *Vaillant* dans l'interieur de l'Afrique I. 289.

Rindvieh, oder er sieht das Ding an, wie die Kuh das neue Thor.

Dieß ist aber von dem weiblichen Geschlecht, den Kühen, zu verstehen, welchen die Natur wenig geistige Kräfte verliehen hat. Ihr Naturell ist äußerst träge und gutmüthig, und sie werden nie mit Vorsatz beleidigen, ob sie sich gleich unter einander stoßen.

Zuweilen äußert die Kuh einen besondern Eigensinn, daß sie sich von einer fremden Person nicht will melken lassen. Die Landleute legen ihr alsdann einen Sattel auf. Das beste Mittel ist ein, über das Kreuz geschlagenes nasses Tuch, wodurch sie eine Art von Erschütterung oder Schauder bekommt, und genöthigt wird, die Milch fahren zu lassen.

Der Bulle hingegen ist schon trotziger, wüthender, tückischer und boshaftiger. Es fehlt nicht an Beyspielen von den, durch diese Bestien verunglückten Menschen und Thieren. Doch soll man dem wüthendsten Bullen durch einen in den Mund gefaßten schwarzen Hut, womit man ihm gerade entgegen läuft, und solchen mit dem Kopfe schüttelt, verscheuchen können *).

Manche Kuh ist auch so dumm nicht, wie sie aussieht. Ich habe es selbst auf einem Ackerhofe erlebt, daß eine Kuh beständig in dem Futterstalle war, wenn auch die Thür mit dem Riegel verwahrt wurde. Sie wurde herausgejagt, und der Riegel wieder vorgeschoben. Man gab Achtung. Die Kuh kam, und bohrte mit dem Horn so lange an dem Riegel, bis sie ihn zurückschob, und die Thür aufgieng. Nichts als eine Er-

*) In den ältesten Zeiten mußte schon nach Mosis Gesetzen der Herr den Schaden ersetzen, den sein stößiger Ochse that.

Erwartung ähnlicher Fälle. Da aber ein Schloß vorgelegt wurde, so bohrte sie nach wie vor, an dem Riegel.

Der Schlaf dieser Thiere ist kurz und sehr leise, daher er auch durch das kleinste Geräusch unterbrochen wird. Sie liegen insgemein auf der linken Seite. Daher die Lenden und Nieren dieser Seite durchgängig dicker und fetter, als an der andern, zu seyn pflegen. Man hat die linke Niere oft in der Größe eines Kinderkopfs gefunden.

In den Mägen dieser Thiere finden sich zuweilen Ballen, die aber weder steinartig, wie bey den Pferden, noch von vegetabilischen Theilen zusammengesetzt sind, wie bey den Gemskugeln *(Aegagropilae)*; sondern aus bloßen zusammengebackten Haaren bestehen, die sie sich mit der scharfen Zunge abgeleckt und eingeschluckt haben *).

Daß die innern Theile dieser Thiere eine besondere Einrichtung haben müssen, erhellet aus folgendem Vorfall. In Südermannland setzt eine Frau ihrer Kuh nach dem Kalben den Tränkeimer mit einem Schnittmesser von einer Viertel Elle lang vor, damit sie nicht behext werde. Das Thier verschlingt auch das Messer, befindet sich über vier Tage etwas übel, wird aber wieder besser. Ein Jahr darauf dringt das Messer zwey Finger breit aus der Brust, eine Handbreit vom Boge, hervor. Dabey hat sich die Kuh immer wohl befunden, und in der Zeit, da sie das Messer bey sich gehabt, drey Kälber

*) Von diesen Hexenkugeln s. mein nützliches Allerley; neue Aufl. I. 377.

Kälber geworfen, und ist zum viertenmale trächtig geworden *).

Ein sonderbares Phänomen ist die Versteinerung des Gehirns bey einem Ochsen, dessen Substanz so hart, wie ein Kieselstein war, und nur hin und wieder ein weiches, schwammichtes Wesen hatte; der Rückenmark aber natürlich beschaffen war. Eben dieser Ochse mit dem steinernen Gehirn hat sich beym Schlachten viermal losgerissen, und ist übrigens sehr fett gewesen **).

Noch einer Eigenheit muß ich gedenken, wodurch sich die Kühe von allen mit ihnen verwandten Thieren unterscheiden. Das sind ihre vier Zitzen am Euter, und ihre Fähigkeit, lange Milch zu geben, wenn ihnen auch die Kälber genommen sind.

Die Verbreitung

des Rindviehes erstreckt sich auf alle Welttheile; es gehört zu den allerwichtigsten Geschöpfen, da vieler hunderttausend Menschen ganze Nahrung lediglich in dieser einzigen Viehzucht besteht.

Ich habe davon schon bey dem Auerochsen das nöthige gesagt. Jetzt will ich nur noch diese Anekdote anführen, daß es in Abyssinien die allergrößten Ochsen giebt. Ein alter Kirchvater ***) beschreibt ein Thier, wie

*) S. Schwedische Abhandl. XXXI. 83.

**) Vom Verney in der Hist. de l'Acad. Royale des Sciences 1703.
Bartholin erzählt ein ähnliches Beyspiel.

***) *Philostorgius* Hist. eccles. lib. 3. cap. 2. *Tauroelephas.* Vermuthlich sind es Büffel gewesen, welche *Ludolf* Aethiop. I. c. 10. No. I. *Tauroelephantes*: Boves *inusitatae magnitudinis*, nennet: im Commentar. p. 145.

wie ein Ochse, der Größe nach, wie ein Elephant. In Oberäthiopien gleicht das Rindvieh an Größe den Kameelen; ja der Abyssinier Schlachtochsen sollen noch einmal so groß, als die unsrigen seyn, und eins ihrer Hörner auf zwanzig Maaß halten.

Die sardinischen Ochsen sind desto kleiner, kaum drey Fuß hoch, und ihre sehr großen Hörner sind eine Wirkung ihrer Schwäche. Ein Ochse ohne Kopf und Eingeweide von 350 Pfund ist schon eine Seltenheit *).

Feinde

hat diese Thiergattung mehr als zu viel, wenn wir

I. die Krankheiten und Zufälle dahin rechnen, denen sie unterworfen sind.

1. Die pestilentialische Viehseuche, welche sie bey tausenden wegrafft, und öfters das Wildpret im Walde nicht verschont, wo Viehheerden gegangen sind.

Im Jahr 1745 fielen im milanesischen Distrikt in Italien 70000 Stück; in Dännemark 284827; allein in Schleßwig bey 95000. In dem nämlichen Jahre in Friesland über 100000. Im Jahr 1750 — 1753 erstreckte sich die Seuche fast über ganz Deutschland.

In England und Holland wurde der Versuch des Einimpfens der Viehseuche gemacht; allein es half wenig, weil der Zunder derselben gemeiniglich schon tödtlich ist.

Die Seuche selbst besteht in einer innerlichen Entzündung, und gänzlich verhärtetem Psalter. Sie äußert sich durch Hitze, und Ausfließung der Augen und

*) S. Cetti Naturgeschichte von Sardinien I. 62.

und Nase. Das Thier ist schon tödtlich infizirt, ehe man es merkt. Alle bisher angegebene Ursachen und Mittel, der Seuche zuvorzukommen, oder die Kranken zu kuriren, sind noch nicht vollkommen ins Licht gesetzt, weil der erste Ursprung des Uebels so ungewiß ist. Die Krankheit war schon den Alten bekannt; allein seit 1711 hat sie sich erst von Ungarn aus durch Italien über ganz Europa verbreitet, und angefangen allgemeiner zu grassiren *).

2. Die **Knotenkrankheit**, die auch den Namen des **fliegenden Feuers**, und **Brandes** führt, und öfters ein großes Viehsterben verursacht. Es entstehen an verschiedenen Theilen des Leibes große Knoten mit einer gelben Feuchtigkeit, welche, wenn sie nahe am Kopfe sind, in 8 bis 12 Stunden ein Ende machen. Sie bricht allezeit im August aus, wenn das Vieh noch Abends im Walde weidet; ansteckend aber ist sie nicht, und eben daraus ist mir's wahrscheinlich, daß sie von dem giftigen Stich eines Insekts herrühre. Die große **Holzwespe** **) soll vorzüglich der Thäter seyn, ob man gleich die That selbst nicht wohl erweisen kann. Das Vieh ist durch Ausschneiden der Knoten, oder durch

*) S. Schriften der berlinischen Gesellsch. Naturforschender Freunde, über die Frage: was ist das Epidemische in der Epidemie des Rindviehes? die gekrönte Preisschrift des berühmten Campers: im 4ten Bande der Beschäftigungen der berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde. Nr. 5. S. 112.
Bocks Naturgeschichte von Preußen. IV. 181.

**) Sirex *Gigas* Linn. S. Glasers Abhandlung von der tödtlichen Krankheit unter dem Rindviehe, mit ausgemahlten Abbildungen des Insekts. Leipzig. 8. 1780.

durch Ausdrücken der Gauche, und Auswaſchen der Wunden mit Weineſſig oder Urin zur kuriren.

3. Der Zungenkrebs, Mundfäule, die Schwämme: eine anſteckende Krankheit, die aus kleinen weißen Körnern an der Zunge und am Zahnfleiſch beſteht, die zuletzt in ſchwarze Blaſen zuſammenlaufen. Wahrſcheinlich von giftigen, oder durch faule Feuchtigkeit verdorbenen Kräutern. Die Zunge fällt zuletzt ſtückweiſe aus *).

4. Die Maul- und Fußkrankheit. Zwiſchen den Klauen, am Gaumen, Zahnfleiſch und auf der Zunge entſtehen helle Waſſerblaſen, wie Haſelnüſſe. Die Urſache wird verſchiedentlich angegeben; iſt aber noch nicht entdeckt; doch iſt ſie nicht tödtlich, und leicht zu kuriren **).

5. Das ſogenannte Blut: von zweyerley Art: das Herzblut oder das Aufblähen, wenn ſie, beſonders im Herbſt, zu viel naſſen Klee freſſen: durch ſtarkes Treiben und Jagen zu kuriren. Oefters muß die, wie eine Trommel aufgeſpannte Haut aufgeſtochen werden, um die Luft durch eine Röhre auszulaſſen.

Das Lendenblut, wenn ſie Blut miſten, von jungem Laube, oder hitzigem Trunk; beſonders vom kleinen Sauerampfer: durch ein eingeſtecktes Speckzäpfchen zu heilen.

6. Das Feuer: eine Art der Verzehrung bey dem beſten Futter, mit trüben Augen.

7. Die

*) Verſchiedene Mittel dagegen in Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 695.

**) Bechſtein daſ. 696. Glaſer von dieſer Krankheit, bey der obigen Abhandlung: S. 129.

7. Die **Kröte**, von zweyerley Art; die **Herzkröte**, innerliche Kröte, das **böse Ding**. Sie blöken plötzlich ganz ungewöhnlich stark, fallen nieder, und bleiben, wie vom Schlage gerührt, todt.

Die **äußerliche Kröte**, da der Kopf und Mastdarm schwellen. Ein Aderlaß am Halse und Aufstechen des Geschwulstes hilft. Besonders ist es, daß hitzige Kühe aus Zorn und Rache diesen Zufall bekommen, wenn sie im Streit nicht gewonnen haben, und stark gestoßen sind.

8. Die **Darmgicht**, oder Colik, wobey sie sich schrecklich wälzen. Ein Löffel voll Essig und Kreide kurirt sie.

9. Das **Blutharnen** von einigen Arten des jungen Eichen- und Quittenlaubes; insonderheit vom Saamenstaube der Fichtenblüthe. Auch von einer innerlichen Entzündung. Blätter von Bergpeterlein und Pimpinelle, auch Alandwurzel, getrocknet, und als ein Pulver eingegeben, sollen ein unfehlbares Mittel seyn *).

10. Die **Entzündung des Euters, das Aufspringen der Striche, Knoten und Geschwulst desselben** haben verschiedene Ursachen. Im Liegen soll das Wiesel zuweilen die Striche blutig saugen, welches Blutmilch giebt. Gelindes Reiben, Umschläge von warmer Hafergrütze, und Lilienblätter in Baumöl geweicht, heilen diese Uebel. Gewöhnlicher Weise entsteht die **mit Blut vermischte Milch**, wenn das Vieh **Erlen- oder Eichenlaub**, oder, welches noch schlimmer ist, **Nußlaub** frißt.

11. Böse

*) S. Funks Naturgeschichte und Technologie I. 43. Bocks Naturgeschichte von Preußen. IV. 186.

11. Böse Hälse, von einer Entzündung, wogegen die Landleute warme Rockenkleye in groben Tüchern umschlagen. Daraus aber entstehen oft gefährliche Feuersbrünste, wenn sich die Rockenkleye erhitzt, und selbst entzündet, wie ein Apotheker in Bauzen durch Faktg erwiesen hat.

12. Die sogenannten Franzosen sind wohl schwerlich noch unter die Krankheiten des Rindviehes zu rechnen, wie wir unten zeigen werden.

13. Die sogenannte blaue Milch, dagegen ein Landmann vor dem Aufseigen einen Löffel voll Buttermilch in den Tubben gegossen, darin herumlaufen gelassen, und in sechs Jahren nichts von diesem Uebel gespürt hat.

II. Eigentliche Feinde aus dem Thierreich.

1. Wölfe und Bären stellen ihnen auf der Weide in den Gegenden nach, wo dergleichen Raubthiere noch hausen.

2. Unter den Insekten werden sie von mehr als einer Art geplagt: dahin gehört

a. Die eigentliche Kuh- und Kälberlaus *). Sie sitzen ihnen gemeiniglich in den kurzen Haaren am Halse, oder hinter den Ohren. Am Hinterleibe acht rostfarbige Querstriche. Dieß sind die Ringe, oder Einschnitte des Körpers mit den Luftröhren an den

*) Pediculus *Vituli* Linn.
——— Bovis *Tauri* Linn.
Linne' macht daraus zwo verschiedene Arten, welches wohl schwerlich Grund haben dürfte. Ich habe die mit rothen Füßen und Köpfen auch an Kälbern, und die mit bleyfahlem Hinterleibe an Kühen gefunden. S. Müllers Linn. Naturspst. V. B. 2. Th. Tab. 29. Fig. 7.

Seiten. Kopf und Füße ziegelroth, der Hinterleib breit, und zugespitzt, von blaulicher Farbe.

Ich habe sie an Kühen und Kälbern von verschiedener Farbe und Größe gefunden. Kopf, Fühlhörner, Klauen und die vorstehenden Augen, kommen ganz mit den menschlichen Leibläusen überein; nur der Hinterleib ist kürzer und breiter.

b. Zuweilen findet man auch an den Rindern die sogenannte Hundsmilbe, und die eigentliche Kuhmilbe, oder Zangenlaus *).

c. Unter den geflügelten Insekten, und zwar unter den Zweyflüglern, ist es vorzüglich die Ochsenbreme, welche den Rindern ihre Eyer in die Rückenhaare fallen läßt, aus welchen die Maden oder Larven auskommen, sich in die Haut bohren, und darin große Beulen und eiternde Geschwüre verursachen. Eben dieselben, die das Rothwildpret, und die Rennthiere verfolgen, deren Maden Engerlinge heißen **). Die Fliege ist rauch, mit gefleckten Flügeln.

d. Die Holzwespe ***), wenn es wahr ist, daß sie die Knotenkrankheit verursacht.

e. Die Viehfliege, deren Saugen dem Rindvieh so empfindlich ist, daß sie, wenn sie von diesem Insekt verfolgt werden, wie wüthend herumspringen, und vor Angst den Urin fallen lassen ****).

3. Von

*) Acarus *Reduvius* Linn. Müllers Linn. Naturgesch. V. B. 2. Th. Tab. 30. Fig. 2. und Acarus *Ricinus*.

**) Oestrus *bovis* Linn. Müller das. Tab. 28. Fig. 1. 2.

***) Sirex *Gigas* Linn.

****) So heißt es in Bechsteins Naturgeschichte Deutschlands I. 709; in der Note aber Musca *Nemorum* Linn.

3. Von den Würmern hab' ich schon oben das nöthige angeführt. Doch sind hierbey die besondern Lungenwürmer in den Luftröhren eingeimpfter

Linn. Pfiffelmücke, Baier, Bisfliege, Waldfliege, mit dem besonders auffallenden Zusatze: sie hat vier Augen, und ihr Körper ist gelb geringelt, mit drey weißen Gürteln.

Ich muß gestehen, daß mir diese Musca *Nemorum* L. nicht als ein Thierfeind bekannt ist. Sie findet sich oft in Gärten, die nicht weit von kleinen Holzungen liegen, und ist eine wahre Blumenfliege, wie sie denn auch gar keinen Stechstachel hat. Ihre Larven befinden sich mit unter den Blattläusen, und verzehren sie. Müller in seinem Linn. Naturshst. V. B. 2. Th. Tab. 28. Fig. 9. 10. hat sie sehr gut abgebildet. Die Degeerische Tom. VI. Tab. 8. Fig 12. deren Larve das Reaumürische Ratteninsekt seyn soll, scheint mir, nach der Abbildung mit sehr zugespitztem Hinterleibe, eine andere Art zu seyn.

Nach den Bechsteinischen Benennungen, nach der Beschreibung, wie sich das Vieh gegen dieses Insekt nimmt, und nach dem Zusatz mit vier Augen, ist es eine offenbare Verwechselung mit dem Oestrus. Dieser heißt in Thüringen, und in andern viehreichen Provinzen die Bisselmücke. Die Abbildung, welche Hr. Diac. Schröter in seinen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte I. B. S. 316. Tab. I. Fig. 6. gegeben, ist völlig der rauche Oestrus; aber die vier Augen sind ein kleiner Fehler, den andere nachgeschrieben haben. Denn die beyden großen Flecke vor der Stirn sind keine Augen; sondern Vertiefungen, worin die kurzen Fühlhörner stehen. Alles bey Seite gesetzt, so ist doch dieser Oestrus, oder die Schröterische Bisselmücke, nicht Musca *Nemorum*. Eine wahre Musca mit vier Augen ist mir ebenfalls noch nicht vorgekommen.

Ich halte dafür, daß wir mit dem eigentlichen Bisseläfer, wie er auch im Magdeburgischen heißt, noch nicht recht bekannt sind. Erfahrne Oekonomen haben mich

Kälber, die Camper gefunden hat, und die einige dieser Thiere erstickt haben, weil sie in Klumpen von tausenden darin stecken, nicht zu vergessen *). Sie gebähren lebendige Junge, und vermehren sich unglaublich. Ich habe darüber meine Gedanken in dem Versuch

mich versichert: dieß Insekt sey von dem Oestrus ganz verschieden, und komme nur bey trockenem Ostwinde, schneller als der Blitz. Die Ochsenjungen wüßten es genau, und merkten es an den Ochsen, wenn er sich hören lasse, da denn die stärksten Ochsen oft so wild würden, daß sie mit einem Fuder Korn in vollem Gallop davon liefen. Wenn er einen Ochsen steche; so stürze das Thier gleich in die Knie. Auffallen, Stechen und Abfallen sey bey dem Insekt eins. Es sitze allezeit nach dem Stechen und Abfallen eine kleine Zeit stille, und erhole sich gleichsam. Diejenigen, welche es wollen gesehen haben, versichern: es sähe aus, wie eine kleine Hummel, habe aber einen langen Schwanz, und einen Stachel, wie die sogenannten blinden Pferdefliegen (Tabanus) †).

Außer diesen Insekten hat das Rindvieh im Temeswarer Bannat an den kolumbachischen Mücken noch sehr gefährliche Feinde, die es im Frühjahr millionenweise überfallen, durch den After, Nase und Ohren in das Innere kriechen, und es in vier oder fünf Stunden tödten. Bey Eröffnung des Thieres sitzen sie klumpenweise in den Lungen und Eingeweiden, die durchaus entzündet sind ††).

*) S. Schriften der berlinischen Gesellsch. naturforschender Freunde I. 115.

†) Mehr davon in meiner sechsten Harzreise. S. 76. ff.

††) Es ist entweder Bibio *sanguinarius*. Pallas Reise I. 193. Anh. S. 475. No. 78. oder Culex *reptans* Linn. p. 1003.

S. Griselini Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Bannats II. 125. Pallas neue nordische Beyträge II. 349.

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer gesagt.

Der Schaden,

den das Rindvieh verursachen könnte, bestehet etwa darin, daß es in Waldungen die jungen Schläge abfräße, und den Wiesenrasen durch seinen schweren Tritt nicht vortheilhaft wäre. Dem Uebel, das ein stößiger Bulle anrichten könnte, ist bald abzuhelfen. Entweder wird ihm ein Bret vor die Stirne gehangen, daß er nur vor sich nieder an die Erde sehen kann, oder gute Hunde halten ihn in Respekt, oder, wenn er nicht zu bändigen ist, kommt er in die Hand des Schlächters.

Der Nutzen

dieser Thiere ist so groß, daß schon von den ältesten patriarchalischen Zeiten an kein nützlicher Thier auf der Erde für den Menschen gewesen ist. Wir wollen

1. mit den innerlichen Theilen anfangen.

Die Rinderkaldaunen, eine Nacht in der Grube gekocht, zerschnitten, mit Sauer und kleinen Rosinen, geben ein gutes Gericht.

Die Blase dient zum Ueberzuge der Gläser, und zu mancherley physikalischen Versuchen: auch zu pneumatischen Betten.

Die Galle ist ein Hauptingrediens zu dem Scheide- und Kupferwasser wider die Wanzen, und wird bey Färbereyen auf mancherley Art gebraucht. Sie dient auch gegen die Würmer *).

*) S. *Vogel* mat. med. p. 357.

Das Rinderblut wird zum Theil mit in die Würste genommen, und bey dem Berlinerblau, auch beym Abschäumen des Zuckers gebraucht *).

Die Eingeweide der Kälber: Herz, Lunge und Leber, (provinzialisch Strütze) geben ein nahrhaftes Gerichte, und kräftige Suppe. Die Leber, besonders gebraten, und aus der gehackten Lunge mit Zwiebel und Zitrone das sogenannte Lungenmus, schmecken sehr gut. Aus den Eingeweiden und etwas Fleisch der Ochsen, werden Rinderwürste gemacht.

Das Fett und der Talg haben den vielfachsten Nutzen. Beydes dient bey Speisen, zu Lichtern, zur Seife, in Salzsiedereyen, auch wider die Frostbeulen. Wenn rother Wein in das Tischtuch gekommen, darf man die Flecke nur dick mit Talg beschmieren, und es so bis zur Wäsche liegen lassen. Sie gehen rein heraus.

Die Gedärme nutzt der Fleischer, Wurstschläuche daraus zu machen. Es werden auch bey der neuen Erfindung der Luftschifferey die Luftballons daraus gemacht. In England zieht man das äußerste Häutchen des Mastdarms ab, und bereitet daraus eine dünne, aber feste Haut, welche die Formen giebt, zwischen welchen man das Dukatengold zu Goldschaum oder Flittergold auf dem Ambos schlägt, womit Rahmen, Leisten, Bücher, u. s. w. vergoldet werden. Eben dieses Häutchen mit Gummiwasser gesteift, ist die sogenannte englische Haut, wodurch die Wundärzte die Ader und andere

*) Auch in Salzsiedereyen, zur Farbe, zum Kitt, u. s. w. S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. 116.

andere Wunden durch bloßes Anhauchen verbinden *).

Das Laab aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zum Käse.

Die Häute, welche das ungeborne Kalb umgeben, (Chorion und Amnium), gebraucht man in Island statt des Glases zu Fenstern.

Aus den Sehnen des männlichen Gliedes des Stiers wird die Peitsche verfertiget, welche man den Ochsenziemer nennt, und die besonders in den Zuchthäusern zum Willkommen gebraucht wird **). Ein gewisser Wundarzt hat aus den Ochsensehnen eine besondere Art von Zeugen weben lassen, und gefunden, daß sie den Hutmachern gute Dienste leisten würden.

Was wird nicht aus den vom Fett ausgelaugten Knochen verfertiget? Stockknöpfe, Büchsen, Hefte, Messerschaalen, u. s. w. Aus den kleinern brennt man die Beinasche zu den Gefäßen, worin Metalle geschmolzen werden. Sie giebt auch die schwarze Mahlerfarbe, die man Beinschwarz nennt.

Was giebt nicht das Mark in den Knochen für kräftige Suppen, und wie stärkt es die geschwächte Gesundheit?

Den größten Nutzen geben wohl die Kühe durch die Milch ***). Wie reichlich? bey Kleefutter und im Stalle täglich zehn bis zwölf Maaß. Auch ohne

*) S. Beckmanns physik. ökon. Bibl. V. 352.]

**) S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. IX. 377.

***) S. C. Whites Bemerkungen zur Naturgesch. der Kuh, besonders in Rücksicht auf die Milch, und den Nutzen derselben in den Abhandl. der Gesellsch. zu Manchester I. 361.

ein säugendes Kalb zu haben, geben sie lange Milch. Die Milchnutzung einer Kuh erstreckt sich auf 11 Rthlr. 13 gr. 8 Pf. Außer Butter, Buttermilch, und Käse — dieser unentbehrlichen Kost — wie mannichfaltig ist die Art, wie die Milch zur Speise und zu andern Bedürfnissen des Menschen bereitet werden kann? Wie vielerley Arten von Käse kommen aus allen Provinzen? Wie nützlich sind die Molken für die Gesundheit, und in der Haushaltung, z. B. in Salzsiedereyen. Das Waschen mit saurer Milch vertreibt die Sommerflecken, und man bedient sich jetzt an einigen Orten der Milch sogar zur Stärke der Leinwand, weil sie solche nicht zerfrißt. Man setzt sie 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert das Gerinnen, nimmt die Sahne rein ab, und taucht die gewaschene Leinwand darin *).

An einigen Orten, als in Island, gebraucht man die Milch, die sich in den Eutern der Kühen vor dem Kalben sammelt, als einen Leim bey Büchern, Holz, u. s. w. und nimmt sie auch unter die Tinte **). Sie muß aus Kühen sowohl, als Schaafen behende ausgemolken werden, und ist gelb, sehr dick, klebricht, und glänzt, wenn sie trocken geworden, wie Harz oder Eyweiß. Ehedem hat man sie mit einer schwarzen oder rothen Farbe zu einer sehr glänzenden Tinte gebraucht. Vermuthlich ist dieser Gebrauch auch ehemals in Deutschland bekannt gewesen. Wenigstens findet man in alten Handschriften große glänzende Buchstaben, die weder von

*) Wie übrigens die Kuhmilch von allen Völkern der Erde gebraucht wird: davon s. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 117. ff.

**) S. Olaffens Reise durch Island I. 106.

von Gummi, noch Eyweiß, noch durch Reiben mit einem Zahn ihren Glanz haben können *). Wird doch in Holland die Buttermilch bey hundert und mehreren Eimern zum Bleichen gebrauchet, da mancher Bauer daselbst 50 bis 60 Stück Kühe halten kann **).

Auch durch seinen Unrath nützt das Rindvieh besonders. Wie unentbehrlich ist dem Oekonomen der Dünger? Eben darum wird die Stallfütterung empfohlen. Einige unserer hiesigen Brantweinbrenner pflegen auch von den Mastochsen die Gauche oder den Urin in besondern Behältnissen aufzubewahren, in Tonnen auf den Acker zu fahren, und durch große Brauschen, wie Gießkannen, die Stücke im Fahren zu besprengen, welches völlig die Stelle des Mists vertreten soll.

Verbrennt geben die Bestandtheile des Kuhmists den Salmiak, und die Lauge von frischem bleicht Leinewand, und baumwollen Garn ungemein weiß. In Schweden bleicht man die Leinwand mit Kuhmist so weiß als die holländische, ohne daß sie röthlich oder gelb würde ***).

Hat man doch schon mit gutem Erfolg schwindsüchtige Personen die Dünste in den Kuhställen einathmen, und sich ganze Wochen darin aufhalten lassen. In Frankreich ist der Morgenurin der Kühe im Frühjahr, wenn sie frische Kräuter gefressen haben, eine heilsame Kur für die Damen ****).

2. Wir

*) S. Beckmanns phys. Bibl. VI. 184.
**) S. Beschäftigungen der berlin. Gesellsch. Naturf. Freunde. II. 49.
***) S. Beschäftigungen der berlin. Gesellsch. Naturf. Fr. II. 62.
****) Eau de mille fleurs.

2. Wir kommen zu den äußern Theilen dieser Thiere, und da ist auch fast nicht einer — nicht ein Härchen, — am ganzen Ochsen, das nicht gebraucht werden könnte.

Wie mancherley sind die Suppen und Gerichte, von Kalb- und Rindfleisch? Die Braten von beyden, wie vorzüglich? Gesalzen, gepökelt, geräuchert wird das Rindfleisch in allen Welttheilen genutzt. Wie nützlich sind die, von Rindfleischbrühe steif eingekochten Tafeln auf den Schiffen, da man mit einem kleinen Stückchen, in heißem Wasser zerlassen, die kräftigste Suppe macht?

Von gekochtem, übrig gebliebenen zerhackten Rindfleische mit Semmelkrumen, Zitronenschnittchen, Eyern und Chalotten, weiß manche gute Wirthin bey uns, in Rindfleischbrühe mit Reiß gekochte, köstliche Klöße zu bereiten.

Gebackene Kälberfüße, und ein gut zubereiteter Kalbeskopf, säuerlich mit Rosinen, sind trefliche Gerichte.

Aus dem mit Kalk gereinigten Felle eines Kalbeskopfs kann man einen sehr guten Leim zum Verkitten des zerbrochenen Porzellains, und zum Lakiren kochen. Eine frisch, säuerlich gekochte, oder geräucherte Rindszunge ist ein wahrer Leckerbissen.

Wie groß ist der Nutzen von den ganz äußerlichen Theilen des Rindviehes: den Klauen, Haaren und Fell.

Die Klauen, wenn sie gesammelt werden, dienen zum Dünger. Man steckt sie auch auf die Nelkenstöcke, um die Ohrwürmer, die sich gern in Höhlungen verbergen, darin zu fangen. Das Fett derselben, in einem

bleyer-

bleyernen Mörser zu einer grünen Salbe gerieben, dient zur Bestreichung seiner Stahlsachen wider den Rost.

Mit den **Haaren** werden Sättel, Polster, Stühle, Matratzen, u. s. w. ausgestopft. Sie werden klein gehackt unter den Kalk gemischt; auch die, bey den Weißgerbern abfallenden **Haare**, zum Düngen gebraucht. Vor 30 Jahren kostete in **Franken** das Fuder zehn Gulden.

Die gahrgemachten **Häute mit den Haaren** geben Ranzen, Stühl- und **Kofferbeschläge**, und die von Kälbern gute Winterstiefeln, weil die Haare inwendig sind. Auch sollen solche Häute von **ungebornen** Kälbern, unter das Betttuch gelegt, mit der Haarseite oben, das schmerzliche Durchliegen der Kranken verhindern.

Aus den **gegerbten Häuten**, wie viel nützliche Sachen erhalten wir daraus: Schuhe, Handschuhe, Stiefeln, Beinkleider, Schurzfelle, Degenscheiden, Riemerwerk, Sättel, Beutel, Peitschen, Feuereimer, Bücherbände, allerley Ueberzüge über Kästchen, Chatoullen, u. s. w. Tintenfässer, und in den neuern Zeiten die saubersten **Schnupftobakstosen** von gebranntem und polirtem Leder.

Die Kalb- und Rindshäute geben auch das **Pergament**: ingleichen in Rußland die berühmten **Juften**, deren Bereitung sonst ein Geheimniß war, und deren Geruch die **Kleidermotten** vertreibt.

Von den **Abfällen** des Leders, so wie von den Knorpeln und Sehnen, wird der **Hornleim** der Tischler verfertiget, guter **Dünger** gesammelt, und die **Schweine** werden von den Abschabseln so fett, daß sie nicht aufstehen können.

Mit

Mit frischen und nassen **Rindshäuten** kann man brennende Schornsteine besser, als mit nassen Säcken, löschen.

In **Island** gebrauchte man noch vor einigen Jahren die **Kalbfelle** zu Kaufbriefen, und andern feyerlichen Dokumenten, mit einer Art dicker **Weidentinte** zum Schreiben *).

Den **Ochsenschwanz** gebrauchen die Weißgerber statt des **Pinsels**, die Felle mit Kalk einzuschmieren, und in Ostindien dient er als ein Fliegenwedel.

Was weiß nicht der Drechsler und Hornarbeiter aus den **Hörnern** zu machen? Kämme, Tintefässer, Knöpfe, Pulver = Hirten = und Nachtwächterhörner, Dosen, Laternen; insonderheit **Pfeifenröhre**, die jetzt in Deutschland, nach der Erfindung der Porzellainpfeifenköpfe, einen besondern **Handelsartikel** ausmachen. Der Abgang, oder die **Hornspäne** dienen ebenfalls zum Dünger. Wie viele Nationen bedienen sich der Ochsenhörner als **Trinkgeschirr**?

3. Dieß ist bey weitem noch nicht der ganze Nutzen, den man von den Rindern zieht. Wird nicht der Ochse auch zum **Pflügen**, zum **Tragen**, von verschiedenen Nationen zum **Reiten**, hier bey uns häufig vor dem Wagen zum Fahren gebraucht? So müssen auch öfters ein Paar Ochsen die Wasserkünste und andere Maschinen treten. Ja! in einigen Länder verrichten sie das Ausdreschen des Getreides **).

So nützen diese wichtigen Geschöpfe im Leben, und nach dem Tode, und wenn der verschnittene Stier zwölf Jahre

*) S. Olaffens Reise durch Island. I. 93. 107.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. 125.

Jahre und länger im Pfluge und vor dem Wagen gezogen hat; so wird er zuletzt noch vorgehunden, gemästet, und für die Oekonomie auch zum großen Vortheil geschlachtet. Wie aber mit dem gestorbenen Pferde? Die Milch wissen sich auch andere Thiere zu Nutze zu machen. Es wird nicht leicht ein Thier seyn, das nicht gern Milch söffe. Katzen, Hunde und Wieseln sind sehr begierig darnach. Auch der Schweinigel ist ein großer Liebhaber der Milch, und hat öfters zu der Fabel von der Hausunke Anlaß gegeben. Gewisse Schmetterlinge ziehen sich nach der Milch, und heißen davon Molkendiebe. Wie viele Fliegen, und andere Insekten werden über ihren Milchappetit Märtyrer, und ersaufen darin.

An einem gewissen Orte verlor sich alle Tage eine Kuh ein Paarmal von der Weide, kam öfters spät zurück, und hatte keine Milch mehr in den Eutern. Es wurde der Eigenthümerin gemeldet. Diese gieng unter Mittage heraus, und die Kuh war verschwunden. Sie suchte sie weit und breit. Endlich fand sie solche in einer hochbegrasten Wiese, nahe am Gehölze, wo sie sich von einer großen Schlange aussaugen ließ, welches ihr wohl thun mußte. Die Schlange wurde unter der Kuh todtgeschlagen.

Zu den Irrthümern

bey diesen Thieren gehört

1. der Aberglaube, daß die blaue oder rothe Milch, oder das Vergehen derselben eine Wirkung der Hexerey sey, welcher nach gerade auch bey den Landleuten, da sie in der Naturgeschichte besser unterrichtet werden, ziemlich aus der Mode kommt.

2. Daß

2. Daß die sogenannte Nachtschwalbe *) den Kühen und Ziegen die Milch aussauge.

3. Daß die Haarkugeln bey dem Viehe eine Krankheit sind, oder durch Hexerey beygebracht werden.

4. Daß die Musca Nemorum das Rindvieh so empfindlich steche.

5. Daß die sogenannten Franzosen eine Art von Krankheit wären, und daher die fettesten Mastochsen, die sie öfters haben, als Aas müßten weggeworfen werden.

Es sind nichts, als die gewöhnlichen animalischen Wasserblasen **). Es wäre aber zu wünschen, daß man solche genauer untersuchte; so würden sich gewiß die darin wohnenden Blasenwürmer finden. Denn ob man gleich hinlänglich erwiesen hat, daß es keine venerische Krankheit, und das Fleisch ganz unschädlich sey; so ist doch das erste noch nicht völlig erwiesen, daß es wirkliche Wurmblasen sind. Daher kann ich denen noch nicht beystimmen, welche davon geradezu behaupten: daß die Franzosen bey dem Rindvieh eben das, was bey den Schweinen die Finnen, sind ***). Wer hat die Franzosenwürmer wie die Finnenwürmer gesehen, und wo sind sie abgebildet?

6. Daß es im Piemontesischen, und in andern Gegenden, Bastardthiere gebe, die vom Pferde- und

*) *Caprimulgus* Linn. S. Nützliches Allerley: neue Aufl. III. 295. Ob es einen Vogel gebe, der die Ziegen und Kühe aussauge?

**) Hydatides. S. D. Graumanns Abhandlung von der Franzosenkrankheit des Rindviehes. 8. 1784.

***) S. Funks Naturgeschichte und Technologie I. 42.

und Ochsengeschlecht wären, und Jumars genannt würden. Sie sollten zweyerley Art seyn:

a. Vom Stier und einer Stute, von größerer Statur seyn, und Baf heißen;

b. vom Stier und einer Eselin, von kleinerer Statur, und Bif genennt werden.

Man hat sich lange mit dieser Fabel getragen, und ältere und neuere Schriftsteller haben sich auf einander berufen, bis es durch die Untersuchung und Zergliederung eines Bonnets, Spallanzani und Hallers erwiesen ist, daß die vermeynten Jumars nichts anders als wahre Mauleſel, vom Hengste gezeugt, und von der Eselin geworfen sind *).

Die besten hieher gehörenden

Schriften

sind, außer den ökonomischen, die von der Rindviehzucht, und ihrer Verbesserung handeln:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 222.

Funk Naturgeschichte und Technologie I. 34. das Rind.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 673. der Ochse, Stier. Die Kuh.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 297. Bos *Taurus* Linn.

Donndorffs

*) Dieses Bastardthier, daraus man Jumars gemacht hat, heißt eigentlich *Hinnus*, le *Bardeau*. Die ganze Geschichte davon hat Blumenbach in seiner gelehrten Schrift: de generis humani varietate nativa p. 13. sq. geliefert.

Donndorffs zoologische Beyträge I. 688. S. der zahme Stier.

* * *

2. Zwote Art: der Büffel *).

Das allgemeine Kennzeichen dieser Art sind zurückgebogene, einwärts gedrehete, und vorn ganz platte Hörner.

Wir müssen diese Art, ob sie gleich ursprünglich asiatisch und nordafrikanisch ist, hier mitnehmen, weil sie seit dem siebenten Jahrhundert in Italien, Ungarn, in der Türkey, selbst im Salzburgischen, und andern nördlichen Gegenden von Deutschland gezogen, und zum Zuge gebraucht werden. Nach Italien sind sie zuerst unter dem Longobardischen Könige Agitulfo gekommen, und in der Casselschen Menagerie haben sie sich fortgepflanzt, da sie sich mit unsern gemeinen Kühen begatten.

Beschreibung.

Der Büffel ist ungleich größer, stärker und schwerer, als der gemeine Ochse. Seine Länge beträgt über neun Fuß. Er wiegt gewöhnlich über 1000 Pfund, wovon die Haut allein auf 100 Pfund ausmacht.

Im Ganzen hat er viel Aehnliches mit dem Stier; die Stirn aber, und das Stirnblatt ist erhabener; das Maul ungleich breiter, uud nicht so aufgeworfen; die Ohren länger und spitziger; die Nasenlöcher grösser, weiter und wulstiger. Die Backen, und der Untertheil der Unterlippe so behaart, daß die Haare an den

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 206. Sp. 5. Bos *Bubalus*.

den Seiten herunterhängen. So ist auch die Stirne von verwirrten langen Haaren ganz zottig.

Der Kopf gegen den Körper klein, und gegen die Erde hängend. Die Hörner sind schwarz, vorn und hinten platt, und am Ende zugespitzt. Gleich beym Ausbruch aus der Stirne wenden sie sich in schräger Richtung nach außen. Der Hals dick und ziemlich lang. Der Leib dick, hinten in den Weichen etwas schmächtiger. Das Fell oder die Haut außerordentlich dicke und stark. Der Schwanz ist kürzer, als bey dem unsrigen, und der Pinsel daran bey weitem kein solcher Büschel, als bey dem Bullen.

Die Haut ist am ganzen Leibe schwärzlich, außer zwischen den Beinen; überhaupt die Haare sehr dünne gesäet. Brust, Kreuz, Bauch, und größtentheils die Beine, völlig kahl. Die längsten Haare drey und einen halben Zoll, und die Schwanzhaare sechs bis sieben Zoll.

Aufenthalt.

Ursprünglich stammt der Büffel aus Tybet her, und, wo er in Asien und Nordafrika noch wild lebt, soll er sich am liebsten in morastigen Gegenden aufhalten. So lebt er noch in den wilden Gegenden des neapolitanischen Reichs am adriatischen Meer, wo er sich zuweilen am Strande ins Wasser legt.

Wo er in Deutschland zum Zuge gehalten wird, müssen die Ställe und Wände derselben sehr fest und dauerhaft seyn. Sind sie von Leim und Zaunstöcken; so geht er oft mit dem Kopfe durch, und nicht selten trägt er Krippe und Raufe auf den Hörnern im Stall herum.

Seine Nahrung

ist mit unserem zahmen Rindvieh völlig einerley. Er gehet mit demselben auf die Weide, kann aber weit weniger Hunger und Durst, als dieses, aushalten. Daher läuft er öfters vom Felde, oder von der Arbeit, ohne daß ihn jemand zwingen und aufhalten kann, weg, nach der Tränke, und von da nach der Krippe.

Lebensart und Eigenheiten.

Sein Naturell ist wild, hart und unbändig, zornig und wüthend. Daher muß ihm, wie dem Tanzbär, ein Ring durch die Nase gelegt, und er dadurch regirt werden.

Die Stärke des Thieres ist außerordentlich. Zwey Büffel sind im Stande bloß vorn mit der Stirne und Halse eine Last zu ziehen, die sechs Pferde kaum bewegen können.

In seiner Lebensart ist er sehr unflätig, und nächst dem Schweine, das unreinlichste Hausthier. Er liegt am liebsten im Koth, Unrath und Morast, und läßt sich nicht gern reinigen und striegeln. Ja! er vergräbt sich des Sommers auf der Weide, bey recht heißen Tagen, wenn die Fliegen schlimm sind, so tief im Morast, daß nur der Kopf hervorragt.

Die rothe Farbe kann er so wenig leiden, als unser Bulle, und wird bey Erblickung eines rothen Weiberrocks so unbändig, daß er eine solche Person öfters mit den Hörnern aufnimmt, und über sich wegwirft. Das Feuer aber setzt ihn in Furcht.

Im Wasser kann er gut schwimmen, und fast noch geschickter, als unsere Ochsen.

Seine

Seine **Stimme** ist das entsetzlichste, und fürchterlichste **Brüllen**, mit weit stärkern und tiefern Tönen, als der gemeine Stier.

Das **Weibchen** hat sehr kleine Euter, und giebt wenig **Milch**.

Der **Büffelmist** riecht stark nach **Bisam**.

In der Fortpflanzung

weicht die Büffelkuh darin ab, daß sie 12 Monate trächtig ist, und sich bis zum Kalben mit dem Stier zu thun macht. Sie wirft nur ein Junges.

Diese Thiere sind bey dem schlechtesten Futter, als Erbsen-Bohnen-Waizenstroh, u. s. w. leicht aufzuziehen, und sind auch, erwachsen, bey der schwersten Arbeit immer mit etwas Grummet, Salz und Wasser zufrieden. Wie theuer ist dagegen ein Pferd zu erhalten? Es ist in der That zu bewundern, daß diese arbeitsamen Thiere nicht mehr in Deutschland gezogen werden, da ihrer zwey bey wenigem und schlechtem Futter alles das verrichten, was kaum sechs kostbar zu erhaltende Pferde zu thun im Stande sind.

Wie die Verbreitung

geschehen sey, habe ich bereits oben bemerkt.

Feinde

hat der **Büffel** vorzüglich an den **Engerlingen** und **Bremen** (Oestrus), die ihn öfters toll und wüthend machen. Ob er **Egeln**, **Blasen-Rund-** und **Bandwürmer** habe, kann ich aus Mangel der Erfahrung nicht sagen.

Der Schaden,

den dieſe Thiere thun, rührt bloß von ihrer Unbändigkeit her. Denn ſie gehen öfters bey großer Hitze und Durſt, mit Karre und Pflug in den nächſten Teich, und haben ſchon manchem Führer das Leben gekoſtet.

Der Nutzen

aber iſt deſto beträchtlicher.

Das Fleiſch iſt zwar ſchlechter, als unſer Rindfleiſch; aber die Milch, und die daraus gemachten Käſe und Butter ungleich ſchmackhafter, als von dem gemeinen Rindvieh.

In Italien bereitet man aus dieſer Milch eine Art von Käſe, die unter dem Namen Caſeo di Cavallo oder Marzolino bekannt, und ſehr gut iſt.

Aus der ſtarken Haut macht man ſehr gutes Sohlenleder, Stiefeln, Schuhe, Schilde, Reitkollets, Degengurte, Patrontaſchen, Waſſerkrüge und Schläuche. Die alten Römer verfertigten ſogar daraus ihre Harniſche *), und die Siamer Bogen **).

Obgleich ein guter Büffel von 800 bis 1000 Pfund mit 60 bis 90 Thalern bezahlt wird; ſo bringt er doch ſolches durch ſeine Kraft im Ziehen, und durch ſeine wohlfeile Unterhaltung wieder ein.

Haare und Miſt dienen zum Dünger, und der letztere ſoll auf hitzigen Bergen beſonders kühlend ſeyn, und in Kahira in Egypten heitzt man damit die Oefen zum Ausbrüten der Eyer.

Hörner und Klauen werden wie andere verarbeitet. In Italien werden daraus beſonders Roſenkränze,

*) *Ionſton* de Quadrup. p. 54.

**) Ibid.

kränze und Tobaksdosen verfertiget. Die Hottentotten bedienen sich der Hörner, als Trinkgefäße, und als Schröpfköpfe, wenn sie Blut lassen *).

Zu den physikalischen Irrthümern

gehört: daß die aus den Hörnern und Klauen gemachten Ringe gegen den Krampf, und andere Krankheiten dienen sollten.

Die besten Schriften

vom Büffel sind

Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung III. 54. Fig. 3.

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Otto IX. 112.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 669.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 300. A. Bos *bubalus*.

Donndorffs zoologische Beyträge I. 699. No. 5. der Büffel.

Bey dieser Gelegenheit muß ich nur noch erinnern, daß der vom Sparrmann neuentdeckte südafrikanische Büffel eine ganz verschiedene Art sey, und sich durch seine, von der Wurzel breit ausgehende Hörner, durch seine Wildheit, und Art: Menschen, Pferde, selbst Löwen, u. s. w. zu zertreten, und mit den Knieen zu zermalmen, auch ihnen das Fleisch von den Knochen mit seiner scharfen Zunge wegzulecken, merklich auszeichne.

*) Das Uebrige im Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 131.

S. Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung. S. 257. 381. ff. Tab. VII.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 301. Bos *Caffer.*

Gmelin Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 207. Sp. 6 Bos *Caffer.*

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 702. No. 6. der afrikanische Büffel.

Sechste Ordnung: Thiere mit Pferdegebiß. (Belluae).

So bezeichnete Linné diese Ordnung der Säugthiere, und nahm, außer den beyden Gattungen zahmer Hausthiere: Pferd und Schwein, noch die beyden ausländischen: das Nilpferd, und das Nashorn, in dieselbe auf.

Andere haben diese Gattungen getrennt, und, wir müssen gestehen, mit passendern und natürlichern Kennzeichen, in andere Ordnungen gebracht: z. B. Thiere mit ungespaltenem Huf: *Solidungula.* In dieser Ordnung nur eine einzige Gattung: das Pferd — mit wenigen Arten. Ferner Thiere mit gespaltenen Klauen: Bisulca, und in dieser Ordnung als Gattungen: das Kameel, die Ziege, der Ochse, die Giraffe, der Hirsch, das Moschusthier, und das Schwein.

Um aber unsern Leitfaden nicht zu verlieren, bleiben wir bey der Linnéischen Ordnung, und lassen in derselben die beyden europäischen Gattungen: das Pferd und Schwein, die Revüe passiren.

Die

Die allgemeinen Kennzeichen der ganzen Ordnung bestehen darin, daß die Vorderzähne schief abgeschnitten sind, und die Füße Hufe haben.

Der sechsten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß

Erste Gattung: das Pferd.

Allgemeine Kennzeichen.

Sechs Vorderzähne in der Ober- und Unterkinnlade. Die untern vorwärts gebogen.

Die Eckzähne einzeln, von den Vorder- und Backzähnen abgesondert.

Die Füße haben einen ganzen halbrunden, ungespaltenen Huf.

Von dieser Gattung giebt es in Europa nur zwo bekannte Arten; das Pferd und den Esel, nebst den beyden, von ihnen entstandenen, Bastardarten.

1. Erste Art: das gemeine Pferd *).

Dieses edle Thier zeichnet sich durch seine kurzen spitzigen Ohren, durch seinen vorzüglichen Körperbau, und stolzen Gang, durch seine prächtige Halsmähne, und durch seinen langen Haarschweif, vor allen andern Thieren aus.

Wie alle Hausthiere ursprünglich wild gewesen; so auch das Pferd, welches aber durch die Kultur erst recht vorzügliche Talente bekommen hat.

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 209. Sp. 1. Equus *Caballus* α. ferus β. domesticus.

Es giebt, selbst in Europa, z. B. in den polnischen Wäldern, und in den schottischen Hochländern, noch verwilderte Pferde, die meist klein, struppicht, dickköpfig, häßlich, und dabey ganz unbändig sind.

Wir bleiben bey den zahmen Pferderacen, welche durch die Verschiedenheit der Länder, Himmelsstriche, Nahrungsmittel, selbst durch die Behandlungsart, und Kultur der Menschen, entstanden sind. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch manche Racen, theils einen proportionirtern Körperbau, theils vorzüglichere Eigenschaften und Talente, bald zu diesen, bald zu jenen Bedürfnissen der Menschen erhalten haben.

Bloß die europäischen sind unser Augenmerk *). Hier kommen folgende vorzügliche Racen in Betrachtung.

1. Die Neapolitanischen. Von Mittelgattung, mit dickem Halse, großem Kopfe, krummer Nase, vollkommenen Wuchs, besonders stolzem Anstande, und Bewegungen im Reiten und Fahren. Ein Zug von acht neapolitanischen Hengsten vor der Kutsche hat ein überaus majestätisches Ansehen. An sich sind sie ungelehrig, tückisch, und eigensinnig, laufen und ziehen aber sehr gut.

2. Die

*) Die allerschönsten Pferde sind die arabischen, die allenthalben, und besonders in der Türkey, sehr geschätzt werden. Man hat ihr Geschlechtregister von 2000 her durch richtige Zeitfolge dokumentirt, und behauptet, daß sie ursprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abstammen.

Man hat edle, mittlere und schlechte. Bloß über die ersten werden die Stammbäume gehalten. Der Wuchs ist ins Mittel mehr mager, als fett; aber von erstaunlicher Schnelligkeit und Dauer. Die schönsten Pferde der meisten Länder stammen von ihnen ab.

2. Die englischen von hohem, langgestrecktem Bau, kleinem Kopf, gekrümmter Nase, kleinen steifen Ohren, überaus dünnen manierlichen Füßen, mehrentheils braungelber Farbe. Sie stammen von arabischen und barbarischen Pferden ab, und sind wegen ihres festen Tritts, ausgreifenden Schritts, und bewundernswürdiger Schnelligkeit im Laufen, berühmt genug.

Alle große Herren in Deutschland haben zu ihren Reit- und Parforcepferden, fast lauter englische.

Durch das Wettrennen in England sind vorzüglich zwey Rennpferde in Andenken geblieben. Das erste: Sterling, legte im ersten Ansatz in einer Secunde zwey und achtzig und einen halben Fuß zurück, und lief also schneller, als der Sturmwind, und ein Schiff mit vollem Winde. Das zweyte: Childers, in gleicher Zeit nur sechs und vierzig Fuß und sechs Zoll, blieb sich aber immer gleich, übernahm sich nie, ermüdete nicht, und hat seines gleichen nicht gehabt.

Der Wettläufer des Prinzen von Wallis, Rockingham, wurde im Jahr 1786, für 250000 Pf. Sterling verkauft *).

Mancher Wettrenner hat in 22 Minuten eine deutsche Meile zurückgelegt. Von der Art mag der wohl gewesen seyn, von dem man folgende Geschichte erzählt.

Ein englischer Räuber war mit einem Lord, der den Tag verreisen wollte, auf dem Koffeehause. Der Lord reist ab. Wohl sechs Stunden nachher entfernt sich jener, reitet dem Lord auf seinem schnellen Pferde nach, nimmt ihm Uhr und Börse ab, ist in sehr kurzer Zeit wieder auf dem Koffeehause, und macht sich allen Anwesenden bekannt, bittet sie auch im erforderlichen Fall

*) Hamburg. Coresp. 1786. No. 124.

Fall um ein Zeugniß, daß er um die Zeit abgegangen, und um die Zeit wieder hier gewesen sey, und alle Gäste noch angetroffen habe.

Der beraubte Lord kehrt sogleich nach London zurück, und klagt diesen Menschen an, weil er ihn als denselben erkannte, der mit ihm auf dem Koffeehause gewesen war. Dieser aber beruft sich auf die Zeit und Unmöglichkeit, daß er ihn in derselben habe berauben, und wieder auf dem Koffeehause seyn können, wie er durch das Zeugniß aller Anwesenden darthut. Er wird losgesprochen.

Nach einiger Zeit besucht er den Lord, gesteht ihm die That, wozu ihn damals die Noth gebracht habe. Meinem schnellen Pferde, sprach er, hab' ichs zu danken, und da nächstens das Wettrennen gehalten wird; so steigern sie die Wette so hoch sie wollen: sie sollen sie mit Hülfe meines Pferdes gewinnen, und Kapital mit Interesse wieder haben, wie auch geschahe.

3. Die **Frießländer**: stark von Körper, Rücken und Kreuz, hohem Bau, kurzem Halse, großem Kopfe, und samtschwarzer Farbe. Vorzüglich gute **Wagenpferde**.

4. Die **Dänen**: von starkem schönen Wuchs, dickem Halse und mächtigen Schultern. Trefliche **Kriegespferde**. **Schäcken** und **Tigerpferde** unter ihnen sehr gemein.

5. Die **Spanier**, besonders die aus **Andalusien**: von großem Kopf, langen Ohren, dicker Mähne, breiter Brust, rundem Kreuz, schwerem Körper, schwarzer Farbe: mehrentheils **Blessen**. Der Gang kühn und stolz. Vortrefliche **Kutschpferde**.

6. Die

6. Die Polaken: klein, unansehnlich, aber geschwind, dauerhaft und nicht zu ermüden. Die besten Klepper und Parforcepferde. Ihnen gleichen

7. die Ungarn sehr, nur nicht von so starkem und festem Bau.

8. Die Russen klein, mit unförmlichen langen Mähnen; doch dauerhaft und stark.

9. Die Isländer und Lithauer machen die kleinsten Racen, mit kurzen steifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie sind dauerhaft und boshaft.

10. An Kleinheit gleichen ihnen die märkischen Sandläufer, welche kaum die Größe der Esel haben; aber in dem heißen Sand besser fortkommen als unsere Landpferde.

11. Die Deutschen, die mehrentheils von den Friesländern und Dänen abstammen: von mittelmäßiger Größe, starkem Kopfe und Füßen, kurzem Halse. Die besten Fracht- und Zugpferde.

Beschreibung.

Das Pferd lernt man dadurch am besten kennen, wenn man es mit andern vierfüßigen Thieren vergleicht.

Es zeichnet sich zuerst durch seinen langgestreckten Körperbau, hervorragenden Hals und sehr manierlich gebildeten Kopf aus, der, wenn er eine übergebogene Nase hat, als ein Ramskopf, sehr geschätzt wird.

Als die Amerikaner den ersten Besuch von den Spaniern bekamen, erschracken sie am meisten über die Pferde und Reiter, und beschrieben die Spanier als Ungeheuer, die halb Mensch, halb Thier wären.

Die Kinnbacken des Pferdes sind außerordentlich lang, und die übrigen Theile des Kopfs von so regelmäßigem Verhältniß dagegen, daß sie ihm, nebst dem erhabenen Halse das freyeste, lebhafteste Ansehen geben. Wie dumm ist dagegen die Mine des Esels, und der Anblick des Ochsen oder der Kuh.

Die Augen, weit, groß und lebhaft. Die Ohren weder zu kurz, wie bey dem Ochsen, noch zu lang, wie bey dem Esel. Die Beine, vom Hufe an, mit Hessen und Schenkel, bis an die Hüften, wie proportionirt, und mit den starken Sehnen und Muskeln, recht zum Treten und Springen eingerichtet. Die Haarbüschel vor der Stirne, und die prächtige Mähne, eine wahre Zierde. Der Hintertheil mit Nacken und Kreuz, bis zum Lenden, wie schön gewölbt, und der dickhaarige Schweif, dieser im Sommer für das Pferd so wohlthätige Fliegenwedel, — übertrifft an Länge und Schönheit alle Thierschwänze *).

Man darf ein schönes Pferd nur recht in seinem stolzen und edlen Gange betrachten; so wird man sehen, wie alle Theile seine Körpers dazu proportionirt sind, ihm ein kühnes, muthvolles und erhabenes Ansehen zu geben.

Die Hauptfarben des Pferdes sind braun, schwarz, weiß; aus diesen aber so mannigfaltig zusammengesetzt, daß man sie kaum beschreiben kann. Die braunen heißen Füchse, wobey es wieder allerley Abänderungen, z. B. Schweißfüchse, u. s. w. giebt. Die schwarzen nennt man Rappen; die weißen Schimmel;

*) Die Erklärung aller äußern Theile des Pferdes in Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere: von Martini I. 135.

Schimmel; die gefleckten Grauschimmel, Apfelschimmel, Schäcken, u. s. w. Die ganz weißen sollen Schwächlinge, und nicht dauerhaft seyn *).

Zergliederung.

Ein weites Feld, in welches ich mich hier nicht wagen darf! Nicht leicht ist wohl ein Thier, dessen innere und äußere Theile so genau untersucht sind, als das Pferd. Man hat dazu eigene Schulen angelegt, die Krankheiten dieses Thieres kennen zu lernen, und die Zergliederung des Pferdekörpers zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen **). Die dazu gehörenden Schriften machen ganze Bibliotheken aus ***).

Ich begnüge mich jetzt, nur einige Merkwürdigkeiten aus den innern Theilen des Pferdes anzuführen.

Der Magen ist gegen den vielfachen Magen der Ochsen, sehr klein und einfach, und gar nicht so, wie bey den wiederkäuenden Thieren beschaffen, woraus Büffon die besondere Eigenheit des Pferdes erklärt, daß es weder wiederkäuen, noch sich erbrechen kann ****).

Die

*) S. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 144. von den unterschiedenen Benennungen der Farben der Pferde.

**) Die lehrreiche Ecole veterinaire zu Hannover mit ihren vortreflichen anatomischen Apparaten, verdient von allen Reisenden besucht zu werden.

***) S. Beckmanns physik. Bibl. X. 139. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 123. — zur Anatomie. S. 131. Vorzüglich das prächtige Werk: Georg Stubbs Anatomy of Horse, Lond. fol. 1767. m. K. — die übrigen Schriften von Wartung, Abrichtung der Pferde, und Reitschulen S. 132. ff. Walthers Naturgesch. Deutschlands S. 162.

****) Das. I. S. 262.

Die Gallenblase fehlt gänzlich.

Im Magen, in den Gedärmen, auch in der Blase werden oft die steinartigen Kugeln gefunden, die aus lauter über einander liegenden Kalkschichten bestehen, eine eyförmige, auch ganz runde Gestalt haben, schwer wiegen, zuweilen etliche Pfund, eine schmutzig weißgraue Farbe haben, und **Pferdebezoar**, oder Hippolithes genennet werden.

Im Jenaischen Naturalienkabinet sahe ich eine solche, mitten durchgeschnittene Steinkugel aus dem Magen eines Pferdes, da der Mittelpunkt der Kopf eines alten Bretnagels aus der Krippe war, über welchen sich die Kalkschichten angelegt hatten.

Ich besitze auch den **ungebornen Foetus** einer Stute in Weingeist, der etwas größer ist, als ein Kätzchen von vierzehn Tagen, und dem man es in seiner ganzen Bildung ansehen kann, daß er vom Pferde ist.

Von den **Würmern** des Pferdes werde ich unten Gelegenheit haben zu reden *).

Aufenthalt.

Die **wilden Pferde** leben in Wäldern, wie andere wilde Thiere, und verbergen sich, wenn sie Gefahr merken, in den Dicktungen. Die zahmen hingegen werden in gut verwahrten, hellen und luftigen Ställen gehalten, die den Schweineställen nicht zu nahe liegen, weil

*) Ueber die Anatomie des Pferdes kenne ich kein prächtigeres Werk, als

Cours d'Hippiatrique ou Traité complet de la Medecine des Chevaux, orné de 65. planches gravées avec soin. Par M. *La Fosse*. Hippiatre, à Paris 1772. In Landcharten Format. S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. IV. 317.

weil ihnen der Geruch davon zuwider ist. Doch mögen sie Ziegenböcke wohl leiden, weil der Geruch derselben die schwarzen Ratzen vertreibt, die ihnen bey dem Fressen in der Krippe beschwerlich sind.

Da ich bloß Naturgeschichte der europäischen Thiere schreibe; so kann ich mich auf das eigentliche Oekonomische nicht einlassen. Ich verweise also meine Leser, was die Einrichtung der Pferdeställe betrifft, auf die absichtlich davon handelnden Schriften *).

Die Nahrung

der Pferde ist nicht so einfach, als bey dem Rindvieh. Die wilden leben von Gras und Kräutern; die zahmen aber wollen ordentlich gefüttert und abgewartet seyn. Es richtet sich aber die Fütterung nach dem Maaß der Arbeit, die man von dem Pferde fordert. Ein müßiges Reit- und Kutschpferd, das kaum alle acht Tage aus dem Stalle kommt, kann bey der Hälfte des Futters bestehen, das ein Wagenpferd, z. B. in der Aernte, oder ein Frachtpferd, oder ein Postpferd bedarf. Diese letztern bekommen öfters, wenn sie nach einer geendigten Station gleich wieder fort müssen, den reinen Hafer, wenn andere nur einen Theil davon, und zween Theile Häcksel erhalten.

Wenn öfters ein Reitpferd zehn oder eilf Meilen in einem Tage machen soll, so giebt man zu den letzten Meilen wohl ein Stück grobes Brot und Bier, wodurch es ungemein gestärkt wird.

Das

*) Z. B. Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands. I. 720.

Das gewöhnliche Futter der Stallpferde iſt Haſer, Häckſel und Heu. Wenn die Knechte Rocken für die Pferde ſtehlen, und ſie haben nicht Arbeit genug; ſo ſchlägt er ihnen in die Beine, und ſie werden kontrakt. Die Frachtfuhrleute aber füttern ihre Pferde, in Ermangelung des Hafers, ohne Gefahr mit Rocken, weil ſie es wieder ausarbeiten. Die Pferde freſſen auch Gerſte; ihr gewöhnliches Futter iſt es aber nicht.

Von friſchem Wickfutter laxiren ſie ſtark, und öfters gehen ihnen dabey viele große Spulwürmer ab.

Alles junge Laub, Holzäpfel, beſonders Taxus, und folgende Kräuter ſind ihnen ſchädlich als: Frauenbettſtroh, (Gallium verum); Ottermennich, (Agrimonia eupatoria); verſchiedene Arten Spierpflanzen, (Spiraea); Sonnenwirbel, (Myoſotis ſcorpioides); Baldrian, (Valeriana officinalis); Hahnenfuß, (Ranunculus pratenſis); Pferdeſchwanz, (Equiſetum paluſtre), und Wolfsmilchkraut, (Eſula). Dahin gehört auch das Waſſerkraut (Phellandrium), ohne dem daran ſitzenden Curculio paraplecticus die Schuld zu geben. Doch frißt es, die giftige; und dem Menſchen ſelbſt ſchädliche Napelle, (Aconitum) ohne Schaden.

Nach Linné's Verſuchen ſollen die Pferde 262 Kräuter freſſen, und 212 unberührt laſſen *).

Wenn Hühnerfedern in die Krippe kommen, und das Pferd verſchluckt ſie mit; ſo ſchwillt es auf, und bekommt üble Zufälle.

Als eine beſondere Seltenheit hab' ich es ſchon im erſten Theile bey den Ratzen angemerkt, daß ein Pferd die lüſternen Ratzen, die ihm das Futter in der Krippe

*) S. Beckmanns phyſikal. Bibl. XIV. 230.

Krippe wegſtahlen, und es wohl dazu in die Naſe biſſen, gefreſſen, und mit den Zähnen zermalmet habe.

Regelmäßig bekommt das Pferd täglich drey **Mahlzeiten**: Morgens um fünf, Mittags um eilf, und Abends um ſieben Uhr. Zuletzt wird ihm wohl noch ein Bund Heu auf die Raufe geſteckt, ſich des Nachts damit zu amüſiren.

Das Pferd muß des Tages über dreymal kühles, weiches, helles Brunnen- oder Bachwaſſer zum Getränk haben, und, wenn es erhitzt iſt, wirft man eine Hand voll Heu ins Waſſer.

Seine Art **zu ſaufen** iſt beſonders, indem es **Maul und Naſe** ganz ins Waſſer ſteckt, und mit ſtarken Zügen in ſich ſchluckt.

Das Pferd hat in ſeiner **Lebensart und Betragen** verſchiedene

ganz beſondere Eigenheiten.

1. Rechne ich gleich dahin, wie ich ſchon angezeigt habe: ſeine **beſondere Art zu ſaufen**. Wie verſchieden vom **Hunde**?

2. Daß es ſich nicht **erbrechen** kann.

3. Daß das Pferd an den vier Hufen kann **beſchlagen** werden, und gleichſam mit eiſernen Schuhen gehe *).

4. Daß es Pferde gebe, welche **Ratzen** freſſen **).

*) Die Alten kannten keine Hufeiſen. Nach Montfaucon hat man davon keine ältere Nachricht, als vom Jahre 481, aus welcher Zeit noch das Hufeiſen von Childerichs Pferde erhalten worden. S. *Berenger* hiſtory and art of Horſemanship. p. 220. Vol. I.

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 215. Rariſſime *carnivorum*.

5. Daß das Pferd durch Sattel, Zaum, Gebiß, und Sporen kann gezwungen, und durch anderes Geschirr zu allen Arten von Arbeit gebraucht werden.

6. Daß es, wie die Vögel, an den Augen mit einer Nickhaut versehen ist, solche gegen alle Verletzung zu decken.

7. Daß es im Finstern sehen, und den Weg sehr gut wiederfinden kann.

8. Daß es eine eigene Stimme: das Wiehern, hat, und dadurch Muthwillen, Behaglichkeit, Muth, Freude, auch Schmerz auszudrücken pflegt.

9. Daß es sehr gesellig ist, und ein gutes Gedächtniß hat, auch seinen Herrn, und die Thiere, die mit ihm umgehen, Hunde, Ziegenböcke, und Kameraden sehr gut kennt.

Ein Mann hatte ein Kavalleriepferd gekauft, und kam nach einigen Jahren mit demselben wieder auf den Platz, da eben das Regiment exerzirte, und eine Schwenkung machen sollte. So bald diese angieng, schloß sich das Pferd mit an, ohne sich an Zügel und Sporen zu kehren, und machte seinen halben Zirkel mit, wie es sonst zu thun gewohnt war.

10. Das Pferd pflegt mehr zu stehen, als zu liegen, und hat einen kurzen Schlaf. Wegen des vielen Stehens wird längst der Krippe eine Diele eingelegt, damit es mit den Vorderfüßen darauf stehe, und nicht steif werde.

11. Ein rasches, munteres Pferd hat die Gewohnheit, wenn es frißt, mit einem Vorderfuße so stark niederzustampfen, daß die Erde schüttert. Es ist ein Zeichen der Behaglichkeit.

12. Das

12. Das Pferd hat, wie man zu sagen pflegt: seine eigene Mucken, die ihm schwer abzugewöhnen sind, wenn es im Anfange versehen wird. Dahin gehört die Stättigkeit, daß es durch nichts von der Stelle zu bringen ist, wenn es fortgehen soll; aber willig ist, wenn es nach der Krippe oder nach Hause geht. Ferner das Hauen mit den Vorderfüßen, das Ausschlagen, womit sie sich gegen alles wehren; und das Bäumen und Ueberschlagen. Ingleichen das Beißen, welches gefährliche Folgen hat.

Diese Fehler aber sind gegen die reiche Zahl der Tugenden und guten Eigenschaften der Pferde nur sehr wenige.

13. Der Gang des Pferdes ist verschieden, und richtet sich nach den Wünschen des Menschen. Der natürlichste ist das Traben, den das Pferd, samt dem Schritt, am längsten aushält. Für den Reiter der beschwerlichste: Schritt und Gallop bequemer *).

14. Das Zusammenschauern und Zittern mit dem ganzen Körper und der Haut, wenn ihm das schwere Geschirr abgenommen wird, oder wenn es sich der Stechfliegen erwehrt, oder wenn man eine gedrückte Stelle berührt.

15. Wenn es abgesattelt, oder abgeschirrt, und voll Schweiß ist; so pflegt sichs gern auf dem Miste oder auf seinem Lager zu wälzen.

16. Endlich gehört auch noch zu den Eigenheiten des Pferdes: daß es nicht lange krank ist. Wird es gegen den dritten Tag nicht besser, wenn die Krankheit innerlich ist; so fällt es gemeiniglich um.

*) Davon s. Büffons N. G. I. 30. ff.

Das ganze Naturell des Pferdes kann ich nicht beſſer, als mit Hiobs Worten beſchreiben: eigentlich mit den Worten ſeines groſſen Schöpfers ſelbſt:

„Kannſt du dem Roß Kräfte geben, oder ſeinen Hals zieren mit ſeinem Geſchrey? Kannſt du es ſchrecken, wie die Heuſchrecken? Das iſt Preis ſeiner Naſen, was ſchrecklich iſt. Es ſtrampfet auf dem Boden, und iſt freudig mit Kraft, und zeucht aus den geharniſchten entgegen. Es ſpottet der Furcht, und erſchrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerdt nicht. Wenn gleich wider es klinget der Köcher, und glänzet beyde Spieß und Lanzen. Es zittert und tobet, und ſcharret in der Erde, und achtet nicht der Trommeten Hall. Wenn die Trommete faſt klinget, ſpricht es: Hui! und reucht den Streit von ferne, das Schreyen der Fürſten und Jauchzen *).“

Die Büffoniſche Beſchreibung iſt zu ſchön, als daß ich ſie nicht herſetzen ſollte **).

»Der Menſch hätte unter allen Thieren, worüber er ſeine Herrſchaft beſtätiget, nicht leicht eine gröſſere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieſes edlen, ſtolzen und flüchtigen Thieres, welches ſowohl die Beſchwerden und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs, (wie auch die Laſten und Arbeiten des Ackerbaues) zu theilen willig iſt. So unerſchrocken, als der Held, den es trägt, ſieht es die Gefahr, und trotzt ihr. Es ſtürzt ſich mitten in das Geräuſch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran, und belebt ſich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenſeele

ſeines

*) Kap. 39, 19—25.

**) N. G. der vierfüßigen Thiere I. 14.

seines Herrn auflodert *). Mit gleicher Bereitwilligkeit theilet es die heroischen Ergötzungen seines Beherrschers auf der Jagd, bey Ritterspielen und Wettlaufen. Sein Ansehen ist glänzend, und seine Augen funkeln. Eben so gelehrig, als muthvoll, läßt es sich nicht ganz von seinem Feuer hinreißen. Es hat seine Bewegungen mäßigen gelernt. Es schmiegt sich nicht allein unter die Hand seines Führers, sondern es scheint sich ganz nach dessen Wünschen zu bequemen. Beständig folgsam, bey allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald schnell, bald langsam, bald steht es stille, wie es der Wink seines Herrn zu fordern scheint. Das Pferd ist eins von den Geschöpfen, die sich selbst verläugnen, um bloß dem Willen eines andern Wesens gehorsam zu seyn, und seinem Verlangen immer zuvorzukommen, dem es durch seine geschwinde und abgemessene Bewegungen vollkommen Genüge leistet. Es ist gerade so fühlbar, als man wünschet, und leistet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme sich zu allen möglichen Diensten bereit finden läßt, strenget es alle Kräfte zum Dienste seines Herrn an, und überschreitet oft so sehr das Maaß seiner Kräfte, daß es aus allzugroßem Gehorsam zuweilen des Todes ist."

Die Fortpflanzung

des Pferdes hat ebenfalls ihre Eigenheiten. Die Stute geht eilf bis zwölf Monate, und pflegt acht und mehrere Tage eher nieder zu kommen, wenn sie gut gehalten wird. Zu Carlsruh warf eine Stute 1778 zwey Füllen auf einmal **). Im sechsten Jahre ist die

*) Eine Paraphrase der Worte Hiobs!
**) S. Naturforscher XIV. 45.

beste Begattungszeit des Mutterpferdes; doch zeugten auf einem Dorfe zwey einjährige Füllen ein Junges *). Bis zum 10ten Jahre ist es zu diesem Geschäfte tüchtig. Man hat Beyspiele von einem Mutterpferde von zwey und zwanzig Jahren **).

Die Füllen entwöhnen sich entweder von selbst, oder sie werden im fünften Monate entwöhnt. Wenn sie die ersten zwölf Zähne bekommen haben; so giebt man ihnen neben der Muttermilch auch Heckerling, Hafer, Heu und Gras. Nach achtzehn Monaten werden die männlichen Füllen gerissen; und heißen Wallachen. Nach dem dritten Jahre fängt man an, das junge Pferd zu seiner Bestimmung, z. B. zum reiten, ziehen, u. s. w. vorzubereiten.

Ein Pferd kann bey der schwersten Arbeit zwanzig, bis dreyßig Jahre alt werden, und sogar das vierzigste Jahr erreichen.

Auch bey dem Zahnwechsel der jungen Pferde zeigen sich einige besondere Merkwürdigkeiten. Der Hengst hat allezeit vierzig Zähne: zwölf Vorderzähne (Rabzähne); vier Hundezähne (Haaken), und vier und zwanzig Backenzähne (Stockzähne); der Stute fehlen entweder diese Hundszähne, oder sie sind sehr kurz.

Bey dem Füllen keimen schon vier Vorderzähne, zwey oben, und zwey unten, hervor; bald darauf noch vier andere, die sich oben und unten an den Seiten der vier ersten ansetzen, und nach drey oder vier Monaten, die vier letzten oben und unten.

Dann

*) S. Naturforscher XIV. 45.

**) Das.

Dann hat das Füllen die 12 Vorderzähne, die man Milchzähne nennt. Dieſe ſtehen feſt, bis es anderthalb, oder auch drey Jahre alt iſt. Alsdann fallen ſie, wohl zu merken, in eben der Ordnung, wieder aus, in der ſie hervorgebrochen ſind. Erſt die vier mittleren, die in vierzehn Tagen durch andere erſetzt werden, welche etwas höher, und von gelblicher Farbe ſind. Jetzt ſagt man von dem Pferde: daß es zu zeichnen anfange, und daß der erſte Bruch geſchehen ſey. Nach einem Jahre erfolgt der zweete Bruch, und nach dem vierten verliert es die beyden letzten Vorderzähne, die aber nicht ſo bald wieder erſetzt werden, und von denen die obern eher hervorkommen. Dieſe heißen Eckzähne, und zeigen das Alter des Thieres bis ins achte Jahr an. Sie ſind ausgehöhlt, und haben in dieſer Höhlung einen ſchwarzen Flecken: den Kern, oder die Bohne.

Nach der Abnahme dieſer Höhlung in den Vorderzähnen der Unterkinnlade berechnet man das Alter bis ins achte Jahr, wo gewöhnlich die Grube ausgefüllt wird, und das ſchwarze Maal verſchwindet, wenn nämlich das Pferd ordentliches Futter, und nicht bloßes Gras bekömmt.

Nach dieſer Zeit werden die Hundszähne zum Merkmal angenommen, die im vierten Jahre vorbrechen, und ſehr ſpitzig ſind. So bleiben ſie bis zum ſechſten. Dann werden ſie ſtumpfer, im zehnten Jahre ganz ſtumpf, und ſehr lang, weil um dieſe Zeit das Zahnfleiſch abgeht *).

*) S. dieſe Zähne nach ihren Perioden abgebildet in Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere I. Tab. VII. S. 183.

Von dieſer Zeit an wird das Alter der Pferde ungewiß, und ein hohes Alter iſt bloß daran zu erkennen, wenn dieſe Zähne ſehr lang und loſe, und die Furchen des Gaums verſchwunden ſind. Dieſes ſind die Kennzeichen, wornach ſich insgemein alle erfahrne Stallmeiſter und Roßhändler richten *).

In Anſehung

der Verbreitung

erſtreckt ſich das Pferd auf den größten Theil der Erde. In Norden geht es auf dem feſten Lande des öſtlichen Aſiens bis gegen den 64ſten Grad Breite.

Jenſeit Bereſof leben die Pferde nicht, und es iſt beſonders, daß es in Sibirien gewiſſe Gegenden giebt, wo die Pferde ſchlechterdings nicht aufkommen **).

In dem wärmern Europa gehen ſie völlig bis zu dem Polarzirkel. Unweit deſſelben, in Lappland, giebt es kleine muntere Pferde. Sie laufen des Sommers über Heerdenweiſe in den Wäldern, und kommen bey eintretendem Winter von freyen Stücken in ihre Ställe zurück.

In Island kommen ſie recht gut fort. Ehemals wußte man in Grönland und Kamtſchatka von keinem Pferde; nur nach Cranz Zeiten hat man angefangen, dieſe,

*) Das Uebrige von der Fortpflanzung des Pferdes, und von den Stutereyen in Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte Deutſchl. I. 724.
Büffons N. G. I. 49. ff. Prizelius vollſtändige Pferdewiſſenſchaft. S. 112. von den Kenntniſſen des Pferdealters.

**) S. Pallas Reiſen III. 23.

Hiese, und Ochsen dahin zu bringen. In den brittischen Kolonien von Nordamerika giebt es viele Pferde. So auch in Kalifornien, Mexiko, Peru und Brasilien. Die wilden Pferde in Rußland sind kaum so groß, als die kleinsten russischen, mit sehr dicken Köpfen, bald gewöhnlichen spitzen, bald langen Eselsohren, und alle von mausefahler Farbe *).

In dem kältern europäischen Klima gedeyen ebenfalls die Pferde recht gut, z. B. im Holsteinischen und Dänischen. Nur bleiben sie in den kältesten Gegenden außerordentlich klein. Asiens wärmere Theile sind also gewiß der erste Sitz dieses edlen Thieres **).

Je nützlicher ein Thier ist; desto mehr

Feinde

hat es öfters. Dieß trifft beym Pferde zu. Ich rechne abermal dahin

I. die vielen **Krankheiten**, denen es unterworfen ist, wovon ich nur die vornehmsten anführen will.

1. Die bekannte **Druse**, oder der **Kropf**, welche von Erkältung, zurückgehaltener Ausdünstung, oder schlechter

*) S. Gmelins Reise durch Rußland I. 45.

**) Das Uebrige s. in Zimmermanns zoologischer Geographie I. 178.

Noch jezt giebt es im Duisburger Walde ursprünglich wilde Pferde. S. Schriften der Gesellsch. naturforschender Freunde zu Berlin IX. 189.

Von den nordischen Pferden s. Pontoppidans N. G. von Norwegen II. 4. ff. Von den russischen wilden Pferden s. Lepechins Tagebuch seiner Reise II. 4. Tarpani. Von den sardinischen wilden und zahmen Pferden s. Cetti Naturgeschichte von Sardinien. I. 27. Von den preußischen Stutereyen, Bocks Naturgschichte von Preußen. IV. 199.

schlechter Verdauung entsteht. Die Knoten, worin sich die üblen Feuchtigkeiten sammeln, befinden sich unter dem Kinn, mitten zwischen beyden Kieferknochen, die in der Mitten geschwollen, und als zwey eyrunde Körper anzufühlen, und zu verschieben sind. So ist es bey dem Rotz nicht, wie wir unten sehen werden. Brechen die Drüsenknoten auf; so fließt die Feuchtigkeit aus beyden Nasenlöchern, und das Pferd ist anzusehen, als wenn es innerlich krank wäre. Drey- und vierjährige Füllen sind der Druse am meisten unterworfen.

2. Der Rotz ist eine weit gefährlichere Krankheit. Es ist ein Fluß aus der Nase, der aus einer verdorbenen scharfen Feuchtigkeit entsteht, wobey die Nase an der Scheidewand böse Geschwüre hat, und eine, oder beyde Drüsen seitwärts an dem Schieferknochen, aber nicht wie bey der Drüse in der Mitte, geschwollen sind. Anfangs fließt nur ein Nasenloch, und das Pferd ist dabey munter, und frißt, wie gewöhnlich. Nehmen die Geschwüre in der Nase überhand; so ist das Pferd verloren; im Anfange aber ist die Krankheit noch zu kuriren.

Das ärgste ist, daß der Rotz so ansteckend ist, daß davon gleich die gesundesten Pferde, wenn sie nur in einen Stall kommen, wo rotzige gestanden haben, infizirt werden. Ein großes Unglück, wenn der Rotz in die großen Ställe der Kavalleriepferde kommt!

Der große Camper glaubte ehemals selbst, daß der Rotz nicht ansteckend sey; ist aber nachher von dem Gegentheil völlig überzeugt worden *).

3. Der

*) S. die Berichtigung in der Vorrede vor dem 5ten Bande von Natur, Menschenleben und Vorsehung, und

3. Der **Wurm**, oder die Pferdepocken. Nichts weniger, als ein eigentlicher Wurm, sondern Knoten in der Größe einer Haselnuß: am Halse, Körper und Beinen. Oefters länglichte Leisten, wie ein Finger dick. Brechen die Knoten auf; so sind sie wie Speck, und es fließt eine zähe Feuchtigkeit heraus. Es entstehen Geschwüre, die wie der Krebs um sich fressen. Fließt zugleich die Nase; so hat das Thier auch den innern Wurm, und ist schwer zu heilen. Die Krankheit ist ansteckend. Der Hengst ist derselben mehr, als die Stute ausgesetzt. Sie entsteht von mehr als einer Ursache, theils, wenn das Pferd aus schwerer Arbeit sogleich zur Ruhe kömmt: theils, wenn es auf einmal zu viel, oder gar zu schlechtes Futter frißt.

4. Die **Darmgicht**, Verstopfung, Kolik, auch wohl provinzialisch, aber unrichtig Feivel, wenn sich das Pferd windet, nicht fressen will, mit den Füßen stampft, und sich wälzt. Der Bauch schwillt ihm auf, und es kann nicht misten. Sie entsteht mehrentheils von verschluckten Hühnerfedern, von unreinem, halbverfaultem Heu, von versetzten Winden, und schlechtem Futter.

5. Der **Strengel**, oder die Bräune. Ein Geschwür, oder Entzündung im Halse, da das Pferd den Hals steif hält, frißt und käuet, aber nicht schlucken kann.

6. Die **Rehe**, das Verfangen, Verschlagen. Eine Art von Gicht, da das Pferd in allen Gliedern lahm

und dessen gekrönte Preisschrift von der eigentlichen Ursache der Viehseuche in dem 4ten Bande der Beschäftigungen der berlin. Gesellsch. naturf. Freunde. No. 5. S. 112.

lahm wird, und die Beine wie Stelzen ſind: von Erkältung, übertriebener Arbeit, auch bey zu vieler Ruhe, und gefüttertem Rocken.

7. Der **Durchlauf**, Durchfall, wenn das Pferd dünn miſtet, oder zäher Schleim abgeht, oder der Miſt wohl gar blutig iſt. Im letzten Fall iſt gemeiniglich ein Entzündungsfieber dabey.

8. Der eigentliche **Feivel**, wenn dem Pferde oben am Kopfe eine Art von Geſchwür aufbricht, und an den Mähnen heruntereitert, welches von unreinem Geblüt herrührt.

9. Der **Koller**, oder Sonnenſchuß von zweyerley Art: der ſtille und raſende. Bey der erſten iſt das Pferd ruhig, ſieht aber ſtarr vor ſich hin, ſtößt an alles an, läßt das Futter aus dem Maule fallen, ſich den Finger tief ins Ohr ſtecken, ohne zu ſchütteln, und die Beine übers Kreuz ſetzen, daß ſie ſtehen bleiben.

Im zweeten Fall geht das Pferd ruhig beym Reiten und Fahren; ſcheint ihm aber die Sonne in die Augen; ſo wird es toll und wüthend, läßt ſich durch nichts bändigen, und man kann ihm ohne Gefahr nicht beykommen. Beyde Arten ſollen unheilbar ſeyn.

Außer dieſen giebt es noch ein ganzes Regiſter von Fehlern und Krankheiten der Pferde, als die **Blindheit**, die **Räude**, die **Fuß-** und **Steingalle**, u. ſ. w. in die ich mich hier ſo wenig, als in die **Kurart** einer jeden einlaſſen kann *). Die, durch äußerliche fehlerhafte Behandlung verurſachte Krankheiten: als das **Vernageln**, **Satteldrücken**, u. ſ. w. muß ich ebenfalls übergehen. Nur kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß

*) S. davon Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 732.

daß ein Pferd von bittern Mandeln eben so leicht, als ein Eichhörnchen stirbt.*)

Die beste Art, ein Pferd gesund zu erhalten, wenn es übrigens bey der Arbeit nicht erhitzt, oder sonst in der Fütterung nicht vernachläßigt wird, ist aus Dännemark, als bewährt empfohlen. Man trocknet Brennesselsaamen allmählig, pulverisirt ihn, und menget Morgens und Abends eine Handvoll für jedes Pferd unter das Futter. Auch soll der innere Gebrauch der Belemniten, Teufelsfinger, oder Donnerkeile, wegen des flüchtigen Salzes dieser Steine, bey verschiedenen Krankheiten sehr heilsam befunden seyn.

II. Andere Feinde, die ihm gewaltsam nachstellen, oder ihm sonst nachtheilig werden. Dahin gehören

1. Bären und Wölfe in den Provinzen, wo sich diese Raubthiere noch befinden, und die Pferde auf der Weide gehen. Die Pferde stellen sich im Zirkel, und schlagen hinten dergestalt aus, daß diese Raubthiere selten ankommen können, wenn sie sich zusammenhalten. Ein einzelnes ist mehrentheils verloren.

2. Verschiedene Insektenarten, die theils als Larven, theils als stechende und vollkommene Insekten, die Pferde sehr plagen: als

Die fliegende Pferdelaus:**)

Die eigentliche Pferdelaus.***) Diese Insecten finden sich am meisten an den Falben, Rothschim-

*) S. Schwedische Abhandlungen VII. 221. von den Fehlern und Krankheiten des Hufs, ingleichen von dem Beschlagen der Pferde s. in Krünitz ökon. Encyklopädie 25. B. den weitläuftigen Artikel Huf.

**) Hippobosca equina.

***) Pediculus *equi* Caballi L. ohne alle Beschreibung.

schimmeln und Schäcken, weil diese Schwächlinge sind, nach deren Säften die Insekten, die sich von animalischen Theilen nähren, so gern gehen, als andere nach den Säften kränklicher Pflanzen.

Ferner die Stechfliege, die sogenannte blinde Fliege, oder eigentliche Pferdebremse, *) welche in den heißen Sommertagen die Pferde schwarmweise überfällt, und sie am Halse, in den Weichen, unter dem Bauche, an den Geschlechtsgliedern, und an allen Theilen, wo sie mit dem Schwanze nicht hinreichen können, vermittelst ihres vielfachen, hornichten, lanzettenartigen Stachels, dergestalt stechen, daß öfters das Blut herabrinnt, welches sie mit haarichten Saugrüsseln begierig auflecken.

Die Augen dieser Fliegen sind ringlicht. Die Struktur ihres Stechstachels ein Meisterstück. In den sandichten Gegenden der Mark giebt es eine große Art, die so lang ist, als das Glied eines Fingers.

Endlich der gefährliche Afterkriecher, und die Nasenbreme. **) Die letzte kriecht den Pferden, wie den Eseln, Hirschen, u. s. w. in die Nase, und legt ihre Eyer in den Schleim derselben. Die auskommenden Larven kriechen in den Schlund, und nisten sich da ein.

Die erste paßt im Fluge den Zeitpunkt ab, da das Pferd mistet, und legt ihm die Eyer in größter Geschwindigkeit in die Falten des Mastdarms. Die auskommenden Larven gehen in den Darmkanal, werden außerordentlich groß, haben um alle Einschnitte des Körpers

*) Tabanus *bovinus*, — *rusticus*, — *caecutiens*. v. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. 2882. Sp. 4. 11. 17.

**) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. p. 2810. Oestrus *nasalis* et *haemorrhoidalis*.

Körpers herum, die letzten ausgenommen, scharfe Stachelreihen, und begeben sich zuletzt wohl gar, wie die Nasenlarven, in den Magen des Thieres, wo sie sich mit ihren beyden hornartigen Haken in die Magenhaut einhäkeln, und festsitzen.

Ich besitze das Stück eines Pferdemagens aus der Ecole veterinaire zu Hannover in Weingeist, worin an die dreyßig solcher Larven hängen, und worin man die Löcher, wo die übrigen gesessen haben, als ein Schüsselchen mit einem Punkt, noch sehen kann.

Ein solches Pferd pflegt öfters vor dem Zeuge plötzlich umzufallen, wälzt sich, und sieht sich immer in die Seiten, um den Ort seines empfindlichen Schmerzes anzuzeigen. Man hält es für unheilbar, wenn es so weit erst mit ihm gekommen ist.

Doch hat mich ein Kavalier aus Schlesien versichert: man habe daselbst ein bewährtes Mittel wider diese Maden, wenn sie sich auch schon im Magen einquartirt hätten. Man schneide nämlich von einer Kehrbürste die Schweinsborsten etwan eine Linie lang ab, und gebe solche dem Pferde mit Oblate oder einer andern weichen Materie, in ziemlicher Quantität ein. So wie sich das Weiche im Magen auflöst; so kommen die Stacheln vor, und stechen die Maden allenthalben, welches ihnen so empfindlich ist, daß sie sich mit ihren Haken abziehen, und in die Gedärme retiriren, wo sie ebenfalls von diesen Stacheln leiden. Sie sollen abgehen, und das Pferd genesen.

3. Verschiedene Arten von Eingeweidewürmern, die ihm eigen sind: als eine große Art von

Haarwurm *), große Spulwürmer **), Paliſadenwürmer ***), Egelwürmer ****), und eine beſonders breite Art von Bandwürmern, wie geſtrickt es Band, mit vier ſichtbaren Saugwarzen am Kopf, in deren Mündungen man hineinſehen kann; aber ohne Hakenkranz. Man hat ſogar auf dem Augapfel eines Pferdes, und in der vordern Augekammer deſſelben zwey und einen halben Zoll lange Würmer, wie ſeidene Fäden, gefunden, die ich für eine beſondere Art von Askariden halte. Wie ſie dahin gekommen ſind, iſt noch nicht ausgemacht *****).

Der Schaden,

den die Pferde thun könnten, würde ſich etwa dahin erſtrecken, daß eine Heerde Füllen Korn und Gras zertreten, oder wilde und unbändige Pferde beym Reiten und Fahren, großes Unglück anrichten, wovon man die traurigſten Beyſpiele hat, daß ſie flüchtig geworden ſind, und mit Wagen und Perſonen von hohen Ufern in die Flüſſe geſprungen ſind, oder die letztern zu Tode geſchleift haben.

Dieſem Unglück vorzukommen, hat man ein Mittel erfunden, daß der Kutſcher, oder Herr im Wagen, ver-

*) *Trichuris.*

**) Aſcaris *gigas.*

***) *Strongylus.*

****) *Faſciola.* Davon ſiehe meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer, an verſchiedenen Orten.

In Bechſteins N. G. I. 740. ſcheint der Fadenwurm, Gordius, der Trichuris genannt wird, mit dieſem letztern, dem Haarwurm, verwechſelt zu ſeyn.

*****) S. Beckmanns phyſik. ökon. Bibl. XVI. 342.

vermittelſt einer abgedruckten Feder den Vorderwagen abſpannt, und die Pferde laufen läßt. Eine andere beſtehet in Klappen, welche den Pferden über den Augen ſtehen, und welche der Kutſcher, wenn ſie flüchtig werden, mit einer Linie niederzieht, da ſie den Augenblick ſtehen *).

Wie groß und ausgebreitet iſt dagegen

der Nutzen

dieſes, von der Vorſehung, recht für den Menſchen beſtimmten Thieres?

Das Pferd leiſtet dem Menſchen allgemeinen und beſondern Nutzen.

Der erſte iſt bekannt, und ich darf mich nur auf die Dienſte berufen, die dieſes Thier, faſt in allen Arten der Bedürfniſſe, durch Reiten, Fahren und Tragen, bey den Hottentotten und Perſern durch Ausdreſchen des Getreides, auch durch Treten der Waſſerkünſte, dem Menſchen leiſtet, und wie viel es ſonſt noch zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit beyträgt. Wenn ich auch alles bey Seite ſetze, was der Menſch bey dem Ackerbau, in der Aernte, und bey andern Gelegenheiten, ſelbſt von dem Miſte des Thieres, für Nutzen hat; ſo bedenke man einmal, wie groß der Vortheil durch das allgemein eingeführte Poſtweſen der menſchlichen Geſellſchaft ſey, und wie leicht es großen Herren wird, durch abgewechſelte Courierpferde, in kurzer Zeit an die entfernteſten Höfe ihre Schriften und Briefſchaften zu bringen?

*) S. Beckmanns phyſik. Bibl. XIV. 399.

Eben dieſes Nutzens wegen kann man eine ordentliche Eintheilung der Pferde machen.

Die Jagd- und Parforcepferde, die Schußpferde, die vor keiner Kanone erſchrecken, die Kriegespferde, die ordentlichen Reitpferde, die Pracht- und Paradepferde, die Kutſchpferde, die Poſtpferde, die Ackerpferde, die Laſt- und Packpferde, leiſten alle in ihrer Art den beträchtlichſten Nutzen. Ein engliſches Mühlpferd trägt bis 910 Pfund.

Iſt gleich der Ochſe wohlfeiler zu erhalten, und thut ers auch im Ziehen dem Pferde zuvor, ſo muß er doch dieſem wegen ſeiner Langſamkeit weichen, da ein Pferd immer dreymal mehr, als dieſer, verrichtet.

Was den beſondern Nutzen des Pferdes betrifft; ſo fange ich

1. wieder mit den innerlichen Theilen an.

Das Kammfett ſchmelzen die Abdecker aus, und verkaufen es an die Gerber und Schuſter, um das Leder geſchmeidig zu machen.

Aus der gahr gemachten Urinblaſe verfertigt man die bequemſten Tobaksbeutel auf Reiſen, wenn ſie mit feinem Ziegenleder überzogen werden. Sie dienen auch zu den Ballons, und zur Verbindung der Gläſer und Flaſchen.

Die Sehnen führen bey den Sattlern und Orgelbauern den Namen Roßadern, und werden zu dem feſten Verbande der Falten an den Orgelbälgen gebraucht.

Wie viele Nationen trinken die Pferdemilch, als eine große Delikateſſe, und die Kalmucken

bereiten daraus einen ſtark rauſchenden Branntewein *).

Der **Pferdemiſt** iſt ein ſehr hitziger und treibender Dünger, und dient inſonderheit bey Miſtbeeten. Man füttert damit, wenn etwas Mehl darunter gemiſcht wird, in Schweden und Norwegen, Schaafe, Schweine und Kühe. Man bedient ſich deſſelben auch, um aus dem Bley durch die Dünſte des Eſſigs **Bleyweiß** zu machen.

Durch angezündeten Pferdemiſt vertreibt man in Rußland die erſtaunlichen Mückenſchwärme, ja unſere Gärtner wiſſen zu Anfang des Herbſtes, in Gruben, die voll Pferdemiſt gepackt ſind, und den Winter über ungeſtört bleiben, im folgenden Frühjahre, die ſchädlichen **Werren oder Maulwurfsgryllen**, mit Alten und Jungen, ſehr geſchickt zu fangen. Wird er doch auch verbrannt zum **Salmiak** genutzt. Friſche Pferdeäpfel in warmen Waſſer eingeweicht, und erfrorne Füße eingeſetzt, heilen den Schaden gründlich.

Der dauerhafteſte **Ofenkitt** beſteht aus **Pferdemiſt** mit Lehm, Salzwaſſer, ungelöſchtem Kalk, Ziegel- und Glasmehl, Hammerſchlag, Feilſpänen, Reh- und Kuhhaaren, friſchem Rinderblut und Waſſer **).

2. Auch von den **äußerlichen Theilen** des Pferdes kann faſt jeder genutzt werden.

Wie viele Nationen eſſen das **Fleiſch** der Pferde, und Deutſche, die es bey großen Herren in Rußland ge-

*) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 83.

**) S. berliniſche Sammlungen V. 595. Lutum Sapientiae.

geſſen haben, verſichern, daß es dem Rindfleiſch nichts nachgebe *).

Aus der **Haut** werden verſchiedene **Lederarten**, beſonders **Juften**, ſogar der ächte orientaliſche **Chagrin**, verfertiget. Es werden auch daraus von den Sattlern viele Arten von Riemenwerk, und von den Schuſtern Stiefeln, und ſtarke Schuhſohlen gemacht.

Die **Kalmucken** bereiten ſich daraus Schläuche, Sattelflaſchen, lederne Theekannen, und andere Gefäße mit weiten Oeffnungen, ſo wie die **Chineſer** kurze Kamiſole, an denen die Haarſeite auswendig iſt.

Wie nützlich ſind die **Pferdehaare**, zu allerley Bedürfniſſen zu gebrauchen? Von den Mähnen und Schwanzhaaren macht man die **Schlingen** zu den Dohnen, die Krametsvögel zu fangen: Bezüge auf die **Geigenbogen**; verſchiedene gewürkte Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarſiebe, ausgeſtopfte Buchdruckerballen, u. ſ. w. Die **kurzen Haare** dienen zu Pinſeln, Hüten, Bürſten, Perüken, Seilen, Matraßen, Polſtern, Küſſen, Sätteln, Stühlen, u. ſ. w.

Der **Roßſchweif** in der Türkey ein großes Ehrenzeichen des Kaiſers, und der Pachas.

Die **Hufe** verarbeiten die Horndreher, und es werden daraus beſonders äußerſt leichte, und ſchön gemaſerte **Uhrgehäuſe** verfertiget. Kalzinirt dienen ſie zu dem Berlinerblau, und geraſpelt als Dünger auf den Aeckern.

Mit den **Vorderzähnen** glätten die Buchbinder Papier und Bücherdecken. Die **Backenzähne** können, wie Elfenbein, zu ausgelegter Arbeit gebraucht werden, da

*) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 80.

da sie wie Achat glänzen. In Irland macht man schöne Knöpfe daraus.

Wie mancher Mensch ernährt sich von künstlich abgerichteten Pferden, welche mit Anschlagen des Fußes die Zahl der Uhr angeben, durch einen Reif springen, und durch mehrere Künste dieser Art beweisen, daß das Pferd Klugheit und Gelehrigkeit besitze *).

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen

bey dem Pferde, rechnen wir

1. daß der Curculio *paraplecticus* L. auf dem Wasserschierlinge, wenn er von den Pferden verschluckt werde, ihnen Lähmung verursache. Es ist dieß eine ungegründete Sage, und der Verdacht möchte eher auf die Pflanze, als aufs Insekt fallen.

2. Daß eine gewisse Raupe in den Schilfstauden, Typha latifolia Linn. den Pferden eine Wurmkrankheit verursachen solle, ist ebenfalls noch nicht erwiesen **).

3. Daß der Aberglaube den Pferden die besondere Eigenschaft zuschreibe: Gespenster sehen zu können. Meine Pferde, sagt der Knecht und Postillion, wissen es auf ein Haar, wo es nicht richtig ist. Sie schnauben und stampfen, und wollen nicht aus der Stelle, und dann steht gemeiniglich eine weiße Figur vor ihnen.

*) Sonderbare Erzählungen aus der Naturgeschichte. I. 17.

**) S. Past. von Scheven im Naturforscher XI. 30. Tab. 3. Fig. 1 — 4. Das Pferd ist nicht gestorben. Wenn sich im Magen eines an der vermeynten Wurmkrankheit gestorbenen Pferdes, eben solche Raupen und Puppen, als in den Schilfstauden fänden; so wäre es wahrscheinlicher.

Insonderheit merken sie es, wenn sie vor den Galgen und Rädern vorbey müssen.

Das Pferd ist von Natur scheu und furchtsam. Des Nachts darf ihm nur etwas ungewöhnliches: eine Fledermaus, eine Eule, ein Hase, u. s. w. aufstoßen, gleich stutzt es, und gebärdet sich wild. Daß es sich bey den Hochgerichten sträubt, kommt von den aashaften Dünsten der menschlichen Körper her, die jedes Pferd, auch von seines Gleichen, verabscheuet.

Bey einer gewissen Stadt giengen einmal alle Abend die Pferde der Post durch, wenn sie vor dem Galgen mit zween Pferdedieben vorbey mußten. Es wies sich nachher aus, daß dieß sehr natürlich zugegangen war. Denn es hatte sich ein verrückter Mensch einfallen lassen, mit einer Stange alle Abende diese beyden Körper am Galgen zu prügeln.

4. Daß die **Würmer** im Magen von **Hexen** hineingebracht wären, wie sonst viele Oekonomen glaubten, wenn sie ihnen beym Aufhauen des Thieres von dem Abdecker gezeigt wurden.

5. Daß ein weißes, in einem neuen Topfe zu Pulver gebranntes **Wiesel** ein bewährtes Mittel gegen die, von Hexen den Pferden angezauberten Krankheiten, sey.

6. Daß man ehemals Milch, Blut, Knochenmark, Mist, Urin, Schweiß, Geifer, Hoden, Schwämme oder die hornichten Warzen an den Schenkeln, den Huf, die ersten Zähne, und den Pferdebezoar, wie auch die Haare der Pferde, in der Medizin gebrauchte.

7. Von den **Betrügereyen** im Pferdehandel ist hier der Ort nicht zu reden. Es ist aber erstaunlich,

auf

auf was für Künste und Ränke man gefallen ist, die Fehler eines Pferdes zu verbergen *).

8. Wolfsleber zu Pulver gestoßen, und in die Luft gestreuet; so gehen sechs Pferde nicht weiter, als bis es verflogen ist. Das wäre doch noch ein leichtes Mittel, flüchtige Pferde aufzuhalten.

Schriften,

worin die Naturgeschichte des Pferdes eigentlich beschrieben ist, sind

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 13. mit Abbildungen.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 709.

Funks Naturgeschichte und Technologie I. S. 44.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 399. Equus Caballus *ferus*. Tab. 310. Equus Caballus *domesticus*.

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 707.

1. das gemeine Pferd.

Für meine junge Leser habe ich noch ein Paar Anekdoten vom Pferde bis zuletzt aufgehoben.

1. Daß man in Indien die Pferde mit Zuckerrohrblättern füttert.

2. Daß die Pferde ehemals in Irland mit dem Schwanze ziehen müssen **).

*) S. aufgedeckte Roßtäuscherkünste. Leipzig 1780. Hausvater II. 55. 63. 478. Von Reizenstein vollkommener Pferdekenner. 1764. Jehnters Abhandlung der Kunst, Pferde zu kennen. Fr. an d. O. 1774.

**) Sparrmanns Reise 130.

3. Daß man im Hannöverischen einen ganz versteinerten Pferdefuß gefunden hat *): nicht nach Art der Fossilen mit einigen Steinchen versetzten Knochen, sondern wirklicher fester Stein unter Kalksteinen.

4. Daß ich mir den Zug von sechs kleinen grönländischen Pferden zu sehen gewünscht hätte, welchen der Generalkontrolleur 1786 dem Dauphin zu Paris schenkte. Sie waren so eingefahren, daß sie den Prinz in einer kleinen Kutsche zogen. Der Kutscher war von zwölf, und der Vorreiter von neun Jahren **).

* * *

Der sechsten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß: ersten Gattung: das Pferd —

2. Zwote Art: der Esel ***).

Allgemeine Kennzeichen.

Der Esel ist nicht etwan ein bloß ausgearteter Pferd; sondern er hat das Recht, und, ob er gleich in zu unverdienter Verachtung steht, die Ehre, sich als eine eigne Art, an die Seite des stolzen Pferdes zu stellen; standhaft aber unterscheidet er sich von demselben:

Durch seine langen Ohren;
durch das schwarze Schulterkreuz;
durch den kahlen, nur am Ende behaarten, Schwanz.

Es.

*) Journal von und für Deutschland II. 8. St. 105.

**) Hamburg. Korresp. 1786. No. 193.

***) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 211. Sp. 2. Equus *asinus*. α *ferus*. β. *domesticus*. Der Esel; das eigentliche Müllerthier.

Es giebt zweyerley Racen von Eſeln: die wilden und zahmen. Von dieſen zuerſt.

1. Der zahme Hauseſel.

Beſchreibung.

Das urſprüngliche **Stammvaterland** des Eſels, wie des Pferdes, iſt unſtreitig Aſien. Wer könnte daran zweifeln, da es noch bis jetzt in den mäßig heißen Gegenden dieſes Welttheils **ganze Heerden** wilder Pferde und Eſel giebt, ob wir gleich nicht in einer ununterbrochenen Genealogie der Geburtsahnen bis auf unſer **Müllerthier** fortzugehen im Stande ſind.

Genug der Eſel, der nun einmal unter uns der vogelfreye Gegenſtand alles Spotts und aller Verachtung iſt, mag ſo ausgeartet ſeyn, wie er will, ſo macht er doch unter der Pferdegattung eine **beſondere Art** aus, die ſich immer noch mit ſich ſelbſt begattet und erhält, ob ſie gleich auch **Baſtardarten** zu liefern im Stande iſt.

Die **Länge** unſeres gemeinen grauen **Müllereſels**, der bey uns auch **Bruchеſel** heißt, iſt insgemein vom Kopfe bis zum Schwanze fünf Fuß, vier Zoll; die **Höhe** aber faſt drey Fuß. Der **Kopf** allein hält einen Fuß, vier Zoll.

Dieſer iſt außerordentlich dick und plump, und die langen **Ohren** daran geben ihm von Natur das Anſehen der Dummheit. An der breiten Stirn ſtehen die Augen weit aus einander, und haben gar nicht den lebhaften Blitz wie bey einem muthigen Pferde. Eben ſo mißgeſtaltet ſind die dicken herabhängenden **Lippen**. Die Anzahl der **Zähne** erſtreckt ſich auf 36, und er

wechſelt

wechſelt ſie, wie das Pferd. An dem langen Halſe ſitzt nur eine kurze Mähne. Der Rücken iſt etwas gebogen, und der Bauch unförmlich weit. Die beſten Gliedmaßen am ganzen Eſel ſind die ſchlanken Beine, die einen grauen Huf haben.

Die Haare des Eſelfells ſind lang, unanſehnlich, und etwas gekräuſelt. Die Farbe, ob ſie gleich verſchieden iſt, indem es blauliche, röthliche, auch ſchwarze Eſel giebt, iſt insgemein ein eigenes Grau, welches daher auch das Eſelsgrau genannt wird.

Obgleich der Eſel in ſeiner ganzen Geſtalt und Bildung nicht viel empfehlendes von der Natur empfangen hat; ſo hat er doch ein gutes Geſicht, ein leiſes Gehör, einen ſtarken Geruch, und einen ſichern Gang. Kurz, alle Talente, die er zur Erfüllung mancherley Bedürfniſſe des Menſchen haben muß.

Zergliederung.

Knochengebäude, Eingeweide, und alle innere Theile gerade, wie bey dem Pferde.

Der Aufenthalt

bey uns iſt ein gemeiner Stall, bey welchem die Vorſicht, als bey Pferden, bey weitem ſo nöthig nicht iſt; doch fordert das Thier eine trockene Ruheſtätte.

Die Nahrung

des Eſels iſt äußerſt dürftig und mager. Er iſt mit dem zufrieden, was die Pferde verſchleppen, und ihm ſchmecken die härteſten und ſchlechteſten Gewächſe, die andere Thiere nicht anrühren. Dornen und Diſteln ſind, wie dem Rhinozeros, ſeine liebſte Nahrung, und

gleichwohl

gleichwohl erhält er sich dabey in ungemeiner Stärke. Außerdem aber liebt er alle salzigen und bittern Kräuter. Desto delikater ist er in Ansehung des Wassers, welches sehr rein seyn muß, und welches er am liebsten aus dem Flusse oder Bache selbst trinkt.

Lebensart und Eigenheiten.

Dieses Thier hat allerdings mehr Fähigkeiten, als man ihm zutrauet. Durch Vernachläßigung, Verachtung und schlechte Zucht werden sie freylich sehr verringert. Denn das Thier lebt bey dem elendesten Futter unter beständiger Arbeit und Schlägen. Ist es nicht natürlich, daß sein Naturell zuletzt dumm, träge und faul werden muß, welches man schwerlich in Tugenden verwandeln, und sagen kann: der Esel sey demüthig, geduldig und gelassen. Alle schlechte Eigenschaften, die ein Kind, oder ein Mensch hat, als Einfalt, Dummheit, Trägheit, Faulheit, Ungeschicklichkeit, u. s. w. muß der arme Esel hergeben, und er wird in der niedrigen Sprache mit nichts geringerem, als mit dem Esel verglichen. *)

Der Esel ist so dumm nicht, wie man ihn ansiehet. Aus Zwang und Furcht vor Schlägen, die er fast bey jedem Schritt bekommt, wird er timid, und niedergehalten. Wenn er jung ist, ist er lustig genug, und macht die poßierlichsten Streiche. Muthwillen, wenn

*) Die Verachtung des Esels ist zuerst bey den Aegyptiern aufgekommen, und hat sich hernach auf die übrigen Völker fortgepflanzt. S. das alte hamburgische Magazin 21 B. S. 201. ff.

Büffon in seiner Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 208. hat dem Esel eine schöne Apologie gehalten.

wenn er sich selbst überlassen ist, und eine gewisse Art von Tücke gegen seinen Treiber, der ihn zu unbarmherzig behandelt, verläßt ihn nie.

Ich habe es oft mit Vergnügen gesehen, wie sich mancher Esel, wenn er seinen Sack losgeworden ist, vor dem Hause von dem Haufen weggeschlichen, und sich an einen einsamen entlegenen Ort, z. B. in den Winkel eines Kirchhofes oder Gottesackers, begeben hat. Der Treiber hat ihn stundenlang gesucht. Fand er ihn endlich, und machte die Peitsche los; so muste er sich wohl eine halbe Stunde mit ihm herumjagen, ehe er ihn von dem Platze wegbrachte. Die Vorempfindung der Schläge konnte ihn nicht trügen, aber er suchte doch vorher seinen Treiber ordentlich zu necken, und vexirte ihn eine geraume Zeit herum.

Wenn der Esel seinen Sack los ist; so ist das erste, daß er sich auf die Knie niederläßt, mit dem Körper umwirft, sich wälzt, auch sich wohl einigemal überschlägt, wieder aufspringt, eine lange Strecke sein Ya — schreyet, und im Springen, Trottiren und Gallopiren allerley poßierliche Wendungen macht, seine Freude zu bezeugen, daß er die schwere Last los sey.

Die Natur hat ihm fast unter allen Thieren die härteste Haut gegeben, um durch Unempfindlichkeit gegen die vielen Schläge, auch gegen die Stiche der Insekten, sein hartes Schicksal einigermaßen zu erleichtern.

Außerdem hat der Esel noch verschiedene Eigenheiten, wodurch er sich vor andern Thieren, selbst vor dem Pferde, auszeichnet. Dahin gehört

1. die Stärke seines Kreutzes, ganz ungeheure Lasten zu tragen. Die Natur sahe dabey schon auf die

Bedürf-

Bedürfnisse des Menschen. Kein Pferd ist im Stande, auf seinem Rücken, einen so schweren Sack zu tragen, als ein kleiner Brucheſel. Unsere Harzpferde, welche halb wild zu seyn scheinen, so haaricht sind sie, tragen zwar auch Kornsäcke, aber bey weitem so schwere nicht, als der Esel. Unsere hiesigen größern Bastardesel, oder Maulthiere, *) deren sich fast alle unsere Müller bedienen, tragen die sogenannten großen Schrootsäcke, oder Mehlstücke von 8 Scheffeln, eine Last von 640 Pfund, die öfters drey starke Kerl nicht wieder aufzulegen im Stande sind, wenn einer das Gleichgewichte verloren, und abgefallen ist.

2. Seine ganz besondere Stimme: Ja! die er in anhaltenden und höchstwidrigen Tönen, bald kürzer und abgebrochener, bald länger zieht: aus dem Hohen ins Tiefe, aus diesem wieder in die Höhe, und das alles in den unerträglichsten Dissonanzen, wozu ganz eigene Organen gehören müssen, **) und wobey er die Lippen gewaltig einzieht. Die Stimme der Eselin ist stärker und durchdringender, als des Esels.

3. Er säuft auf eine ganz andere Art, als das Pferd, und steckt nicht, wie dieses, die ganze Nase ins Wasser. Schwerlich aber ist dies die Ursache, daß er sich vor dem Schatten seiner Ohren fürchtet.

4. Weil man sich nicht die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so sucht er sich Striegeln der Natur, und wälzt sich gern auf Disteln, und stachlichten Farrenkräutern herum, um die Haut vom Staube zu reinigen.

5. Koth

*) Equus *mulus*.

**) S. *Heriſſant* Recherches sur les Organes de la voix des Quadrupedes in den Memoir. de l'Acad. Roy. des Sciences de Paris 1756. T. X. p. 265.

5. Koth und Näſſe verabſcheuet er ſehr, und kann nur durch harte Schläge durchs Waſſer getrieben werden, durch welches faſt jedes Pferd ſo willig geht.

6. Wenn aber die Eſelin ein Junges hat; ſo überwindet die Mutterliebe die natürliche Waſſerſcheue ſo ſehr, daß ſie gerade durchgeht, auch das Feuer nicht fürchtet, wenn es in Gefahr iſt.

7. Der ſichere Tritt iſt dem Pferde weit vorzuziehen. Mit den ſtärkſten Laſten geht er über die ſteilſten Berge, und unbeſchlagen über ſpiegelglatte Eisflächen, ohne zu ſtraucheln.

8. Seinen Treiber weis er unter 1000 Perſonen herauszufinden, und, ob er ihm gleich nichts zu gute thut, ſondern nur den Sack auflegt, und die Laſt mit Schlägen begleitet; ſo gewöhnt er ſich doch ſo an ihn, daß er ihn von weitem aufſucht.

9. Er giebt es auch durch beſondere Zeichen zu erkennen, wenn er Laſt genug hat. So bald ſolche über das Maaß ſeiner Kräfte geht, läßt er Kopf und Ohren hängen, ſperrt das Maul weit auf, und zieht die Lippen ein.

10. Er ſchläft noch weniger, als das Pferd, und kaum 4 Stunden.

11. Sonderbar iſt es, daß er unbeweglich liegen bleibt, ſo lange man will, wenn man ihm den Kopf ſo legt, daß das eine Auge auf die Erde kommt, das andere aber zugedeckt wird.

12. Er iſt einer der ſicherſten Wetterpropheten. Iſt er heiter und luſtig beym Austreiben; ſo bleibt das Wetter beſtändig. Hängt er aber den Kopf nieder, oder reibt ſich an allen Wänden und Bäumen; ſo ändert

dert sich solches bald, und es kommt im Sommer mehrentheils ein starkes Gewitter.

13. Daß er selten krank wird, und, wenn er nur einigermaßen gut gehalten wird, keiner einzigen Pferdekrankheit unterliegt.

14. Daß er fast gar kein Ungeziefer an sich habe. Davon unten.

Die Zeit der Fortpflanzung fällt gemeiniglich bey dem Esel im May und Junius, und um diese Zeit schreyet er unaufhörlich. Die Stute trägt eilf Monate, und etliche Tage, oder 290 Tage, und wirft allezeit nur ein Füllen. Von zweyen hat man beynahe kein Beyspiel aufzuweisen. Sechs Monate saugt das Eselsfüllen. Nach drittehalb Jahren geht der Zahnwechsel, wie bey den Pferden, vor sich, und am Ende des zweyten Jahrs ist das Thier schon im Stande, sein Geschlecht fortzupflanzen.

Sieben Tage nach der Geburt sehnet sich die Stute schon wieder nach dem Hengst, und ist im Stande, beständig trächtig zu seyn, zu fohlen, und zu säugen, welches sich fast bey keiner größern Art von Thieren so verhält.

Sein Alter kann er auf 20 bis 30 Jahre, und die Eselin, weil sie mehr geschont wird, noch höher, bringen.

Ich habe in Weingeist einen männlichen Eselsembryo, dem man es an den langen Ohren schon ansehen kann, wohin er gehört. Er ist ungefähr drey Monate alt.

In Absicht der Verbreitung findet man den Esel bis zum 58ten bis 60ten Grad in Europa; aber gewiß nicht in dem östlichen Asien. Nordamerika

hat in den brittischen Kolonien Esel; in Südamerika fehlt er auch nicht. In Schweden ist er selten, und in den höheren nordischen Gegenden gar nicht. Ein Beweis, daß er ein sehr kaltes Klima nicht vertragen kann. Die arabischen und persischen Esel sind ausserordentlich groß, muthig und stark. Die sardinischen Esel hingegen sind sehr klein, kaum 2 Fuß und 10 Zoll hoch *).

Wenn der Esel nicht von dem Menschen so hart gehalten und behandelt würde; so hätte er an sich, unter allen vierfüßigen Thieren, fast die

wenigsten Feinde. Denn

1. weiß der Esel fast gar nichts von den gewöhnlichen Pferdekrankheiten, wie ich bereits oben erinnert habe. Eigene kennt man auch nicht. Und die Alten wusten keine weitere Krankheit, als den Rotz anzugeben, die er doch nicht anders, als durch Ansteckung der Pferde bekommt. Zuweilen ist der Esel auch dem Spalten und Aufreißen der Hufe unterworfen, besonders in bergichtn und steinichten Gegenden. Zuweilen wird wohl einmal ein Esel wütend. Davon unten.

2. Andere Feinde aus dem Insektenreiche, die sonst den haarichten Thieren so sehr nachstellen, als Oestri, Tabani, und andere Stechfliegen, vergreifen sich nicht an ihm, theils, weil sie durch seinen übelriechenden Schweiß, theils durch die Härte und Unempfindlichkeit seiner Haut, gegen die ihr Stachel nichts vermag, abgehalten werden.

Fast

*) S. Cetti Naturgeschichte von Sardinien. I. 42. 46.

Fast alle Schriftsteller, selbst Büffon, versichern, daß er von allem Ungeziefer, auch von der Laus, völlig frey sey. Allein Redi *) hat doch eine eigentliche und besondere Laus an ihm entdeckt, die daher auch den Namen Eselslaus führt. Ob ich mir gleich viele Mühe gegeben habe, ein solches Insekt zu erhalten; so hat mirs nie glücken wollen, und auf allen Mühlen, wo Bruchesel gehalten werden, habe ich die Antwort bekommen: der Esel habe keine Laus.

Eine Erfahrung, die diesen Vorzug des Esels fast bestätigen sollte, daß er unter allen Thieren von Ungeziefer frey sey. Daher vermuthe ich, daß die Redische Eselslaus ein Accessorium sey, und daß sie der Esel etwan in einem Pferde- oder Kuhstalle durch Zufall bekommen habe.

3. Ob der Esel wahre Eingeweidewürmer hat, kann ich aus eigener Erfahrung nicht sagen, und von andern ist auch kein einziges Zeugniß darüber vorhanden. **)

Der Esel ist unter allen Thieren das allereinzige, wovon wir sagen können, daß es fast ganz und gar keinen

Schaden

thue. Wenigstens gilt dieses von den europäischen zahmen Müllereseln. Denn sie beißen und schlagen

*) S. *Redi* Exper. t. 22. f. I. Oper. t. 25. Nach der Beschreibung hat sie einen stumpfen vorgestreckten Kopf, und ist nur am Esel mehr südlicher Gegenden anzutreffen. C. F. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. p. 2916. sp. 12. Pediculus *Asini*.

**) S. Franz von Paula Schrank Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer S. 57. da unter den Belluis Linn. der Esel fehlt.

nicht. Sie wehren sich nie gegen ihren Treiber, wenn sie auch die ärgsten Schläge bekommen. Ich wüste nie, daß von einem solchen Esel auf irgend eine Art Schaden oder Unglück entstanden sey. Die Maulthiere beißen, und es muß ihnen ein Maulkorb angelegt werden.

Ein Beyspiel ist mir bekannt, daß sich auf einer von den kanarischen Inseln, die, von den Europäern dahin gebrachten, und nachher wild gewordenen Esel dergestalt vermehret haben, daß sie dem Getreide gefährlich geworden, und die Einwohner im Jahr 1591. ihre Ausrottung, mit Hülfe der Hunde, unternommen, und an die 1500 Stück getödtet haben sollen. *)

Zu Sulzburg in der Herrschaft Badenweiler ist auch einmal ein Esel wütend geworden, den ein kleiner toller Hund gebissen hatte. Er biß Kühe und Pferde, fiel seinen eigenen Herrn an, soff aber bey dem Brunnen, fiel darauf nieder, und ward sehr unruhig, wenn ihm Gras vorgehalten wurde. Endlich krepirte er im Stalle, und die Sache hatte weiter keine üble Folgen. **)

Daß sie zuweilen in den Gärten die Bäume abschälen, und die jungen Sprößlinge abfressen, kann man verhüten. Indessen würden wir, wie man sagt, die Kunst, den Wein zu beschneiden, nicht gelernt haben, wenn sie uns der Esel durch Abfressung der Weinreben nicht gelehrt hätte.

Groß

*) S. Beckmanns physik. Biblioth. IX. 101.

**) S. Naturforscher XVI. 85.

Groß aber ist

der Nutzen,

den die Menschen auch von diesem verächtlichen Thiere haben. Was thut nicht

1. der Esel bey dem schlechtesten und wohlfeilsten Futter für schwere Arbeit? Der gemeine Müllereſel trägt immer eine Ladung von 3 Zentnern, und wird dabey nur von einem kleinen Knaben regiert. Wenn der Treiber zu faul zum Gehen ist; so muß er noch dazu diesen oft hinter dem Sacke auf dem Rücken tragen. Nie läßt man die Esel ohne Last gehen, sondern, wenn sie Säcke holen sollen; so reiten die Treiber auf ihnen hin, und ersparen sich die Mühe des Gehens. Zum Ziehen wird bey uns der Esel nicht gebraucht, ob ich gleich der Meynung bin, daß er auch dazu genutzt werden könnte.

In Sardinien würden die Leute schlecht zurechte kommen, wenn nicht alle Wassermühlen von Eseln getreten würden.*) Es ist artig, was der Abt Cetti davon sagt: In den Familien gehört der Esel zum Hausgeräth, wie ein Geschirr. In der einen Ecke der Stube kocht der Topf am Feuer, und in der andern klappert die Mühle, die der Esel treibt. In Italien, Spanien, der Türkey, Kleinasien, und Guinea, bedient man sich der Esel zum Reiten und Lasttragen. Sie haben einen sicherern und bequemern Gang, sind nicht scheu, und stolpern nie. **)

*) S. Cetti Naturgeschichte von Sardinien. I. 50. ff. Schon *Columella* Tom. II. Scriptor. rei rusticae ed. Gesneri. Lib. 7. c. 1. p. 643. bezeugt es: Molarum et conficiendi frumenti pene solennis huius pecoris labor.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. f. 96.

In lockerem Erdreiche kann der Esel Pflug und Egge ziehen, und in Aleppo geschieht es noch bis auf den heutigen Tag.

2. Alle Theile seines Körpers sind mit Nutzen zu gebrauchen.

Die Italiener machen aus dem Fleisch eines Eselsfüllen eine große Delikatesse, und selbst die Römer aßen es *). Noch jetzt werden aus dem Fleisch der Keulen, mit anderem Fleisch vermischt, in Italien die bekannten Cervelatwürste verfertiget.

Wie mancher Schwindsüchtige ist durch die Eselsmilch kurirt? Sie ist dünner, und nicht so käsigt, wird also von dem schwächsten Magen leicht verdauet. Die schönen Parmesankäse werden aus Eselsmilch gemacht.

Aus der Haut macht man das derbeste Leder, und aus diesem Stiefel, Schuhe, Siebe, Trommeln und ein starkes Pergament zu Schreibtafeln. Das beste, das man dazu haben kann, zumal wenn es in Oehl getränkt ist. Dadurch hat man den Vortheil, daß man das Geschriebene mit jeder Feuchtigkeit wieder auslöschen kann.

Auch wissen die morgenländischen Völker daraus den schönsten Chagrin zu verfertigen, so wie die Chinesen daraus ihren Okiao, oder Brustlein machen, den sie zu dem feinsten Tusch gebrauchen.

Da in unsern Zeiten die Musik, und auch die Feinheit der Instrumente aufs höchste getrieben ist; so wundere ich mich, daß man die Erfindung der Alten so ganz aus der Acht läßt, da sie aus den Knochen des Esels

*) Wie Plinius vom Mäcenas berichtet im 8. Buch: §. 68. II. B. S. 321. nach Große Uebers.

Esels gewisse Flöten verfertigten, die einen ungleich hellern und reinern Ton, als die aus Elfenbein, gehabt haben sollen *).

Die Haare können gesponnen, und damit allerley Küssen, Polster und Stühle ausgestopft werden.

In schwerem und feuchtem Boden ist der Eselsmist ein guter Dünger, und ist der einzige, der gleich frisch gebraucht werden kann. In Egypten nutzt man ihn zur Feuerung.

Das Eselsblut zieht ein gewisser Arzt zur Heilung der Wahnwitzigen allen andern gebrauchten Mitteln vor. Man schlägt im März oder April, im abnehmenden Monde, dem Esel am Kopfe in der Gegend der Ohren eine Ader, fängt das Blut mit reinen Tüchern auf, und verwahrt es getrocknet zum künftigen Gebrauch. Davon nimmt man ein Stück von zwey oder drey Querfinger lang, und gießt Wasser von Gauchheil, Erdrauch, u. s. w. darauf, um die rothe Farbe auszuziehen. Dieser Trank wird dem Kranken drey Tage lang morgens früh gegeben, so daß er jedesmal den Schweiß abwarten muß **).

Von physikalischen Irrthümern und Vorurtheilen

wüßte ich bey der Naturgeschichte des Esels fast nichts zu berichtigen, als

1. daß er darum die Nase und den Kopf nicht so tief, wie das Pferd, ins Wasser stecke, wenn er saufe, weil er sich vor seinen langen Ohren fürchte.

*) S. *Bartholinus* de tibiis Veterum. Amstel. 1679. 12. p. 25. 40.

**) S. Berlinische Samml. VIII. B. S. 387. Preußischer Sammler I. 660.

2. Daß er über keine Brücke gehe, wenn er das Wasser durch die Ritzen schimmern sehe. Dieß wird bey uns durch die tägliche Erfahrung widerlegt.

3. Daß dem kleinen Gehirn, dem Herzen, der Leber, dem Blut, u. s. w. von den Alten viele medizinische Kräfte zugeschrieben wurden, welche durch die bessere Erfahrung unserer Zeiten vernichtet sind.

Die besten, hieher gehörenden

Schriften

sind

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 745.

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 187. Tab. 9.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 313. Equus *Asinus* Linn. domesticus.

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 717. No. 2. der Esel.

Anhang

von zwo besondern Bastardracen vom Pferd und Esel.

1. Die erste wird vom männlichen Esel und einer Stute erzeugt, und heißt das gemeine Maulthier *).

In

*) *Mulus.* le *Mulet.* *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 212. Asinus *mulus.* Büffon Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 223. nennt sie die großen Maulesel: Tab. 9. Bechstein sagt in seiner Naturgeschichte Deutschlands I. 753. daß

In Spanien und Italien ist noch immer die stärkste Zucht dieser Thiere, womit die königlichen Höfe versorgt werden.

Als im siebenjährigen Kriege die Franzosen in Deutschland waren; so wurde die Bagage der vornehmsten Generale, als eines Richelieu und Armenliere, von solchen Mauleseln getragen, deren Größe und Schönheit außererdentlich in die Augen fiel, und manches Pferd übertraf.

Einige unserer hiesigen Müller haben neben der zweyten Race, oder der kleinern Art, die sie zum Sacktragen gebrauchen, öfters ein Paar der ersten, die sich sehr durch Größe und Schönheit auszeichnen, und die sie gemeiniglich zum ordentlichen Reiten, oder auch vor dem Wagen, selbst vor der Kutsche gebrauchen.

Die im Büffon I. Tab. 9. nach Martini abgebildete Race der großen Mauleſel, ist die nämliche,

daß sie an Schönheit, Größe und Munterkeit der Mutter gleich kämen; aber Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme vom Vater hätten. Funk hingegen in seiner Naturgeschichte und Technologie I. 57. behauptet, daß die 2te Art vom Pferdehengst und der Eselin seltner, größer und schöner sey, als die erste, und gleichwohl nennt Büffon diese Art die kleinere. Ich vermuthe hier eine Verwechselung, und Bechstein sagt ausdrücklich: diese Thiere der 2ten Art, sind plump, faul, träge und klein. Blumenbach Handb. der N. G. 3te Aufl. S. 112. nennt die erste Art auch das gemeine Maulthier. Wie soll man sich da heraus finden? Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die, von einem Pferdehengst und einer Eselin geworfenen, die großen schönen Mauleſel, und man hat sich nur in den Namen geirrt. Ich wünschte darüber eine genaue Berichtigung.

die unsere Müller reiten, und kommt dem Pferde sehr nahe. Dieselbe in Schrebers Säugthieren V. Tab. 314.

2. Die zweyte Race ist vom Pferdehengst und einer Eselin, und heißt der Mauleſel *). Beym Buffon die kleinere Art. Nach Schreber V. Tab. 315. dem Esel sehr nahe. Diese Mauleſel sind es, die alle unsere hiesige Müller gebrauchen, die größten Säcke aus der Mühle, und in dieselbe tragen zu lassen. Wenn man bey ihnen hergeht; so krachen oft ihre Knochen unter der Last. Mancher hat wohl 12 bis 15 Stück. Ein starkes Kapital, da oft ein solcher Mauleſel 80 bis 90 Thlr. kostet.

Beyde Arten sind eigentlich unfruchtbar; doch soll man einige, aber sehr seltene Beyspiele des Gegentheils haben.

Die beyden besten

Schriften

über die Erzeugungsart dieser Bastardthiere, sind

Bonnets Betrachtungen über die organisirten Körper nach meiner Ueberſ. I. Vorr. S. 46. I. 27. 130. §. 1. II. 282.

Spallanzani physikalische und mathematische Abhandlungen. Leipzig 1769. 8. S. 208 — 343.

Hartmans Pferde- und Maulthierzucht Stuttgart 1777.

2. Der

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 212. Asinus *Hinnus*.

2. Der wilde Esel *).

Weil so wenige dieses Thier kennen, und sich fast gar nicht mehr darum bekümmert haben; so ist man auf den Gedanken gekommen, daß der wilde Stamm desselben ganz ausgerottet sey. Allein gemeiniglich geht es so, daß wir nur die Thiere beyder Indien schätzen, daß uns aber die gemeinsten Gattungen unseres Welttheils, und der nahe daran gränzenden Gegenden unbekannt bleiben.

So ist es mit dem **wilden Esel**, oder dem **Onager der Alten** gegangen **). Davon ist wohl dieß eine der Hauptursachen, daß unsere Reisende bey sehr eingeschränkter Freyheit und Sicherheit, die Einöden Asiens, wo sich diese Thiere noch aufhalten, nur flüchtig, und bloß auf den gebahnten Karavanenwegen durchwandern können, da es denn kein Wunder ist, daß diese äußerst scheuen und flüchtigen Thiere ihnen nicht zu Gesicht kommen.

In den Wüsten der großen Tartarey ist der wilde Esel noch heutiges Tages bey den dortigen Hirtenvölkern unter dem tatarischen Namen **Kulan** bekannt. Zur Zeit

*) *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 211 Asinus α) *ferus*. *Onager* der Alten.

**) S. Pallas neue nordische Beyträge II. 22. Man verwechsele aber mit diesem nicht den wilden Halbesel; Dschiggetäi, in den östlichen Wüsteneyen des mittlern Asiens, den Pallas ebenfalls in diesen neuen nordischen Beyträgen II. S. 1. beschrieben, und Tab. 1. abgebildet hat. S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. p. 210. Sp. 5. Equus *Hemionus*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 311.

Zeit der Römer waren sie in Kleinasien, Syrien und Arabien allgemein bekannt *).

Merkwürdig ist die Stelle des Tacitus in seiner Erzählung von den Israeliten, daß sie sich, während ihres Zuges durch die arabische Wüste, unter Mosis Anführung, oft durch die wilden Esel zu den Quellen haben müssen leiten lassen. Auch in der h. Schrift wird ihrer oft, als eines in den ans gelobte Land gränzenden Wüsteneyen ganz gemeinen Thieres gedacht.

Aus den Berichten aller asiatischen Hirtenvölker ist es gewiß, daß in den Steppen der großen Tartarey die wilden Esel jährlich in unzählichen Heerden aus Süden herziehen, und sich in die waldlosen und bergichten Einöden verbreiten, wo sie den Sommer über weiden, und sich im Herbst zu Hunderten, ja zu Tausenden zusammenrotten, und südwärts gegen Indien und Persien, in ordentlichen Wanderungen, einen wärmeren Winteraufenthalt suchen, so daß man, nach der Versicherung vieler Augenzeugen, von ihren Zügen in den Steppen die Spuren der vereinigten Heerden, oft zwey bis drey hundert Klafter breit, auf den ebnen Flächen sehen könne.

Von der russischen Gränze bleiben sie immer fern genug. Daher ist es so schwer, ein solches Thier zu erhalten **).

Die

*) S. Plinius Naturgeschichte von Große: II B. 8tes B. §. 68. 69. Die besten Waldesel in Phrygien und Lykaonien. Athenienſische Denkmäler beweisen, daß ein Esel 80 Jahre alt geworden ist. S. 323.

**) Doch gelang es dem Prof. Gmelin aus Persien zwey eingefangene Kulanfüllen mitzubringen. Des verstorbenen Gmelins Schüler hatte einen auf der Seereise

Die Perſer fangen den wilden Eſel lebendig in bedeckten Gruben, die ſie bis auf eine gewiſſe Höhe mit Heu anfüllen, damit ihm der Fall nicht ſchade. Sie werden durch Jagdgeſellſchaften zuſammengetrieben, und die gefangenen jungen Füllen zur Zucht an die Stutereyen der Vornehmen im Lande theuer verkauft. Von ihnen werden eben die ſchönen und flinken Reiteſel gezogen, deren man ſich in Perſien, Arabien und Aegypten, auf Reiſen durch die Wüſteneyen bedient, und das Stück oft mit 75 Dukaten bezahlt.

Man hat auch in Perſien die Gewohnheit, die Reiteſel roth zu färben, wie noch in Aegypten mit der zur Schminke üblichen Kanna geſchiehet. Vielleicht iſt daraus die fabelhafte Erzählung eines alten Schriftſtellers *), von einem rothköpfigen Onager in Indien, mit einem Horn auf der Stirn, entſtanden.

Man ſchätzt ſie außerordentlich, weil ſie auf den Reiſen durch die Wüſteneyen viel beſſer, als die Pferde aushalten, und im anhaltenden Schritt die Kameele übertreffen. Ein ſolcher Reiteſel legt im gleichförmigen Schritt alle halbe Stunden einen Weg von 1750 doppelten Menſchenſchritten zurück; dagegen die großen Laſtkameele nur 975, und die kleinern, oder Dromedaren höchſtens 1500 ablegen **).

Die

reiſe nach Aſtrachan geſtorbenen Kulanhengſt ſorgfältig ausgemeſſen, gezeichnet, und beſchrieben. Die Stute kam lebendig nach Petersburg, welche Pallas in den angeführten neuen nordiſchen Beyträgen, mit Zuziehung der Beſchreibung des Hengſtes, beſchrieben hat.

*) S. *Aelian* hiſt. Animal. Lib. IV. c. 52.

**) S. Niebuhrs Reiſe in Arabien. S. 311. 312. Anm.

Die nach Petersburg gebrachte Eselin war, weil sie jung gefangen, und schlecht gehalten worden, keine der stärksten. Gleichwohl hatte sie im Sommer den Weg von Astrachan bis Moskau, über 200 deutsche Meilen, in beständigem Lauf hinter dem Postwagen, ohne mehr als ein Paar Nächte zu rasten, ausgehalten, dabey aber noch dazu durch Fallen und Stoßen, da sie oft hinter dem Wagen hergeschleift wurde, gelitten, und lief doch mit eben so wenig Ruhe, nach einem kurzen Aufenthalt in Moskau, über hundert Meilen, bis Petersburg, ohne zu sterben. Mager und elend kam sie freylich an, und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten; allein sie starb gegen den Herbst nicht sowohl von dieser Entkräftung, als von der Kälte und Nässe des Klima, des Bodens, der Weide, und den unrechten Mitteln, die man gegen die von der Reise mitgebrachte Räude gebrauchte. Sie wurde zuletzt so gar hufrissig, daß ihr die Hufe stückweise von den Füßen fielen.

Alle Steppenvölker halten den wilden Esel für eins der schnellesten Thiere, und stimmen darin überein, daß, ihn das schnelleste Pferd nicht einholen könne. Von den mesopotamischen wilden Eseln wird erzählt *), daß, wenn sie gejagt werden, sie unterweilen still halten, und ihre Verfolger näher kommen lassen; dann aber mit einemmale wieder fortsprengen, und die besten Pferde weit hinter sich lassen. Weil sie überdem gern auf kahlen und felsigten Bergen weiden; so hat ihnen die Natur die Fertigkeit gegeben, auf dem höckerichtsten Boden, und über die schmalsten Pfade schnell zu laufen.

Hierbey macht der Verfasser folgende sehr wichtige Anmerkung:

„Diese

*) S. Pallas neue nordische Beyträge. II. 30.

„Diese Fertigkeit ist auch dem trägen Lastesel verblieben, und wird von diesem auf die Maulthiere fortgepflanzt. Das Thier ist zu diesem Zweck gleichsam gebauet, indem der Leib sehr schmal, die Füße nahe an einander stehen und schreiten, und die kleinen runden Hufe überaus hart, trocken und am Rande scharf sind.“

Von gleicher Wichtigkeit ist das Folgende:

»Da der wilde Esel nicht so weit nordwärts schweift, als das wilde Pferd; so kommt auch der zahme Esel in feuchten und nördlichern Gegenden nicht so gut fort, als dieses. Dieses und die schlechte Wartung, übertriebene Arbeit, elende Nahrung, und vernachlässigte Zucht, sind die Ursachen, die den gemeinen Esel nach und nach in Mißkredit gesetzt haben. Was die Untugenden des Esels, sonderlich seine Tücken, betrifft, welche auch das Maulthier erbt; so ist wahrscheinlich die zu weite Ausbildung und Empfindlichkeit der Gehörwerkzeuge, welche die Natur dem wilden Stamme, als einem, nur für weite Einöden erschaffenen, und vor Gefahr dadurch zu warnenden Thiere, verliehen hat, an dem allen Schuld. Der beständige Lärmen, den der Esel bey den Menschen, besonders in den Mühlen, nahe um sich hören muß, betäubt ihn sichtbarlich, und man pflegt deswegen in England den Müllereseln die Ohren nahe am Kopfe wegzuschneiden, weil man weiß, daß sie dadurch gutartiger, munterer und gehorsamer werden. Sollte nicht, ohne diese Operation, ein Mittel zur Dämpfung des Gehörs zu finden seyn?«

Nach den Erzählungen der Kirgisen sollen auch die wilden Esel gemeinschaftlich auf die wilden Thiere losgehen. Wenn einer nur eine Schlange sieht; so

giebt

giebt er durch einen besondern Laut das Zeichen, da denn alle um ihn zusammenlaufen, und jeder der erste seyn will, das Thier zu tödten. Eben so sollen sie es mit reissenden Thieren machen, die sie überwältigen können. Ihre Art, anzugreifen, oder sich zu wehren, ist, alles mit den scharfen Vorderhufen niederzuhauen. Nur der Tiger ist ihnen zu gefährlich.

In der Lebensart

der wilden Esel findet sich manches Merkwürdige. Sie leben gesellschaftlich und gehen in Heerden, die ein Haupthengst führt, und die aus Stuten und Füllen beyderley Geschlechts bestehen. Zur Wanderungszeit legen die Hengste Proben ihrer Eifersucht ab, und es vereinigen sich alsdann mehrere Heerden. Eben zu der Zeit sind die Eselinnen schon trächtig; die Hengste aber sollen sich doch noch sehr unter einander beißen und schlagen.

Diese Thiere haben ein so scharfes Gesicht, und eine so feine Witterung, daß ihnen niemand in freyer Steppe beykommen kann. Die Kirgisen suchen sich entweder in der Gegend, wo sie ziehen, oder bey den Salzpfützen, die sie zuweilen besuchen, zu verstecken.

Es ist aber eine besondere Eigenheit dieser Thiere, daß sie sehr wenig saufen, und kaum um den andern Tag zur Tränke gehen, wie denn die nach Petersburg gebrachte Eselin oft in zwey Tagen nicht soff, zumal wenn viel Thau, oder ein kleiner Regen gefallen war. Salzhaftes Wasser war ihr lieber als frisches. Was mit Kleyen vermischt, oder trübe war, rührte sie nicht an. Mit Salz eingeriebenes Brot war recht nach ihrem Appetit,

und oft fraß sie ganze Hände voll Salz. Daher waren ihr auch salzige Kräuter, als Soden, Melden, Gänsefuß und Wegebreit, die angenehmsten. Nächst diesen die bittern und milchenden, z. B. Löwenzahn, Saudistel, u. s. w. Dann auch die Kleearten, Luzern, allerley Schotenpflanzen mit den Schoten, Queckengras, grüne Gurken, und getrocknetes Erbsenkraut.

Zuwider waren ihr alle wohlriechende und balsamische Pflanzen, als Sumpfkräuter, Ranunkeln, Nesseln, Fingerblattarten, alle harte stachlichte Gewächse: auch die Disteln, welche doch der zahme Esel so gern frißt.

Wie doch ein Thier, das in der Freyheit lebt, so genau weiß, was seiner Natur zuträglich ist!

Die petersburger Eselin wurde so zahm, daß sie denen, die sie fütterten und tränkten, wie ein Hund folgte. Mit dem Geruch des Brots konnte man sie locken, wohin man wollte. Wurde sie aber bey dem Halfter zurückgezogen; so war sie so widerspenstig, wie ein Müllereselⷛ. Recht nahe ließ sie Niemand gern an oder hinter sich kommen. Legte man ihr die Hand, oder einen Stock auf das Kreuz, oder auf die Hüften; so schlug sie mit einem grunzenden Laut, fast wie die Hengste, wenn man sie kitzelt, zu thun pflegen, hinter sich aus.

Der gestorbene **Kulanhengst** war viel größer, als diese Eselin, und bey weitem nicht so zahm. Seine **Länge** vom Genick bis an den After vier Fuß, zehn und einen halben Zoll, die **Höhe** des Vordergestells vier Fuß, zwey Zoll; des hintern vier Fuß, sechs Zoll. Die Länge des **Kopfs** zwey Fuß, der **Ohren** eilf und

einen halben Zoll; der Schwanz mit dem Haarquaſt zwey Fuß, einen und einen halben Zoll.

Die Länge der Eſelin vom Genick bis zum After nur drey Fuß, zehn Zoll, und ſo nach Verhältniß das Uebrige. Ausgemergelt und verreckt wog ſie nur 165 Apothekerpfunde.

Der wilde Eſel, oder der Onager iſt viel höher, und feiner von Gliedern, als der gemeine Eſel. Die petersburgiſche Eſelin war von Bruſt und Rumpf ſo ſchmal, daß ſie von hinten einem jungen Füllen ähnlich ſahe. Sie konnte ſich auch, wie junge Füllen, mit dem Hinterhuf hinter den Ohren kratzen, welches ein erwachſenes Pferd nicht mehr kann. Vorn war ſie ſehr ſchwach, deſto ſtärker auf dem Hinterkreuz, wo ſie den ſchwerſten Mann trug, und mit ihm davon lief. Den Kopf trug ſie viel zierlicher, als der Hauseſel.

Die Farbe am größten Theile des Leibes ſchön weiß, mit einem ſilberhaften Glanz. Die Oberflächen des Kopfs, die Seiten des Halſes und Rumpfs eine blaſſe Iſabellfarbe. Die Mähne ſchwärzlichbraun, und der Rückenſtreif von der Mähne an bis zur Schwanzgrube kaffeebraun.

Die Haare des Schwanzquaſts faſt ſo ſtark, als die Mähne beym Pferde, und eine gute Spanne lang. In dem Schwanze nur ſechzehn Wirbelbeine; die Zahl der übrigen genau wie beym gemeinen Eſel.

Ueberhaupt im Maule nur zwey und dreyßig Zähne, nämlich in jedem Kinnbacken ſechs ſehr abgenützte Schneidezähne, und in jeder Seitenreihe fünf Backenzähne.

In den innern Theilen einige beſondere Merkwürdigkeiten, die uns deſto mehr auffallen müſſen, da wir den Eſel faſt davon freygeſprochen haben.

In

Im dicken Darm sehr große Nadelwürmer *), wie man sie häufig in den Pferden hat, und im Dünndarm einige Spulwürmer, kleiner wie gewöhnlich beym Menschen **).

Was die Hautfeinde dieses Thieres betrifft; so war diese Eselin am ganzen Leibe mit einer Art sehr kleiner Läuse so häufig bedeckt, daß die Haare damit, wie besäet aussahen. Die Behauptung also, daß der Esel niemals oder selten von äußerem Ungeziefer geplagt werde, ist nicht bis auf den wilden Esel auszudehnen.

Das Fleisch der wilden Esel ziehen die Kirgisen allem andern Wildpret vor. Die Galle gebrauchen viele Nationen wider die Fehler des Gesichts. Die Häute geben den Chagrin, sie sind aber nichts weniger als ein schon natürlicher Chagrin ***).

Wir haben die Naturgeschichte dieses ausländischen Thieres mitnehmen müssen, weil es doch der Stammvater unserer europäischen Esel ist.

Die Schriften

vom wilden Esel stehen mehrentheils beysammen in

Erxleben Mammal. p. 212. Equus asinus *ferus*, wo aber das Citatum: der Esel Mart. Büffon vierf. I. p. 187. Tab. 8. unmöglich auf den wilden Esel

 paßt,

*) Ascaris *pollicaris*. S. *Pallas* Elenchus Zoophytorum. p. 412.

**) Nach Müllers Linn. Natursyst. I. 454. Tab. 25. Fig. 2. C. D. haben sie auch Egelwürmer (Fasciola) in der Leber.

***) Vom Chagrin s. Pallas neue nordische Beyträge I. 325.

paßt, sondern das wahre Müllerthier ganz ehrlich vorstellt, und zu β. domesticus gehöret.

Die Monographie und Abbildung des wilden Esels von Pallas in seinen neuen nordischen Beyträgen II. 22 — 40. über den Onager der Alten, oder den eigentlichen wilden Esel: Tab. II. ist die einzige in ihrer Art.

Die Schreberſche Abbildung Säugthiere V. Tab. 312. Equus asinus *Onager*, nach Pallas.

* * *

Der sechsten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß

Zwote Gattung: Das Schwein.

Schicklicher gehören die Thiere dieser Gattung zu der Ordnung, welche die Thiere mit gespaltenen Klauen unter sich begreift, und woraus auch einige Naturforscher eine besondere Ordnung gemacht, und dazu den Ochsen, Hirsch, u. s. w. gerechnet haben *). Wir folgen indessen, wie bisher, unserem Linné, da es auch in Ungarn und Schweden Schweine mit ungespaltenen Klauen giebt.

Allgemeine Kennzeichen dieser Gattung.

In der Oberkinnlade sind vier gegen einander gekehrte, und in der untern sechs hervorstehende Vorderzähne.

Oben

*) S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte 3te Aufl. S. 113. *Bisulca.*

Oben und unten zwey **Eckzähne**; die untern hervorstehend: bey dem **Eber** oder männlichen Schweine **krumme Hauer** oder **Fangzähne**, wodurch er furchtbar wird, und Menschen und Thiere gefährlich beschädigen kann.

Die **Klauen** (bey den allermeisten) gespalten.

Das vorzüglichste **Kennzeichen** ist der kurze abgestumpfte bewegliche **Rüssel**, den ihm die Natur besonders zum Wühlen und Ausgrabung der Wurzeln gegeben hat.

Wie weit weicht also dieses Thier in seinem ganzen Bau und in seiner Lebensart von dem vorhergehenden ab, und wie nähert sichs ungleich mehr den eigentlichen Raubthieren. Wir nehmen davon nur **eine Art**.

Erste Art: das gemeine Schwein.

Es hat diese **allgemeinen Kennzeichen**: den **Rüssel**, die **Fangzähne**; eine aus steifen **Borsten** bestehende **Rückenmähne**, und einen kurzen haarichten **Schwanz**.

Da es von dieser Thiergattung bey uns **zweyerley Racen**: die **wilde und zahme**, giebt; so erzählen wir **zuerst** die Naturgeschichte

1. des gemeinen zahmen Schweins *).

Unstreitig ist wohl der **wilde Eber** der Stammvater unserer **zahmen**, und die Abweichungen, die diese nun im Naturell, Lebensart und andern Eigenschaften leiden,

*) S. *Gmelin* Syst. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. Sus Sp. 1. *Scrofa β) domesticus* a) *vulgaris*: Sus, *Verres, Scrofa.*

den, sind bloß durch die Zähmung entstanden. Daß es völlig eine und eben dieselbe Art sey, erhellet daraus, weil sich die wilden und zahmen unter einander begatten, und die davon gefallene Brut im Stande ist, sich weiter fortzupflanzen.

Indien ist wohl eigentlich der ausländische Stammort des Schweins, von da es in die ganze Welt ist verpflanzt worden. Nach Amerika aber ist es erst aus Europa gebracht, und daselbst zum Theil wieder verwildert *). Durch Klima und Nahrung ist es zwar in einigen Stücken abgeändert; hat aber doch allenthalben seine wesentlichen Kennzeichen behalten.

Wir bleiben bey den europäischen, die besonders in einigen Provinzen von Deutschland, als im Thüringischen, in Mecklenburg und Westphalen häufig gezogen, und in andere Länder getrieben werden.

Beschreibung.

Das weltbekannte Thier: das Schwein, unterscheidet sich von allen andern durch seinen besondern Körperbau. Denn der Körper ist gegen die Füße fast zu lang gestreckt, wie auch der Kopf. Dieser endiget sich mit einem platten runden Knorpel, in dessen Mitte ein Knochen enthalten ist, durch welchen die beyden Nasenlöcher laufen. Fast bey keinem Thiere hängt der Kopf so tief zur Erde nieder.

Die

*) Les *Cochons marons*. S. *Erxleben* Mammal. p. 181. Bankrofts Guiana S. 126. Dazu gehört auch das Siamische Schwein, mit kurzen Füßen, und bis auf die Erde hangendem Bauche: sehr kurzhaaricht, dergleichen hier in der Nachbarschaft in Ballenstedt gezogen werden. S. *Gmelin* Syst. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 218. Sus *sinensis*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 324.

Die **Backen** ſind breit und hager, ſo wie der ganze Kopf. Der kurze breite Hals mit ſeinem ſteifen Nacken iſt gleichſam dem Kopfe angezwengt.

Der langgeſtreckte **Rüſſel** iſt etwas eigenes bey dem Schwein. Es iſt gleichſam ſeine verlängerte Naſe, vorn mit einer geränderten Wulſt. Daß ihn das Thier bewegen, und damit zu ſeinem Vortheil wühlen kann, rührt von einem **Knorpel** her, der durch zwey Muskeln bewegt wird.

Das **Gebiß** beſtehet in allen aus 42 bis 44 **Zähnen**, worunter die **längern Eckzähne** in der untern Kinnlade, oder die **Hauzähne** und **Fänger** die merkwürdigſten, bey dem **Eber** aber größer, als bey der **Sau** ſind. Gefährliche Waffen, womit beyde Geſchlechter ihren Feinden trotzig entgegen gehen!

Die **Augen** klein, und liegen tief im Kopfe. Weder die wilden noch zahmen Schweine können weit in die Ferne ſehen, welches auch zu ihrer Lebensart nicht nöthig iſt. Die **Ohren** ziemlich lang, breit, dick, vorwärts ſtehend und ſchlaff.

Der **Rücken** iſt gewölbt, und über denſelben läuft die borſtige **Mähne** herunter. Die längſten und ſtärkſten **Borſten** ſind vier bis fünf Zoll lang. Sie ſind viel härter, als die Haare anderer Thiere, und ſcheinen knorplich, oder der Materie, woraus bey andern Thieren die Hörner zuſammengeſetzt ſind, ähnlich zu ſeyn. Am Ende theilen ſie ſich in ſieben, acht und mehrere Spitzen, die auf ſechs bis acht Linien in der Länge haben. Faßt man ſie bey dieſen Spitzen; ſo laſſen ſie ſich von einem Ende bis zum andern ſpalten. Der **Schwanz** iſt mehrentheils **zirkelförmig** gekrümmt, beſonders bey dem Eber.

Die Länge und Höhe der Schweine ist nicht gleich, da sie bis ins fünfte und sechste Jahr zu wachsen pflegen. Durch gute Wartung und Fütterung kann ein Schwein bis zu sieben Fuß Größe getrieben werden.

Eben so ungleich ist die Farbe. Es giebt weißgraue, schwarze, schwarz und weiß gescheckte, u. s. w. Die meisten unserer Hausschweine sind einförmig graugelblichweiß.

Die gewöhnlichen Benennungen sind folgende. Das Männchen heißt Eber, (provinzialisch Kempe); das Weibchen Sau; die Jungen Ferkel, und, wenn sie noch saugen, Spanferkel.

Bey der Zergliederung

hat man nunmehro gefunden, daß die Lage und Beschaffenheit aller innern Theile mit den Eingeweiden des Menschen nicht so genau übereinstimme, wie man sonst glaubte, und daher Menschenanatomie zuversichtlich am Schweine studirte *).

Von den Embryonen und Würmern werde ich unten das Nöthige beybringen.

Aufenthalt.

Bey den zahmen Schweinen wird dazu ein großer geräumiger und abhängiger Stall erfordert, worin die Gauche abfließen kann, und die Schweine kühl liegen. Die Mastschweine haben dieß besonders nöthig. Daher muß der Stall gepflastert seyn, und sie bedürfen keines

*) S. Blumenbachs Beobachtungen über Menschen- und Schweineracen im VI. B. des Lichtenberg-Voigtischen Magazin für das Neueste der Physik. 1. St. S. 3.

keines Strohlagers. Liegen sie zu heiß; so werden sie unruhig, und wühlen das Pflaster auf, welches ihr Zunehmen hindert.

Der Stall muß von andern Thierställen so weit entfernt, als möglich, seyn, weil die wenigsten, insonderheit die Pferde, den Geruch ertragen können, und davon leicht krank werden.

Die Nahrung

dieser Thiere erstreckt sich auf alles, was sie nur beißen können. Kein Thier verabscheuet so wenig, als ein Schwein, denn es läßt nichts, als harte Kieferlinge und glüende Kohlen liegen. Es frißt alles, wovor andere fliehen, selbst den Auswurf der Menschen und anderer Thiere, und die Kloake sind sein liebster Aufenthalt.

Im Frühjahr werden sie auf die Brachacker getrieben, wo sie alle Queken und Wurzeln aus der Erde wühlen, besonders nach den sogenannten Erdnüssen gehen, und zugleich das Land von den Glimen oder Maykäferlarven, und andern schädlichen Insekten reinigen, ja bey der Gelegenheit auch manche Feldmaus verzehren.

Im Sommer gehen sie auf Heiden und Anger; im Herbst in die Getreidestoppeln, wo sie kein Körnchen liegen lassen.

Die Gefräßigkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie unterweges, ehe sie aus der Stadt kommen, alles aufsuchen und wegfressen, was ihnen vorkommt, und im Wege liegt. Sie stören die modrichten Gossen mit dem Rüssel durch. Kein Kohlstrunk, kein todter Vogel oder Aas auf den Lappenbergen bleibt liegen. Auf den

Märkten gerathen sie öfters unter die Gärtnerwaaren und Obstkörbe, und sind kaum abzuwehren. Insonderheit gehen sie gern an bruchichte und sumpfichte Oerter, wo Binsen, Rohr und Wasserpflanzen stehen, und wo sie sich im Schlamme baden können.

Dessen ungeachtet, wenn sie auch den ganzen Tag über auf dem Felde vollauf gehabt haben, so eilen sie doch des Abends mit solcher Freßbegierde und Geschrey nach den Ställen, als ob sie acht Tage gefastet hätten. Es ist kaum zu beschreiben, mit welcher Hitze und Unbändigkeit sie über die Krippen, und den darin geschütteten Brey von Kleyen, und andern mehlichten Sachen herfallen. Da hilft kein Wehren. Sie rennen die Magd, die sie füttert, über den Haufen, und einige sind gar so unverschämt, daß sie ganz in die Krippe steigen. Andere werfen und beißen sie wieder heraus. Kurz es ist dabey ein Lärm und Gekreische, daß man sein eigen Wort nicht hören kann.

Nach den Beobachtungen des Ritters von Linne fressen sie 72 Arten von Gewächsen; 171 aber rühren sie doch nicht an. Es sind aber die Schweine auch wahre Fleischfressende Thiere. Sie fressen sogar ihre eigene Jungen. Todte Menschenleichen sind nicht vor ihnen sicher, und alle Arten von Aas sind ihnen willkommen. Ja! Büffon hat gesehen, daß eine Heerde Schweine einen Haufen frisch aufgeworfener Lehmerde verzehrt hat. Hat man doch Beyspiele, daß eine recht hungrige Sau das Kind in der Wiege aufgefressen hat. Mit der Gefräßigkeit eines solchen Thieres, wenn es 14 bis 15 Ferkel säugt, ist nichts zu vergleichen. Ich habe die Erfahrung gehabt, daß eine heißhungrige Sau auf dem Lande den heißen

Fleischtopf

Fleischtopf aus der Grube ausgewühlt, und alles ausgefressen hat.

Am 12ten März 1791 hab' ichs auf unserem Markte mit Augen gesehen, daß eine Sau unter den Fleischbuden herumschlich, und ehe sichs die Leute versahen, ein Stück Kalbfleisch von zwey Pfunden vom Laden holte, und damit forteilte, welches ihr wieder abgejagt wurde. Des andern Tages war sie wieder da, um sich neue Beute zu holen.

Im Mansfeldischen futtern die Hamsterfänger mit dem Fleische der Hamster die Schweine *).

Wegen ihres starken Geruchs wittern sie die süßen Wurzeln in der Erde, und wühlen sie aus. Daher werden sie in manchen Ländern, wie die Hunde gewöhnt, Trüffeln auszugraben.

In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder sind, werden sie vom September bis in die Mitte des Novembers in die Mast getrieben, und heißen provinzialisch Eckernschweine. Hier mästen sie sich theils von den Eicheln- und Buchnüssen, welche letztere das beste Fleisch setzen; theils von der sogenannten Erdmast **), oder den dicken Klumpen, der unter den faulen Blättern und Moose liegenden weißen Maden. Eigentlich Larven von gewissen Raubfliegen, die öfters in ungeheuerer Menge beysammen liegen. Damit sie aber bey dem Wühlen an den Wurzeln der jungen Bäume keinen Schaden thun; so pflegt man ihnen entweder eine Sehne am Rüssel zu zerschneiden, oder einen Ring in die Nase zu legen. Dieß pflegt auch an den Mast-

*) S. Schriften der leipziger ökonom. Societät II. 28. ff.

**) Asilus. S. mein Allerley, neue Aufl. I. 434. ff.

Maſtſchweinen zu geſchehen, wenn ſie die Unart an ſich haben, daß ſie das Steinpflaſter im Stalle aufwühlen, wozu ſie auch wohl die lange Weile treiben mag, und wodurch ihr Fettwerden gehindert wird. Einige ſtechen ihnen bloß einen großen Nagel durch die Naſe, der krumm gebogen wird.

Im Walde freſſen ſie zugleich alles **Lebendige**, was ihnen aufſtößt, und was ſie bezwingen können: junge Vögel, Fröſche, Schlangen, Eidexen, und inſonderheit die im Mooſe ſteckenden **Molche** *). Allein dieſe letztern werden ihnen oft tödtlich. Vor einigen Jahren entſtand in Thale eine Seuche unter den Schweinen, daß ſie umfielen, ſchäumten und eine Art von Epilepſie bekamen, deren Urſache man erſt nicht entdecken konnte. Endlich fanden ſich bey dem Aufhauen einiger Stücke Molche im Magen. Dieß rührte aber nicht ſowohl von dem vermeynten **Gifte** dieſer Thiere, als von dem Kratzen mit den Fußzehen im Magen her, weil ſie mehrentheils, wenn ſie ſich im Maule des Schweins zu ſtark winden und wehren, lebendig verſchluckt werden, und im Magen noch größern Unfug anrichten.

Die **Hausnahrung** der Schweine beſteht vorzüglich in Abgängen von Mehl, Kleye, Schrot, Trebern, Spülich, Möhren, Kürbiſſen, Rüben, Kartoffeln, und kurz in allem, was in der Haushaltung abgeht, und zu gar nichts mehr gebraucht werden kann, als faules Obſt, Pflaumenkerne beym Muskochen, und andere dergleichen Quisquilien. In **Schweden** füttert man ſie aus Mangel der Spreu mit **Pferdemiſt**, oder man ſammelt im May die junge **Neſſel** der großen Art, ſtoßt

*) Lacerta *Salamandra* Linn.

ſtoßt ſie, doch nicht zu klein, trocknet ſie, und packt ſie in Tonnen, wie den Hopfen. Ein ſehr gutes Winterfutter! Doch muß ſie, ehe ſie vorgeſchüttet wird, abgebrühet, und mit etwas Kleye oder Schrot vermiſcht werden.

Kornmaſt giebt das feſteſte Fleiſch und Speck, dagegen die Maſt von Branntweinwäſch wäſſericht und fließend iſt. Mit acht bis zehn Metzen, in warmen Waſſer aufgequellter **Erbſen**, die den Maſtſchweinen nach und nach unter ihr Geſpüle gegeben werden, kann man in kurzer Zeit das größte Schwein fett machen. Zu heißes Getränk iſt ihnen ſchlechterdings ſchädlich, wie auch zu warme und zu ſtark geſalzene Brühe von gekochten Fiſchen. **Bilſenkraut** und **Pfefferkörner** ſind ihnen wahres Gift, und es iſt die ärgſte Bosheit, wenn ein rachgieriger Nachbar, der dieſes weiß, dem andern auf dieſe Art ſeine Schweine tödtet.

Das **Mutterkorn** iſt ihnen ebenfalls ſchädlich. Sie bekommen davon einen harten und ſchwarzen Unterleib, und eine Menge von Geſchwüren an den Beinen. Ja! von der **Kleye** dieſes Korns ſollen ihnen die Ohren und Füße abfallen *).

Lebensart und Eigenheiten.

Das **Naturell** dieſes Thieres iſt Dummheit, Trägheit, und Ungeſchicklichkeit. Doch äußern ſie unter einander beym Freſſen viel Neid und Grimm, und beißen ſich weidlich. Ihre **Eigenheiten** ſind

1. die, bereits oben beſchriebene, **Gefräßigkeit**;
2. ihre **Unbeweglichkeit** im Rücken, und in den Lenden;

3. ihre

*) S. Tiſſots Nachricht von der Kriebelkrankheit.

3. ihre notorische **Unreinlichkeit** und gleichgültiger Appetit, welches unter allen Säugthieren das stumpfste Gefühl voraussetzt,

4. ihre besondere **Stimme**: das gewöhnliche **Grunzen**; bey Beleidigung und Fesselung aber, und wenn sie gestochen werden, das schärfste, höchste und widrigste **Gekreische** oder provinzialisch **Quiken**.

Wenn ein Ferkel im Korbe bey einer Heerde weg getragen wird, und quikt; so kommt der ganze Haufen mit eben dem Geschrey um den Korb herum, daß man taub werden möchte.

5. Daß sie durchaus keine von ihren **ersten Zähnen** verlieren.

6. Ihre Vorempfindungen vom Gewitter und Platzregen, wie man an ihrer Unruhe und Geschrey wahrnehmen kann, wenn der Hirte bey einem Gewitter eintreibt.

Die Fortpflanzung

ist bey diesem Thiere außerordentlich. Schon im neunten Monat, oder noch im ersten Jahre ist es zur Vorzucht tüchtig; allein man erlaubt ihm dieß Geschäfte der Natur vor dem zweyten Jahre nicht, damit die Brut desto besser gerathe. Oktober und März ist die beste Zeit zu ihrer Begattung.

Die **Sau** geht vier Monate, und ist unter allen Thieren mit gespaltenen Klauen das einzige, welches die meisten Jungen, nämlich oft 20 bis 24, wirft; aber auch so **unmütterlich** gegen sie gesinnt, daß sie solche ohne Lager, auf die bloßen Steine hinwirft, und wenn sie mit dem Futter versäumt wird, ein Theil davon auffrißt. Nach drey Wochen können sie schon

mit

mit auf die Weide gehen, und nach sechs Wochen werden sie abgesetzt.

Gleich nach dem ersten Jahre, wenn sie vorher im sechsten Monat verschnitten sind, werden sie aufgesetzt, acht bis zwölf Wochen gemästet, und hernach für die Haushaltung geschlachtet.

Ein Paar Schweine sind beyde nach sieben Jahren zur Zucht untüchtig, und ein Schwein, das gut gehalten wird, kann immer ein Alter von 20 Jahren erreichen.

Man hat unter ihnen Beyspiele von außerordentlich frühzeitiger Fruchtbarkeit, daß eine Sau von noch nicht völlig drey viertel Jahren, fünf gesunde Ferkel geworfen, und eine andere zu Basel, die als Spanferkel den 4ten März 1778 aufgenommen wurde, den 5ten Dezember 7 Junge gebracht habe, wovon die zwey schwächsten übrig geblieben, und ebenfalls noch im ersten Jahre ihre Fruchtbarkeit gezeigt haben *). Ich habe die Embryonen von zahmen Schweinen fast nach allen Monaten in Weingeist, worunter einige nicht größer als eine Bohne sind; aber schon völlige Bildung haben.

Unter den Schweinen finden sich auch viele Mißgeburten. Ich besitze selbst einige in Weingeist, die sonderbare Seltenheiten an sich haben.

Die erste ist ein Ferkel, wie es geworfen ist, mit einem förmlichen Elephantenrüssel, wie der Hübnerische Hund in Halle, den ich bey der Naturgeschichte des Hundes beschrieben habe.

Ich

*) S. Sanders Beyträge zur Naturgeschichte der Säugthiere im XVI. Stück des Naturforschers S. 82.

Ich bekam es von Halberstadt mit den Umständen, daß ein durchgeführter Elephant in dem Wirthshause logirt habe, wo diese trächtige Sau gewesen, und nachher dieses Ferkel, nebst andern wohlgestalteten, geworfen habe.

Allein ich besitze unter meinen Papieren ein altes Kupfer, welches dieselbe Mißgeburt vorstellt. Es erhellet hieraus, daß dergleichen Mißgeburten mit verlängertem oder verunstaltetem Rüssel vorfallen können, ohne daß sich die Sau habe an dem Elephanten versehen dürfen.

Die zwote ist ein Ferkel mit acht Füßen, und ungeheuer großem Kopfe, so, daß man deutlich sehen kann, wie das zweyte mit dem Vordertheile ganz in dem ersten stecke, und ich zweifle nicht, in dem Kopfe des Monstri zween Hirnschädel zu finden.

Die dritte ein Ferkel, am Körper völlig gebildet; der Kopf aber wie ein Katzenkopf, ganz glatt, ohne Augen, Maul, Rüssel und Ohren, bloß mit verwachsenen Flecken, wo diese Organen sitzen sollen *).

Die Verbreitung

des Schweins erstreckt sich auf alle fünf Welttheile, und hat überaus viel Aehnlichkeit mit dem Menschen. Daher hat auch Blumenbach **) darauf seine Vergleichung der Menschen- und Schweineracen gegründet. Beyde sind vollkommene Hausthiere. Beyde, alles fres-

*) Das gehörnte Schwein im Jonston Tab. 48, und in Ruysch Theatr. Animal. Tom. II. Tab. 48. scheint mir eher eine Mißgeburt, als eine unrichtige Zeichnung des Hirschebers (Sus Babyrussa) zu seyn.

**) S. dessen Beyträge zur Naturgeschichte I. 36. 45. 47.

freſſende Thiere: (omnivora); beyde in allen fünf Welttheilen verbreitet. Beyde den Haupturſachen der Ausartung von Klima, Lebensart, Nahrungsmitteln, u. ſ. w. ausgeſetzt. Beyde einerley Krankheiten, und ſogar denen unterworfen, die außer den Menſchen und Schweinen bey wenig Thieren bemerkt werden, als dem Harnblaſenſtein, dem Finnenwurm *), u. ſ. w.

Der wilde Eber findet ſich nur bis zum 60ſten Grade nördlicher Breite; aber das von ihm ſtammende Hausſchwein kommt nicht nur in Norwegen, über Bergen hinaus, fort; ſondern lebt ſelbſt noch in Bereſof im 64ten Grade.

Die wärmern Gegenden ſind überall voll Schweine — in den untern Theilen Schwedens, in ganz Deutſchland, und dem übrigen Europa. Sie befinden ſich in Sibirien, in der Tartarey, in Syrien, ja in ganz Aſien: die Länder ausgenommen, wo das Eſſen des Schweins aus Religionsprincipien, die ſich auf mediziniſche Urſachen gründen, verboten iſt.

Selbſt in dem 5ten Welttheile, in den neu entdeckten Südländern, in den Inſeln, die ſonſt kein vierfüſſiges Thier, als den Hund hegen, werden die Schweine angetroffen.

Eben ſo in Afrika, und in Süd- und Nordamerika iſt es jetzt durch die Europäer überall ausgebreitet, wo es vor der Entdeckung des Kolumbus nicht war. Ja! jetzt trifft man in Braſilien und Peru ganze Heerden europäiſcher verwilderter Schweine an, welche Warré-Schweine, Cochons marons, heißen.

Die-

*) S. Lichtenbergs Magazin VI. B. 1 St. S. 5.

Diejenigen, welche 1509 aus Spanien auf die Perleninsel **Cubagua** gebracht wurden, arteten in die abentheuerlichste Race aus, mit **Klauen**, die eine halbe Spanne lang waren.

Hat man doch in unserm Vaterlande Beyspiele, daß wilde eingefangene Frischlinge so zahm geworden, wie die Hausschweine *), und umgekehrt, die letztern, wenn sie durch Zufall in die Wildniß gerathen, eben so leicht verwildert sind, und dergleichen Thiere nachher für **wilde Sauen** geschossen worden, und man beym Ausweiden, da man auf die Spur des Verschneidens gekommen ist, den Irrthum erst entdeckt hat **).

Feinde

hat dieses Thier genug, denen es sich hauptsächlich wegen seines Schmutzes und Unreinlichkeit Preis giebt. Dahin gehören

I. die **Krankheiten**, denen es unaufhörlich ausgesetzt ist:

1. die sogenannte **Seuche**. Eine Krankheit, die sich durch wässerichte Augen, Kopfhängen nach der Seite, Mattigkeit und Abneigung vom Fressen, äußert.

2. Die **Bräune**, oder das Feuer. Eine Entzündung des Halses und Rachens von plötzlicher Erkältung, daß die Zunge schwarz wird.

3. Der **Spaat**, oder die Verrenktheit, da das Hintertheil kontrakt wird, und sie es nachschleppen.

Man

*) S. Naturforscher XV. 152.

**) S. Lehmanns natürliche Merkwürdigkeiten im Meißnischen Obererzgebirge S. 605.

Man nennt es auch den **Hinterbrand**, oder das **Brandblut**. Im Munde, im Halse, und an der Zunge kleine Bläschen. Die ausgezogenen Borsten unten blutig.

4. Der **Zungenkrebs** richtet oft ganze Heerden zu Grunde.

5. Der **Durchfall**;

6. die **Gall- und Schwindsucht** vom Verhitzen.

7. Das **Verfangen**, vom Ueberfressen und Uebersaufen.

8. **Pocken und Beulen**;

9. daß sie leicht ersticken. Fette Schweine werden daher mehrentheils des Nachts getrieben, und liegen öfters sechs Stunden und länger in einem Sumpfe.

In Preußen haben die Landleute die Gewohnheit, die zur Stadt zu fahrenden Schweine auf dem Wagen oder Schlitten verkehrt, mit dem Hintertheile nach den Pferden zu, zu legen, weil sie sonst, wenn sie bey dem Fahren die Luft entgegen haben, leicht ersticken.

10. Der **Schwindel**, da sie mit dem Kopfe gegen die Wände laufen, und sich gebärden, wie die drehenden Schaafe. Ich habe einigen solchen Schweinen den Kopf abhauen lassen, in der Meynung, auch bey ihnen den **Gehirnblasenwurm** zu finden; aber nichts bemerkt.

II. Andere **Feinde** aus dem Thierreich.

1. Ihnen geht der **Wolf** nach, und die **Ratzen** fressen ihnen oft tiefe Löcher oben in den Kammspeck, ohne daß sie es fühlen; ja! man hat Beyspiele, daß die Mäuse im Speck genistet haben, wenn die Schweine vor Fett nicht mehr aufstehen können.

2. Von Insekten haben sie die gewöhnliche Schweinslaus *).

Verschlucken sie die Maulwurfsgrille, so zerkratzt sie ihnen den Magen, daß sie Krämpfe bekommen und sterben.

So geht es den Waldschweinen auch, wenn sie Molche verschlucken.

3. Von Würmern haben sie in der Leber die Egeln und großen Blasenwürmer **), wie auch diese letztern im Netze. In den Gedärmen aber öfters ganze Knauel von Zwirnwürmern (Gordius), und besonders den großen Riesenkratzer ***). Ferner den Haarwurm ****), den Rundwurm †), den Fadenrundwurm ††).

Insonderheit den Finnenwurm. Eine Art von dicht zusammengewickelten Bandwurm, mit Saugblasen und Hakenkranz. Im Fleisch, besonders unter der Zunge, wie Gerstengraupen oder Perlen †††).

Der

*) Pediculus *Suis* Linn.

**) S. Eingeweidewürmer S. 194. Tab. 17. A. Hydatigena *orbicularis*.

***) Echinorynchus *Gigas*. Davon s. meinen Versuch einer N. G. der Eingeweidewürmer S. 143. Tab. 10. Fig. 1 — 6.

****) Trichocephalus Suis. S. 122. t. 6. f. 5.

†) Ascaris Suum S. 71.

††) Ascaris *filiformis* S. 91. t. 2. f. 6. 7.

†††) Ich habe zu der Zeit, da ich die erste Entdeckung machte, daß die Finnen Würmer wären, eine kleine Schrift davon herausgegeben: neueste Entdeckung: daß die Finnen im Schweinefleisch wahre Blasenwürmer

Der Schaden

der Schweine ist nicht erheblich. Wenn sie in Gärten und gebauete Felder gerathen; so wühlen sie alles auf. Die Eber werden oft, besonders in der Brunftzeit, sehr gefährlich. Ich habe davon selbst in meinem vorigen Amte ein trauriges Beyspiel an einem Mann erfahren, der in der Vorstadt in einer engen Gasse vor einem Thorwege, durch welches ein hitziger, die Sau auf dem Hofe witternden Eber durchbrechen wollte, von dem Thiere von der Wade an bis in die Lenden hinauf dergestalt gehauen und gerissen war, daß er seinen Geist darüber aufgeben mußte. Die hungrigen Sauen schaden durch ihre Freßbegierde. Ihr Geruch ist den Pferden zuwider, und tödtet die Krebse. Wenn man einen Kober voll Krebse im Wagen bey sich hat, und fährt durch eine Heerde Schweine, so sterben sie alle. Es

würmer sind, Halle 1784. 8. mit einer Kupfertafel. Als ich dieses schrieb, wußte ich so wenig, daß bereits *Malpighi* im vorigen Jahrhundert Op. posth. p. 84. und *Fabricius* in Kopenhagen, diesen Finnenwurm beschrieben und abgebildet hätten, als es der Herr Hofr. Blumenbach wußte, da er in der 3ten Aufl. seines Handbuchs S. 464. sagte: daß ich die thierische Natur dieses Wurms zuerst außer Zweifel gesetzt habe. Ich danke ihm öffentlich für diese Belehrung. So viel ist indessen gewiß, daß damals in ganz Deutschland noch niemand wußte, daß die Finnen Würmer wären. Wenn nur die Wahrheit gewinnt; so mag die erste Entdeckung gemacht haben, wer da will, die doch mehrentheils dem Zufall verdankt wird. In Schranks Verzeichniß der Eingeweidewürmer S. 57. fehlt bey dem Schwein der große Blasenwurm in der Leber und am Netze, wie auch der Finnenwurm.

wurden einmal auf einem Hofe, an den viele Schweinställe der Nachbarschaft gränzten, Krebse im Brunnentroge abgespühlt, und so bald sie den Schweinegeruch empfanden, fiengen sie an zu zappeln, und verschieden.

Groß und ausgebreitet ist

der Nutzen

dieser Thiere in der Haushaltung, wie ein jeder aus der Erfahrung weiß. Auch an diesem Thiere ist alles brauchbar.

Die **Borsten** dienen zu Bürsten, Pinseln, Kehrwischen, und Kehrbesen, zu beweglichen Stielen der künstlichen Putzblumen, und der Schuster braucht sie an seinen Schuhdräten statt der Nadeln. Aus den übrigen Haaren werden in Südholland und Schweden die Seile und Taue zur Fischerey verfertiget *).

Die **Blase** giebt Tobaksbeutel, Ueberzüge der Gläser und Flaschen, auch Ballons. Die **Galle** bey allen Wunden dienlich **).

Die **Gedärme**, wie nutzbar, das Wurstwerk darin zu füllen.

Die **Zähne** dienen zum Poliren.

Der **Mist** ist kälter, als von andern Thieren, und wird daher auf hitzige und trockene Felder gebracht. Seit einigen Jahren werden auch in England manche Tücher

*) Unter dem König von Preußen Friedrich I. suchte ein alter erfahrner Edelmann ein Privilegium zum Monopolio der Schweinsborsten in preußischen Landen, und wurde sehr reich. S. Bocks N. G. von Preußen IV. 247.

**) Besonders wider Dornstiche und Wespenstiche. S. Berlin. Samml. IV. 159.

Tücher mit warmen Menschenurin, und Schweinekoth gewalkt.

Das Fleisch, der Speck, und alles übrige am Schwein, wie nützlich in der Haushaltung! Wie mancherley Gerichte können daraus bereitet werden!

Das Hirnmark oder provinzialisch Brehm, giebt die angenehmen Bremwürste; die Leber die Leberwürste; Blut und klein gehacktes Fleisch die Blutwürste, welche frisch und gekocht wohl schmecken, und geräuchert sich so lange halten. Bratwürste ißt jedermann gern. Die Zunge schmeckt frisch und geräuchert. Der Magen kann entweder gefüllt, oder klein geschnitten eine Nacht in der Grube gekocht, säuerlich zubereitet werden. Lunge, Leber, Herz und Nieren, kommen entweder in die Würste, oder werden auch so gegessen. Aus den Knorpeltheilen und Schwarten macht man die bunte Preßsülze. Die Wirbelknochen werden eingepökelt, und geben nebst dem Rüssel das pikante Pökelfleisch.

Frisch gekocht und gebraten, dient das Schweinefleisch zu allerley Kost; noch brauchbarer aber ist es in den geräucherten Schinken und Schlackwürsten, unter denen die Braunschweigischen den Vorzug haben.

Das Schweineschmalz ausgebraten kann zur Speise, zu Salben, zu Pomaden, zu Wagenschmiere, und zur Seife gebraucht werden, und das Uebrige nach dem Ausbraten giebt noch die Gröben oder ausgebratenen Brocken. Schweinefett und Queckſilber wird eine Salbe, die den Reisenden wider ungebetene Hausgäste sehr dienlich ist.

Je beſſer ein Schwein mit Kornmaſt, Eicheln oder Buchnüſſen ausgemäſtet iſt; deſto brauchbarer ſind alle ſeine Theile. Man hat auch darin ſeine Kunſt bewieſen. Bey Nürnberg wurde 1748 ein Schwein geſchlachtet, welches ſieben Fuß lang war, und 700 Pfund wog. Eben ſo viel hätte im vorigen Jahr eine allhier von einem Gärtner gemäſtete Sau auch.

In Ludwigsburg hatte ein neunvierteljähriges Schwein 884 Pfund, und war neun Schuh, vier Zoll lang, aber vier Schuh, fünf Zoll hoch; der Rückenſpeck betrug ſieben Zoll. Der Herr von **Brenkenhof** hat in ſeiner Oekonomie dieſe alle übertroffen. Er verkaufte zwey fette Schweine, deren jedes über 900 Pfund wog, für 140 Thaler. Sie waren von großen engliſchen Ebern und weſtphäliſchen Säuen.

Aus den enthaarten **Häuten** macht man Leder, welches die feſteſten und dauerhafteſten **Bücherbände** giebt. Daher die älteſten Bücher von zwey bis drey hundert Jahren her, faſt alle in Schweinsleder gebunden ſind, und ſich noch immer erhalten. Man verfertiget daraus auch ein gutes **Pergament**, **Siebe und Schuhſolen**; in Spanien **Weinſchläuche**.

Wie **nützlich** ſind außerdem die Schweine noch im Leben? Wie manches ſchädliche Ungeziefer wird durch ſie vertilget? In Deutſchland hat man gefunden, daß kein beſſeres Mittel wider die **Grasraupe** *) ſey, als Schweine auf die Wieſen zu treiben, wie auch in Ungarn zur Vertilgung der **Heuſchrecken** geſchiehet. Sie reinigen die Straßen von Koth und Aas, und aller Auswurf der Haushaltung wird ihnen Nahrung.

Merk-

*) Phalaena *graminis*, (calamitoſa).

Merkwürdig ist es, daß in Amerika die Schweine zur Ausrottung der giftigen Klapperschlange gebraucht werden. Die Schlange erstarrt von dem Geruch des Schweins, und wird von ihm vom Kopf bis zum Schwanz, ohne Schaden, gefressen.

Von Irrthümern und Vorurtheilen

in der Naturgeschichte des Schweins, wüßte ich nichts, als daß vor Zeiten die frische Schweinsbrühe, die Galle, der Mist, das Schmalz, die Gehörknochen, die Zähne, die Geilen, und andere Theile, in der Medizin sind gebraucht worden.

Zu den ökonomischen Vorurtheilen rechne ich noch, daß es allgemein eingeführt ist, die Schinken und Speckseiten mit der Schwarte zu räuchern, weil es sonst nicht so gut aussähe. Allein ein abgezogener Schinken und Speckseite, in grobe Leinwand genähet, und dann geräuchert, schmeckt eben so gut, erfordert weniger Salz, und darf bey weitem nicht so lange räuchern.

Von Schriften

führe ich bloß die zur Naturgeschichte des Schweins gehörenden an:

Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini: II. 35. Tab. 17.

Funk Naturgeschichte und Technologie I. 58.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 755.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 321. Sus Scrofa *domeſticus*.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 740. No. β. 2. das zahme Schwein.

Zwote Race: das wilde Schwein *).

Benennung und Beſchreibung.

Zum Unterſchiede der zahmen Schweine, heißen dieſe die **wilden**, weil ſie in der **Wildniß**, in Wäldern leben, und eben dadurch ihr Naturell wilder und grauſamer wird. Da ſie mehrentheils **ſchwarz** ſind; ſo heißen ſie im Gegenſatz der andern, mit ihnen zugleich im Walde lebenden gehörnten und rothfahlen Thiere, **Schwarzwildpret**. Zuweilen giebt es doch einige **graue** oder grauſchwärzliche. Die Jäger ſprechen nie wilde Schweine; ſondern **wilde Sauen**.

Man kann ein wildes Schwein von einem zahmen durch nichts beſſer, als durch den Augenſchein und die Vergleichung unterſcheiden. Hat man eine todte Sau vor ſich liegen; ſo zeigt ſchon das rauhe und wilde Anſehen des Kopfs und der Borſten, daß ſie nicht zu unſern Hausthieren gehöre.

Der Kopf iſt länger, der Rüſſel gröber und ſtärker; der Vorkopf etwas gebogener. Beſonders geben ihnen die **vier Eckzähne**, die ſie mit auf die Welt bringen, ein fürchterliches Anſehen.

Die **obern**, als die kürzeren, heißen bey den Jägern das **Gewerfe**, die untern krümmeren und größern

bey

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 217. Sus Scrofa *ferus*.

bey dem **Eber**, das **Gewehr**, die **Waffen**, die **Hauer**. Der Rüssel wird durch ihre Lage ordentlich aufgefleischt.

Diese eigentlichen Hauer wachsen mit dem zunehmenden Alter immer fort, und ragen im 4ten Jahre auf drey Finger breit über das Gewerft hervor, und werden zuletzt ganz gelb. Im siebenten Jahre wachsen die Spitzen einwärts nach den Augen zu, und das Thier kann damit keinen sonderlichen Schaden mehr thun.

Bey den wilden Schweinen stehen auch die **Ohren** gerade in die Höhe, die **Klauen** sind etwas weiter gespalten, die **Borsten** steifer; der **Schwanz** aber ist kürzer, und hängt gerade herunter.

Die Größe eines ausgewachsenen wilden Schweins beträgt fünf Fuß, 4 Zoll Länge, und drey Fuß, zwey Zoll Höhe. Ihre Schwere beläuft sich auf zwey bis drey hundert Pfund. Doch hat man Ausnahmen. Im Jahr 1581 wurde bey Königsberg bey einer wilden Schweinsjagd eins von sechs hundert Pfund, und 1727 im Oesterreichischen unter zwey hundert andern eins von vier hundert Pfund erlegt.

Der **Eber** oder **Keuler** unterscheidet sich von der **Sau** oder Bache schon von weitem durch die längern, weiter herausstehenden **Hauzähne**, wodurch sich der Rüssel von selbst aufwirft, und durch den am Nabel herunterhangenden **Haarpinsel**.

Die **Jungen** führen den Namen **Frischlinge**.

Bey der Zergliederung

findet sich kein Unterschied von den innern Theilen der zahmen Schweine.

Aufenthalt.

Alle Wälder sind ihr gewöhnlicher Aufenthalt, und besonders die recht verwachsenen Dicktungen. Am liebsten befinden sie sich in Senken und bruchichten Thälern, damit sie sich im Schlamme baden können: doch wechseln sie in Absicht ihres Aufenthalts, wenn sie von Nahrungsbedürfnissen weiter getrieben werden.

Wo ein Rudel Schweine beysammen liegt, das heißt ihr Lager, oder der Kessel, wozu sie allerhand Reiswerk, Moos, abgehauene junge Loden, und dergleichen nehmen, und das Lager recht weich und dichte machen.

Ihre Nahrung

besteht hauptsächlich in Wurzeln, Eicheln, Buchnüssen, u. s. w. Sobald der Abend kommt, ziehen sie sich nach den Vorhölzern, auf die Wiesen und Aecker, die nahe am Holze liegen, und brechen entweder Wurzeln, insonderheit Kümmelwurzeln (Gärbe), oder sie gehen nach den Erbsen, Linsen, Hafer- und Rockenstücken. Die Wiesen sehen öfters nicht anders aus, als ob sie gepflügt wären, weil sie vermittelst ihres starken Kopfs und Rüssels im Stande sind, zwey Ellen tief in die Erde den Wurzeln nachzugraben.

Wo es Eichel- und Buchmast, insonderheit Kastanien, viele Haselnüsse und Trüffeln giebt, ziehen

sie

sie sich oft einige Meilen dahin. Wie stark ihre Witterung sey, erhellet daraus, daß sie vor einigen Jahren im Dessauischen durch die Elbe geschwommen, und nach der, einige Meilen weit entfernten Eichelmast, gegangen sind.

Die beste Mast für sie ist die **Erdmast**, oder die weißen **Maden**, welche Klumpenweise unter dem nassen Moose und faulen Blättern liegen, und sich in eine gewisse Art von **Raubfliegen** (Asilus) verwandeln, von denen **Döbel** *) noch sagt: daß sie zuweilen haufenweise in der Erde **wachsen**. In nassen Jahre ist die Erdmast häufiger, als in trockenen, weil solche Jahreszeit für diese Insekten günstiger ist. Die wilden Sauen werden davon ungemein fett.

Im Vorsommer müssen sie sich mehrentheils mit Grase und Kräutern behelfen. Im Winter brechen sie tief nach den **Farrenkrautwurzeln**. Vielleicht ist das die Ursache, daß die wilden Schweine vom **Bandwurme** ganz frey sind, weil dieses bekanntermaßen ein Spezifikum dagegen ist.

Sie verzehren **Würmer** und **Insekten**, die sie in der Erde finden. Wenn es stark zugefroren ist; so gehen sie auch wohl aufs **Aas**, insonderheit auf die Pferde, womit die Füchse im Holze geludert werden. An lebendigen Thieren aber vergreifen sie sich nicht leicht: es müßte sie denn die äußerste Noth dazu zwingen, wie denn Büffon

*) Jägerpraktik S. 24. Es müssen aber diese Larven von Raubfliegen oder die Erdmast, mit dem Kühnschen Heerwurm, dessen Larven sich in eine Tipula verwandeln, S. Naturforscher XV. 90. XIIX. 226. nicht verwechselt werden.

Büffon *) Rehhaut und Vogelklauen in ihrem Magen gefunden hat.

Die Fortpflanzungszeit

fällt in das Ende des Novembers und Anfang des Dezembers, und dauert faſt fünf Wochen. Die alten Keuler geſellen ſich um dieſe Zeit zu den Bachen, und jagen die jungen vom Rudel weg, wobey es hitzige und blutige Kämpfe giebt, und wobey ſie ihre Hauer rechtſchaffen gebrauchen. In dieſen Kämpfen fallen oft ſchwere Verwundungen an den Blättern, und auf den Rücken über den Keulen vor. Dieſe heilt ſich das Thier ſelbſt und ſtillt die Verblutung durch das Reiben an harzichten Fichten und Kiefern. Harz, Blut und die kurzen wollichten Haare unter den Borſten machen einen ſo feſten Panzer, oder Harniſch, daß weder Kugel, noch Spieß, noch Hirſchfänger durchgehen. Davon heißen ſolche Schweine auch Harniſch- oder Panzerſchweine.

Die Art ihres Kampfs iſt fürchterlich. Ein alter einſiedleriſcher Keuler, — denn dieſe leben einſam für ſich — welcher am grimmigſten iſt, ſchäumt vor Bosheit, daß der Geifer auf die Erde fließt, knirſcht mit den Zähnen, daß man es weit hören kann, und nun ſteht er mit dem Kopfe dicht an den Schultern des Nebenbuhlers, und dieſer eben ſo. Das Hauen beginnt von beyden Seiten in die Schulterblätter, daß es öfters Wunden und Riſſe in der Länge eines Fingers ſetzt. Der Schwächere muß zuletzt die Flucht nehmen.

Die

*) N. G. der vierfüßigen Thiere von Martini II. 71.

Die Bache trägt vier Monate, oder achtzehn bis zwanzig Wochen, und wirft um Lichtmesse vier bis sechs Junge. Sie verbirgt sich im Dickicht, und gräbt sich einen besondern überwölbten Kessel von Reisig, Laub und Moos, zum Wochenbette. Drey Tage liegen die Jungen bey der Mutter, nach acht Tagen aber entfernen sie sich schon, und nach zween Monaten gehet sie mit ihnen zum Rudel, und behält sie bey sich, bis sie sich wieder belaufen will.

Zu dieser Zeit ist die Bache am wildesten und grausamsten. Bey dem geringsten Geschrey des Jungen, wenn es auch nur von den andern gedrückt wird, kömmt sie, wie eine Furie, herbey, und geht auf Menschen und Hunde los, da sie sonst nicht leicht den Angriff thut, wie der Eber; sondern viel scheuer und furchtsamer ist. Hört die Alte auch nur in der Ferne ein Geräusch; so fängt sie an, erschrecklich zu schnauben, und zu grunzen, um ihre Jungen zu warnen, die sich dann augenblicklich unter dem Moos, und im Buschwerk verbergen, bis die Mutter wieder ruhig ist.

Sie sind Anfangs roth gefleckt, mit schwärzlichen, braunfalben und weißen Streifen. Sechs Monate heißen sie Frischlinge, nach drittehalb Jahren übergegangene Frischlinge. Das Männchen oder der junge Eber geht dann vom Rudel ab, und heißt ein angehendes Schwein. Nachher werden sie nach den Jahren betitelt: ein dreyjähriger, vierjähriger, fünfjähriger Keuler, und in diesem letzten Alter ein Hauer, oder ein Hauptschwein. Sie sollen, wie man sagt, ein Alter von fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren erreichen.

Zu-

Zuweilen läuft eine Bache in einem Jahre zweymal. Das ist aber ein sicherer Beweis, daß sie nicht ursprünglich wild ist; sondern von zahmen abstammt. Die wilden halten ihre ordentliche Brunft- und Setzzeit.

Ich besitze einige **Embryonen** von wilden Schweinen in Weingeist, ungefähr von einem Monat, denen man, in Vergleichung mit den Embryonen von zahmen, ansehen kann, daß sie wilder Art sind.

Lebensart und Eigenheiten.

Sie leben sehr **gesellig**, oft in Haufen von vierzigen beysammen, welcher ein **Rudel** heißt, und vertheidigen sich gemeinschaftlich gegen die Anfälle der Raubthiere. Sobald eins zu schnauben und zu grunzen anfängt, setzt sich die ganze Nachbarschaft ins Gewehr. Ein solches **Rudel** besteht aus etlichen Sauen mit ihren Frischlingen, aus zwey und drittehalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen. Die **Hauptschweine** oder **fünfjährigen Keuler** entfernen sich schon, und werden Einsiedler.

Ich habe es oft mit Vergnügen hier in der Nachbarschaft, auf einer der höchsten Berggegenden des **Mägdesprunges**, wo die wilden Sauen vor einem, mitten im Holze belegenen Jagthause gefüttert werden, gesehen, wie die alten bemooften und bepanzerten **Einsiedlereber** aus den Gebüschen, die nicht weit von dem Futterplatze waren, herausschielten, nur Rüssel und Vorderkopf hervorsteckten, und sich mißtrauisch umsahen, bis die minder furchtsamen Sauen zuliefen, und sich äßten, da sie denn ganz gravitätisch nachkamen,

etwas

etwas nahmen, aber bald wieder zu Winkel giengen.

Ihr Naturell ist wild und grausam, und mit der Wuth eines erzürnten Ebers fast nichts zu vergleichen, zumal wenn er angeschossen und verwundet ist. Hat ihn der Jäger auf dem Anstande nicht recht gefaßt; so muß er gleich Baum an gehen. Das verwundete Thier geht gerade auf ihn los, wüthet eine geraume Zeit unter dem Baume, hauet große Stücken Borke ab, und wenn es zurückläuft; so kann man es noch lange hören, wie es die im Wege stehenden jungen Loden weghauet.

Die Hauzähne des Ebers sind wie ein Scheermesser, weil sie das Thier im Zorn beständig an den obern weßt, und scharf macht. Das Hauen geschiehet nach der Seite zu, beständig über sich, daher es einem liegenden nicht wohl schaden kann. Es kehrt ihn aber mit dem Rüssel um, und tritt ihn öfters braun und blau *).

Die Heßhunde, wenn sie nicht recht abgerichtet, und vorsichtig genug sind, daß sie das Schwein mit einem Seitensprunge bey den Ohren fassen, und ihm den Kopf niederhalten, wodurch es alle Kraft verliert, erfahren es oft genug, daß ihnen der Keuler mit einem Schlage den Bauch aufreißt, und sie alles Eingeweide ausschütten. Die Bache hat eigentlich keine Hauer, sondern

*) In der Barbarey hat man Beyspiele, daß sie sich mit ihren Hauern sattsam sogar gegen Löwen haben vertheidigen können.

sondern nur kurze Haken. Da sie aber mehr unter sich hauet, reißt und beißt, so wird sie dem Liegenden gefährlicher, als der Keuler.

Es ist eine besondere Eigenheit dieser Thiere, daß sie, wenn sie entweder in Laken eingefangen, oder von den Hunden gestellt sind, nicht leicht auf einen Menschen losgehen, als bis der Jäger mit dem Spieß oder Hirschfänger vortritt, und den gewöhnlichen Zuruf: Hu su! macht, welches wohl so viel heißen soll, als Hun! Sau! Dann fährt sogleich eins aus dem Haufen heraus, läuft gerade auf den Spieß zu, und läßt sich auffangen.

Das Gesicht ist ihr schwächster Sinn. Sie können fast gar nicht in die Ferne, oder vorwärts sehen, weil ihnen die Haare in die Augen hängen, und man die Augen kaum wahrnehmen kann. Was sie sehen wollen, müssen sie seitwärts fassen.

Desto stärker ist der Geruch, insonderheit das Gehör, worin das wilde Schwein fast alle andere Thiere übertrifft. Daher der, der Jugend schon bekannte Vers: Aranea tactu: aper auditu.

Noch eine besondere Eigenheit ist bey ihnen anzutreffen, daß sie keine Finnen haben. Ein Beweis, daß die zahmen bloß durch ihre Lebensart und Futter die Disposition zur Erzeugung dieser Würmer bekommen. Eine überaus wichtige Bemerkung hat Blumenbach hierbey gemacht: es sey dieß ein Beyspiel von organisirten Körpern, die offenbar erst lange

nach

nach der ersten Schöpfung gleichsam nacherschaffen schienen *).

Daß sie längere Borsten, und unter denselben ein dickwollichtes Haar haben, das im Winter sehr dicht wird, ist aus ihrem Zustande und Lebensart zu erklären, da sie die Natur mit einem stärkern, den zahmen aber entbehrlichen, Winterpelze versehen mußte.

Zuletzt müssen wir noch bemerken, daß die wilden Schweine auch keinen Speck haben, wie die zahmen.

Von der Verbreitung

haben wir schon oben das nöthige gesagt. In Sardinien ist das wilde Schwein die zahlreichste Art von den vier größern wilden Thieren im Lande, und häufiger, als die Hirsche und der Mouflon. Der Halbzirkel der Hauzähne erreicht nicht drey Zoll im Durchmesser, und das stärkste Schwein hat hier nur etwan ein Gewicht von 250 Pfunden **).

Unter allen Schweineracen der alten und neuen Welt ist das äthiopische wohl der wahre Riese ***). Ein ungeheueres Thier, mit entsetzlich breitem und dickem Kopfe. Die vier großen Hundszähne, oder

*) S. Handbuch der Naturgeschichte 4te verbesserte Aufl. S. 422.

**) S. Cetti Naturgeschichte von Sardinien I. 185.

***) S. Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere II. 5. Tab. I.
Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 750. No. 4. das äthiopische Schwein.

Hauer, davon bey einigen die in der Oberkinnlade neunzehn Zoll nach dem Bogen, neun Zoll in gerader Linie, und im Umfange fünf und einen halben Zoll, haben, nebst dem schaufelförmigen sehr breiten, fast hornartigen Rüssel, geben dem Thiere ein fürchterliches Ansehen.

Unter den Augen hängen zween häutige Auswüchse, wie ein Paar Ohren, und darunter sitzt eine große Warze. Die Nasenlöcher weit auseinander. Bey recht alten sind die Backenzähne, wie bey alten Elephanten, in eins verwachsen. Ein mittelmäßiges Schwein dieser Art hatte bey vier Fuß, neun Zoll Länge, und zwey Fuß, zwey Zoll Höhe. Sie vermischen sich nicht mit unsern europäischen Schweinen.

Was

die Feinde

des wilden Schweins betrifft; so sind die Menschen, und großen Hetzhunde seine gefährlichsten, obgleich mancher davon mit dem Leben, oder mit verstümmelten Gliedern bezahlen muß.

In den Gegenden, wo noch Wölfe sind, versucht es dieser Patron wohl, einen Frischling zu erwischen; aber an die Bachen und Eber darf er sich schwerlich wagen, weil sie sich in ganzen Rudeln wehren, wenn auch mehrere Wölfe beysammen sind.

Außerdem sind die wilden Schweine noch mehr, als die zahmen, wegen ihrer Borsten, und dickwollichten Haare auf der harten Haut, vor allen Insektenstichen und Hautfeinden frey, und ich kenne keinen Oestrus,

Ta-

Tabanus, Conops, u. ſ. w. der ſich an ihnen vergreifen ſollte.

Angeborne Eingeweidewürmer aber haben ſie ſowohl, als andere Thiere, und als ihre Abkömmlinge, die zahmen Schweine: die Finnenwürmer und Bandwürmer, ſo viel ich weiß, ausgenommen, welche letztere auch in zahmen, wie ich glaube, noch nicht angetroffen ſind.

Sie haben den Haarwurm, Trichocephalos, den großen Blaſenwurm am Netze, ſelten in der Leber (Hydatigena veſicaria *orbicularis*). Von Egelwürmern habe ich in den Lebern nie eine Spur gefunden.

Von Krankheiten unter dieſen Thieren iſt faſt gar nichts bekannt; wenigſtens haben ſie keine einzige von denen, welchen die zahmen Schweine ausgeſetzt. Nur in allzuheißen Sommern, als 1782, bekommen ſie zuweilen den Brand, woran oft ganze Gegenden ausſterben.

Was in ſehr harten und ſchneereichen Wintern vor Hunger, oder wenn es angeſchoſſen iſt, an ſeinen Wunden ſtirbt, iſt hieher nicht zu rechnen.

Der Schaden,

den die wilden Schweine, nach ihrem Naturtriebe, am jungen Holze, an Wieſen, an bebaueten Kornfeldern thun, iſt ungleich größer, als von zahmen.

Auch sind sie, wenn sie in Wuth gesetzt werden, Menschen und Thieren gefährlicher.

Ihr Nutzen

ist ebenfalls nicht so beträchtlich, als von zahmen. Indessen schmeckt ihr

Fleisch gekocht, gebraten und geräuchert, nicht übel, und ist auch in seinen Säften gesünder.

Mit einem, in der Schmiedeesse abgebrannten, und hernach gekochten wilden **Schweinskopfe**, mit einer Zitrone im Maule, macht man auf Tafeln besondere Parade. Daß sie aber solchen **Speck**, wie unsere zahmen Schweine ansetzen sollten, ist mir nicht bekannt.

Die **Häute** werden in unsern Gegenden mehrentheils gahr gemacht, und mit den Haaren als Decken zum Abtreten vor die Stubenthüren gelegt. Die **Tungusen** tragen sie, mit auswärtsgekehrten Haaren, als ein Kleidungsstück, welches ihnen ein thierischwildes Ansehen giebt *). In **Sardinien** werden daraus sehr gute **Sohlen** gemacht.

Die **Hauzähne** werden oft in Silber oder Metall gefaßt, und den kleinen Kindern zum Kauen gegeben, welches den Durchbruch der Zähne befördern soll.

In

*) S. Georgi Reisen I. 164.

In Sardinien wird die Blaſe zur Arzeney gebraucht. Ohne ſie auszuleeren, füllt man Oehl dazu, und bekommt auf dieſe Art eine Salbe, welche bey Verwundungen ſehr gerühmt wird.

Sie werden auf verſchiedene Art gefangen, eingetrieben und geſchoſſen *).

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen,

welche bey der Naturgeſchichte des wilden Schweins zu berichtigen ſind, rechne ich

1. daß man aus der Erdmaſt, welche aus den Larven gewiſſer Raubfliegen, da ich ihre Verwandlung ſelbſt erfahren habe, beſtehen, die Larven einer gewiſſen Tipula, oder den Heerwurm, gemacht hat.

2. Daß man meynt: ſie ſetzten von der Erdmaſt ſo dicken Speck an, daß die Feldmäuſe Löcher einfräſſen, welches wohl zu der Geſchichte der zahmen gehören wird.

3. Daß die wilden Schweinszähne beſonders das Durchbrechen der Zähne bey Kindern bewirken, welches wohl ein feſtes glattes Holz eben ſo gut leiſten dürfte.

Hieher gehörende

Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere II. 65. ff. Tab. 18.

Bechſteins

*) Davon ſ. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 778.

Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands I. 771. (Fährte Tab. XIV. d. Fig. 17.).

Funk Naturgeschichte und Technologie I. 58.

Bocks Naturgeschichte Preußens IV. 232.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 320. Sus Scrofa: *Aper.*

Donndorffs zoologische Beyträge ꝛc. I. 736. No. 1. α. das wilde Schwein.

XXX XXX (1-9) IX.85
II.89